

1993

Dietrich Behrends

Tschako löste die Pickelhaube ab / Oberhausener Polizeigeschichte I, Präsidiumssitz: OB Havenstein trickste seinen Mülheimer Kollegen aus 30

Helmut Kawohl

Zwischen Himmel und Hölle / Bildhauer Otto Wesendonk fördert Dialog zwischen Mensch und Kunst 42

Peter Voss

Auch Didi ging durch die Hölle des Ostens / Dümptener Berg – nur ein Höhepunkt des Rück-Radrennens 48

Dietrich Behrends

Stativ und Plattenkamera mit Pferdewagen befördert / Vater und Sohn Teriet dokumentierten Sterkrader Stadtgeschichte 52

Herta Zilly

30 Pfennig Eintrittsgeld / Erster Kindergarten stand am Kastell 58

Peter Hoffmann

Weinprobe in Eisenheim / Ein Museum rund um die köstliche Rebe 62

Michael Schmitz

Killerwale jagen ledernes Ei / „Orcas“ werben für American Football 72

Thomas Machoczek

Konzept für Landesgartenschau '99 steht / Planer sammelten Erfahrung auf der MüGa 76

Astrid Knümann

Die Renaissance der Quetsche / Oberhausen: Eine Hochburg der Akkordeon-Musik 80

Hans-Walter Scheffler

Ab durch die Mitte / Etappenziele beim Strukturwandel der Stadt 83

Michael Rheinheimer

Über die „Pampersklasse“ zur Dressur / Reitsport richtet 1993 Ruhrolympiade aus 88

Nicole Schauerte

Biotope im Gewerbegebiet? Warum nicht! Lipperfeld hat Zusatz „Park“ verdient 92

Martin Berger	
Nach dem Kuß folgt der Schuß / Bogenschützen wandeln in Robins Fußstapfen	96
Michael Petrykowski	
Spuren führen bis Den Haag / Geheimnisse um Burg Vondern bis heute ungeklärt	100
Hans-Walter Scheffler	
Als der Kämmerer Halleluja sang / Anekdoten aus dem Rathaus	104
Thomas Finkemeier	
Wo sind die Zehnerscheiben? /Bodybuilding ist heute mehr als Show	109
Helmut Stoltenberg	
„Rittersleut‘ von hehrem Glanz / Lothar Peters hält die Erinnerung an das Mittelalter lebendig	113
Bert Giesche	
Erinnerungen an eine verlorene Identität / Rheinisches Industriemuseum will 1995 seine Tore öffnen	116
Michael Schmitz	
Erzählen von Menschen und Märchen / Unser Theater startet in eine neue Zeit	120
Astrid Knümann	
Wenn Batman mit Pumuckel „turtelt“ / 25 Jahre Kinderkarneval in Osterfeld	124
Klaus Müller	
Picasso für den eigenen „Palazzo“ / Artothek im Schloß wirbt für Interesse an Kunstwerken	126
Michael Schmitz	
Immer geradeaus / Eine Erzählung aus Robert Ciuraj´s abenteuerlichem Fliegerleben	130
Christian Icking	
Ein Kind der „68er“ / Forum der Filmothek hat Faible für bissige Themen	134
Rainer Suhr	
Stadtbild wird aufgewertet / Projekte der Internationalen Bauausstellung Emscher Park für mehr Lebensqualität	138
Helmut Kawohl	
Blick zurück auf 1992 / Oberhausener Schlagzeilen	142
Vom Federkiel zum persönlichen Computer / Der Wandel in der Stadtparkasse Oberhausen	146

OBERHAUSEN '93



Ein Jahrbuch

TITELBILD:

*Der von Otto Wesendonck gestaltete Brunnen
auf dem Marktplatz in Schmachtendorf*

HERAUSGEBER:

*Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen
und mit freundlicher Unterstützung
der Stadtparkasse
© Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION:

Helmut Kawohl, Ha-Jo Plitt, Michael Schmitz

GESTALTUNG:

Claus Schneider

FOTOS:

*Volker Döhne · M. Ebrich · Ruth Gläser · Gido Grümmner
Werner Jopek · Markus Möllenberg · Privatarchive
Harald Reusmann · Heinz-Werner Rieck · Doris Riedelsheimer
Stadtarchiv Oberhausen · Studio Teriet · Thomas Thöne
WAZ-Archiv · Klaus Werner · Otto Wesendonck*

„Stille Botschaften“ Max Baumann

HERSTELLUNG:

*Reproduktionen, Satz und Druck
Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 6515 09*

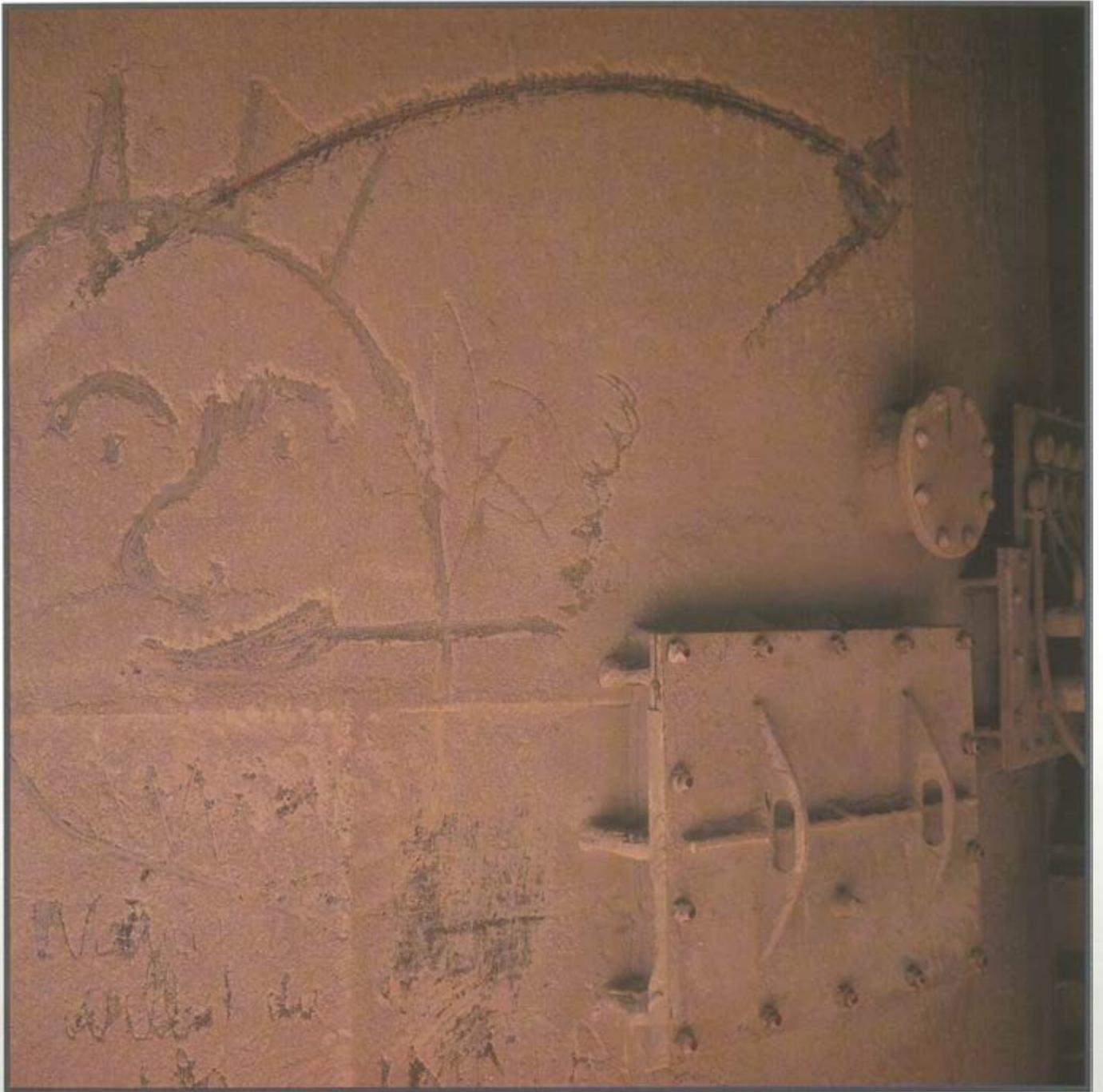
November 1992



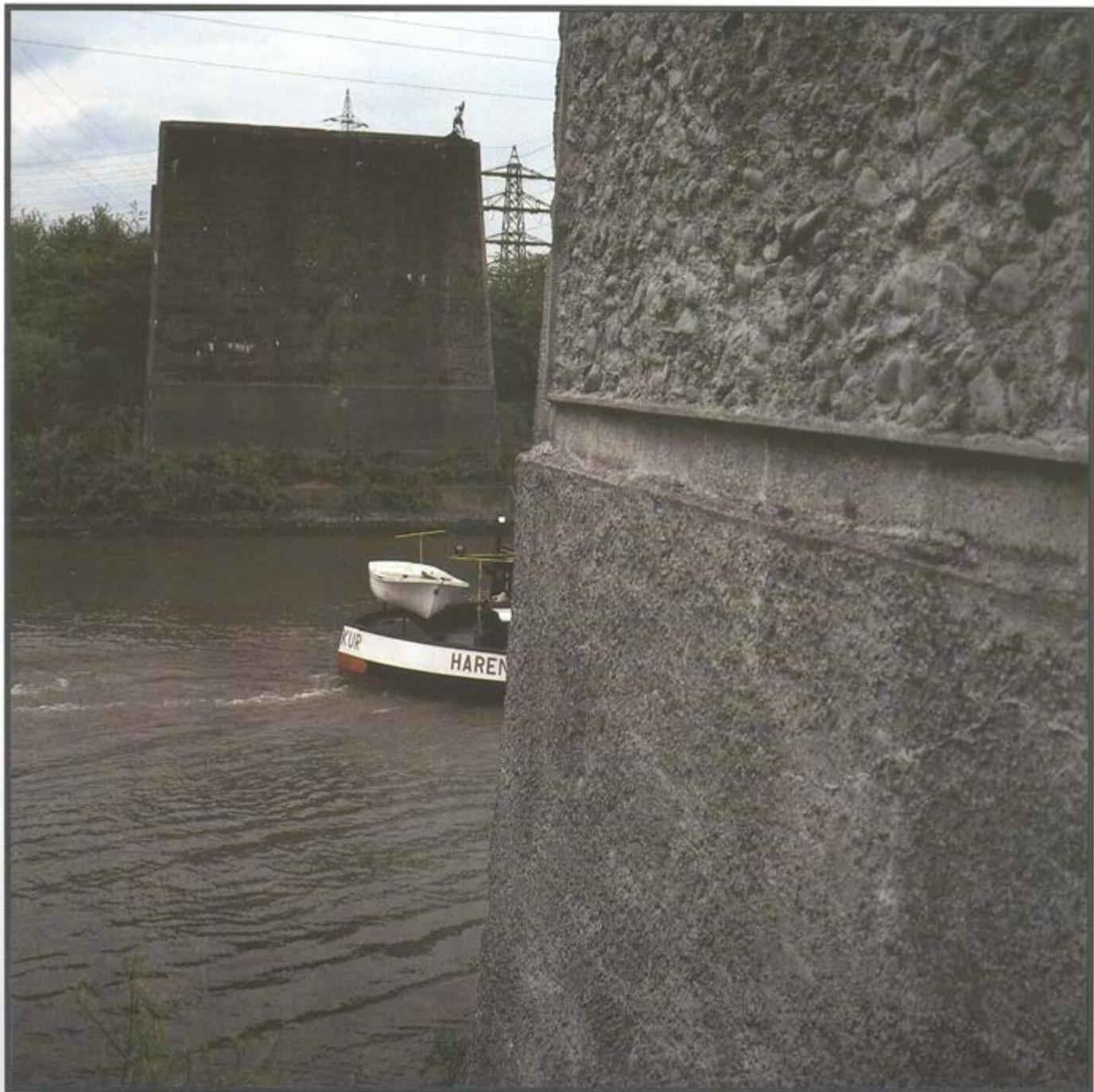
DRUCK- UND VERLAG
OBERHAUSEN

STILLE BOTSCHAFTEN

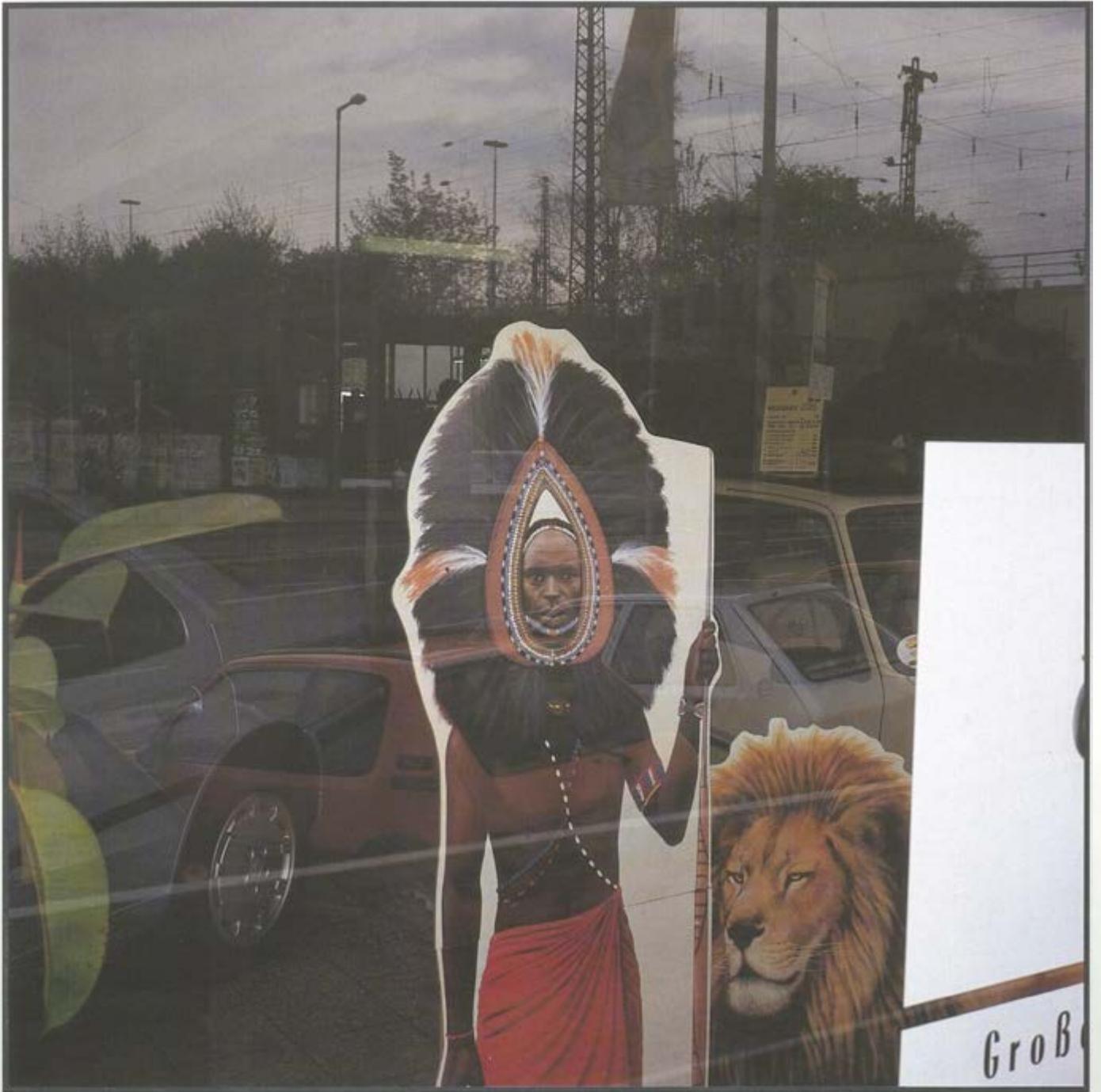
Eine Stadt sucht eine neue Identität. Max Baumann, Student der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst, hat sich mit seiner Kamera an dieser Suche beteiligt. Dabei entstanden Stilleben des Strukturwandels, des Kulturwandels, des Wandels irdischer und außerirdischer Werte, Bilder, an denen wir seit Jahren und Jahrzehnten achtlos vorübergehen, Bilder, die Augen öffnen. Die stillen Botschaften des 31jährigen Fotografen fügen sich zu einem „Mosaik Oberhausen“, das aus dem Zusammenspiel verfremdender Spiegelungen mit der scheinbaren Beliebigkeit ihrer Motive eine ungeheure Faszination schöpft, eine Unwiderstehlichkeit, die den Charme unserer Stadt in seiner geballten Zerschlagbarkeit sichtbar macht.



Pablo was here



Schiff-Bruch



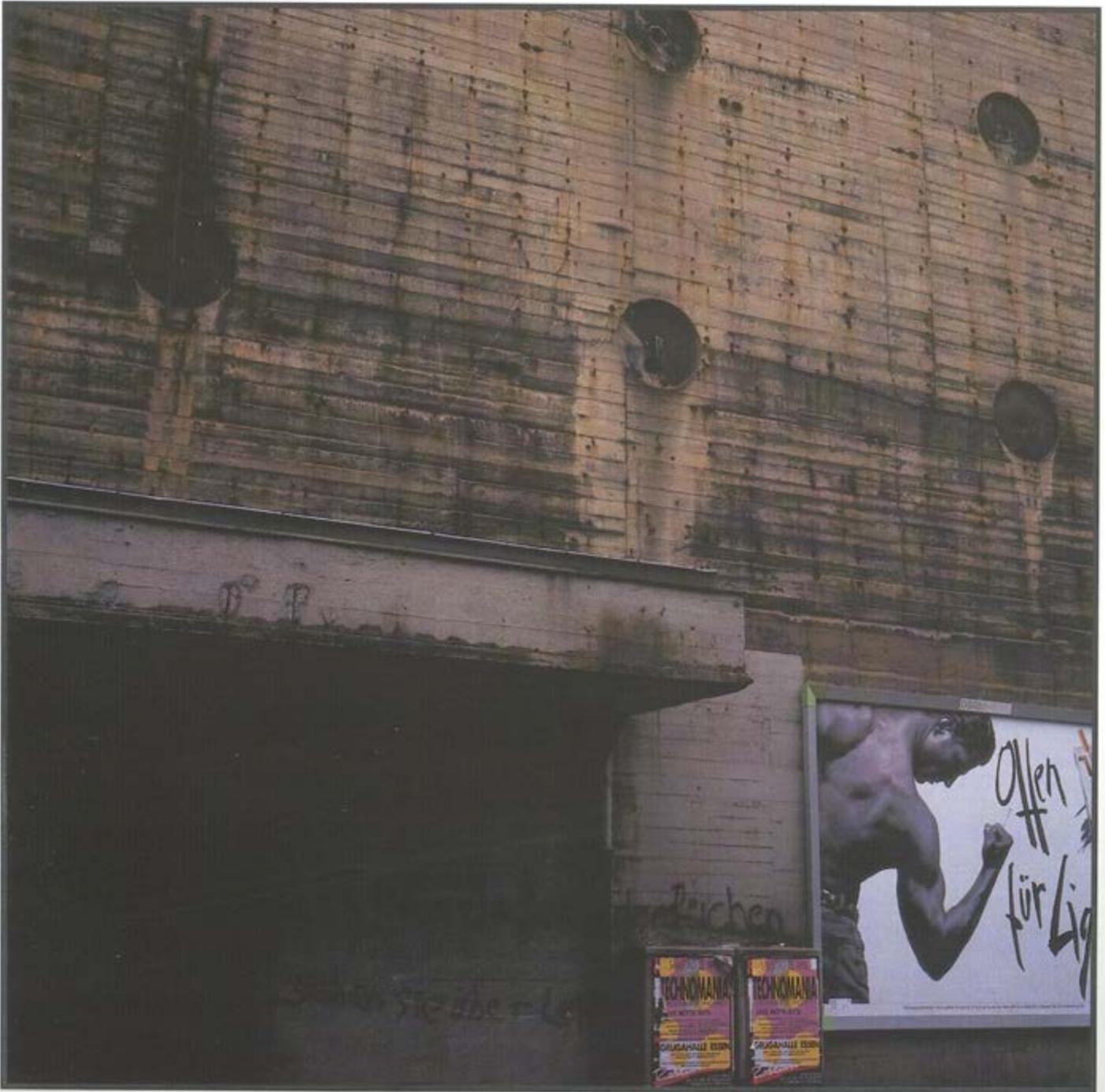
Revier-Safari



Unverbindlich



Hai-Fidelity



Muskelspiel



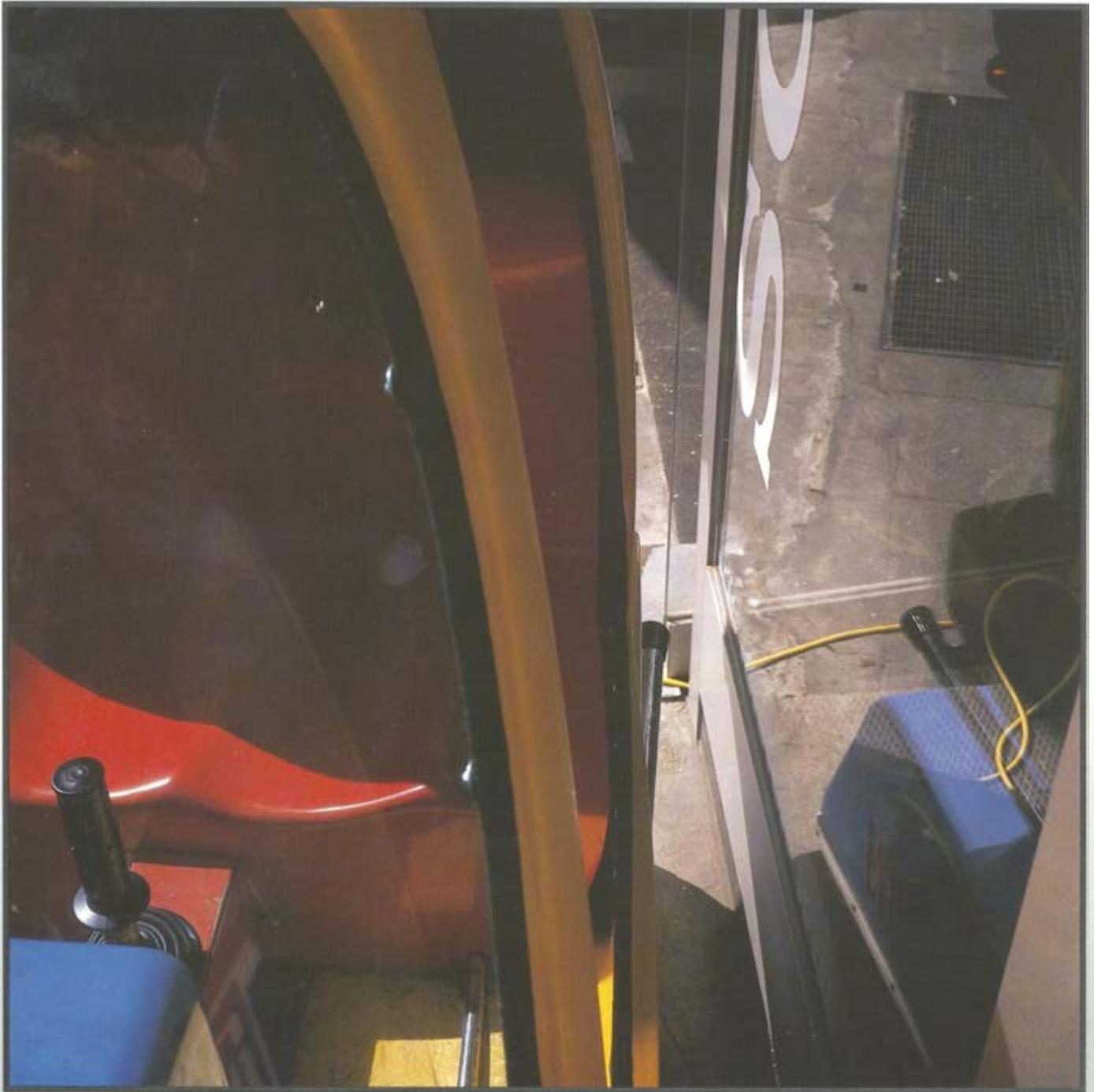
Katzenfutter



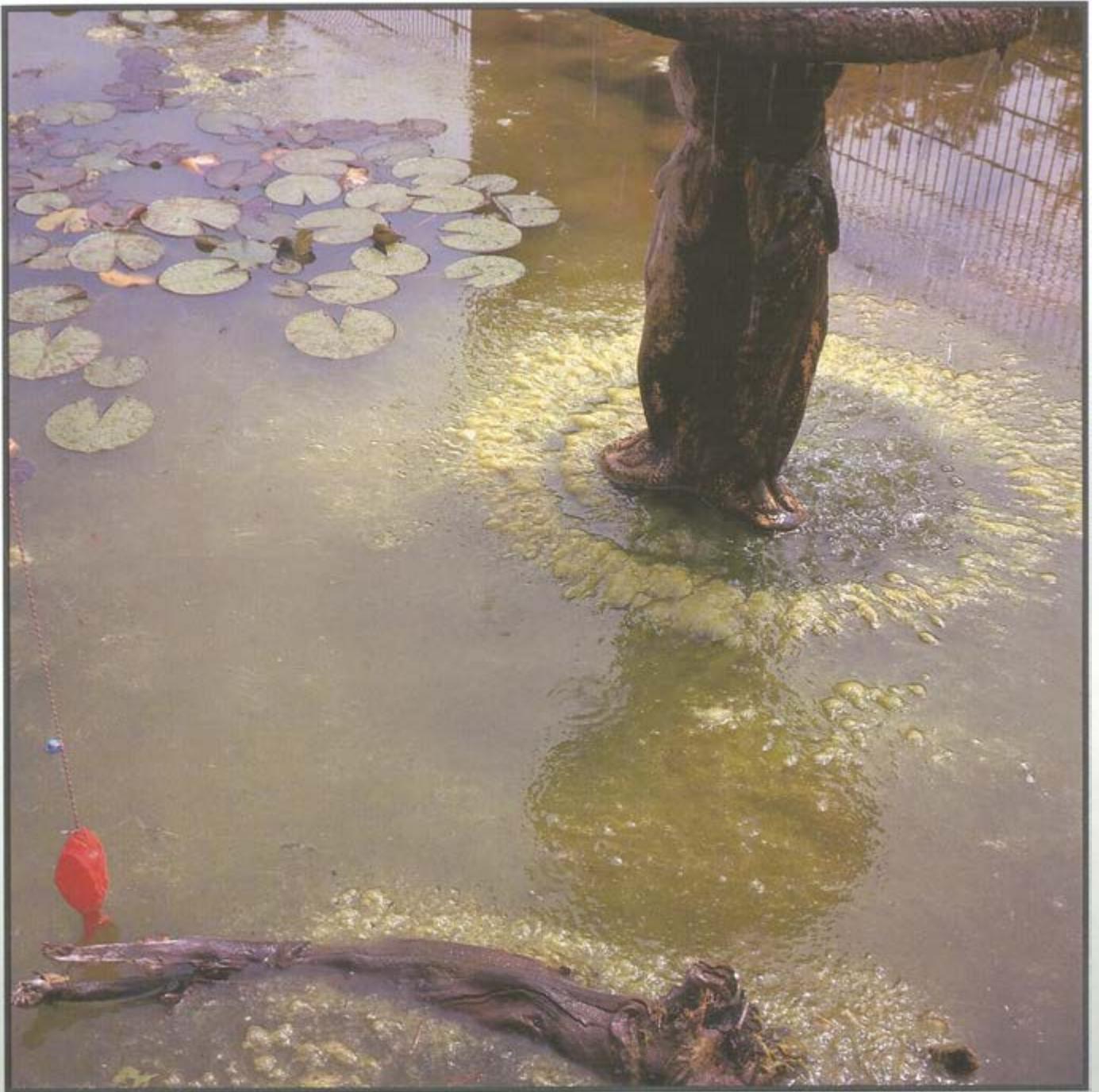
Durch die Blume



Hinter den Kulissen



Kinder heben ab



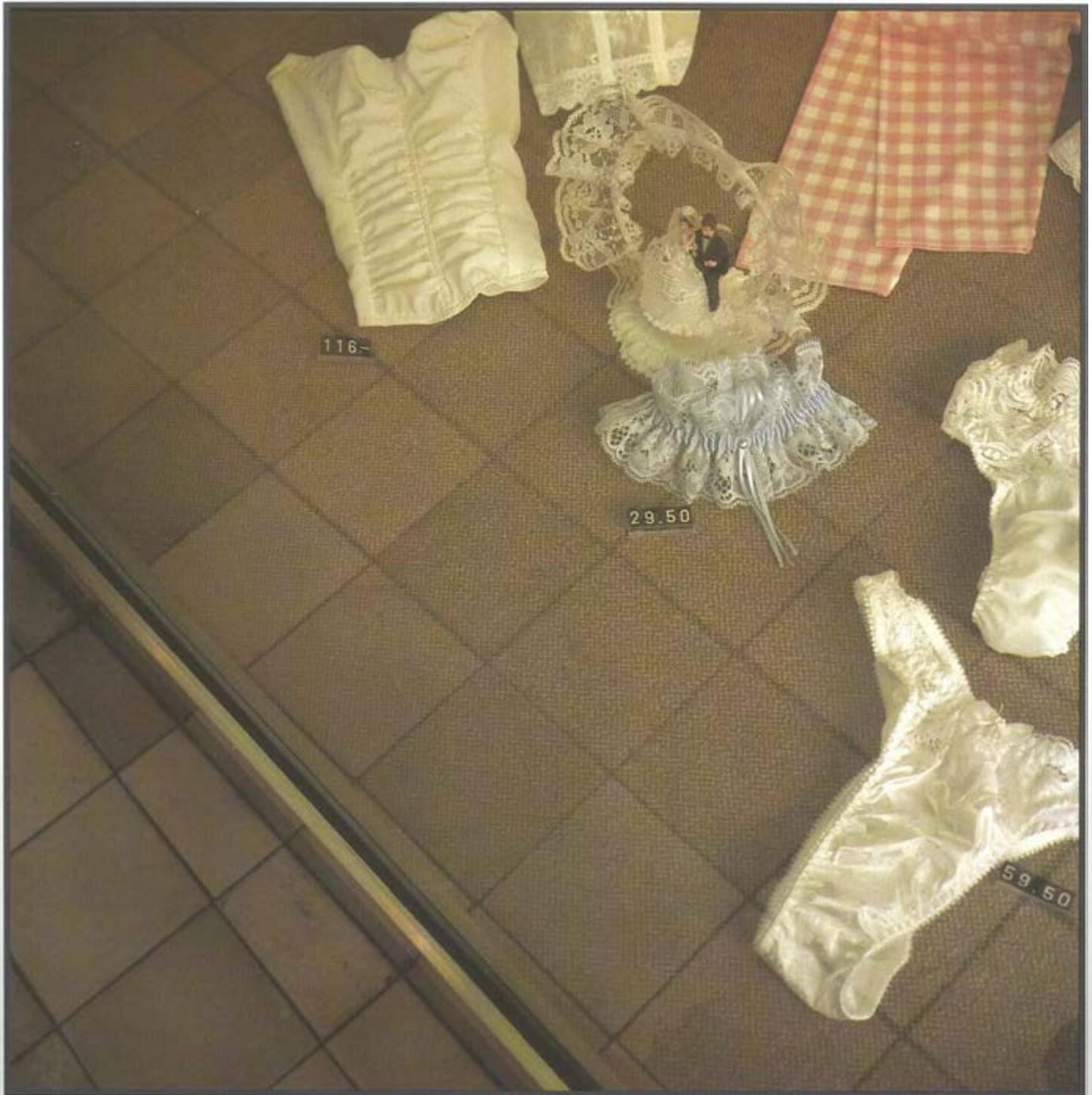
Anglerlatein



Deko-Art



Männer unter sich



Höhepunkte



Frauen unter sich



Spieglein, Spieglein



Holiday and nice



Ganz unten



Hintertüren



Ruhe in Frieden



Vase aus Stein



Aus der Traum



Vor der Scheidung

TSCHAKO LÖSTE DIE PICKELHAUBE AB

*Oberhausener Polizeigeschichte I
Präsidiumssitz: OB Havenstein
trickste seinen Mülheimer Kollegen aus*

DIETRICH BEHRENDS

Das amtliche Protokoll der Osterfelder Polizei vom 4. April 1920 über eine „Leichensache“ nennt die Namen von acht Osterfelder Bergleuten sowie den eines Oberhausener Bergmanns, eines Anstreichers aus Osterfeld und eines Zugschaffners. Außerdem wird eine „unbekannte männliche Person“ erwähnt. Sämtliche Leichen seien vorläufig beschlagnahmt und in der hiesigen Leichenhalle untergebracht. Nach dem vom Chefarzt des Marienhospitals unterzeichneten und vom Kriminal-Wachtmeister Hützen beglaubigten ärztlichen Protokoll vom 6. April wurden als Todesursache Kopfschuß, Brustschuß oder Kopf- und Brustschuß festgestellt. Gegen eine Beerdigung der Toten bestanden keine Bedenken.

Mit Ausnahme des Zugschaffners waren die Toten Angehörige der Roten Armee gewesen, die während des sogenannten Spartakusaufstandes Osterfeld etwa acht Tage lang besetzt gehalten hatte. Die

Rotgardisten starben nach kurzem Straßenkampf bei der „Eroberung“ Osterfelds durch einen Reichswehrtrupp auf dem Hof des Hotels Husemann an der damaligen Hauptstraße, heute Bottroper Straße. In den Gasträumen von Husemann hatten die roten Revolutionäre ihr Wachlokal und ein Werbebüro für die Rote Armee eingerichtet. Die Presse meldete damals, die Männer vom Werbebüro hätten den Kampf aufgenommen und seien dabei gefallen. In Polizeiunterlagen ist zu lesen, die Reichswehr habe auf dem Hof von Husemann zwölf Rote standrechtlich erschossen. Drei weitere Kommunisten seien bei „Aufräumarbeiten“ gefallen. Einer von ihnen hatte im Rathaus als „Polizeichef“ gesessen, er starb im Dienstrock von Kommissar Donnerstag, dem eigentlichen Leiter der Osterfelder Polizei. Dem ersten Osterfelder Kommissar war es im letzten Augenblick gelungen, mit der Reichswehreinheit

Kontakt aufzunehmen, die sich vor den zahlenmäßig weit überlegenen Kriegern der aus Bottrop anrückenden Bürgerkriegsarmee zurückziehen mußte. Bei einem nächtlichen Überfall auf das besetzte Rathaus erbeuteten die Reichswehrleute 150 Infanteriegewehre und Munition. Polizeichef Donnerstag hatte deshalb Veranlassung, sich während der roten Besetzung in Osterfeld nicht blicken zu lassen.

Revolution zum Dienstbeginn

Die rote Machtergreifung in Osterfeld war am 20. März 1920 wie die für deutsche Umstürzler typische „Revolution mit der Bahnsteigkarte“ abgelaufen. Pünktlich zum Dienstbeginn um 8 Uhr fanden sich die neuen Herren, die Mitglieder des „Vollzugsrats“, im Rathaus ein, übernahmen die Amtsgeschäfte und ließen auf dem Amtshaus die rote Fahne hissen. Vor dem Gebäude bezogen bewaffnete Rotgardisten Posten. Die Osterfelder Polizei wurde entwaffnet und nach Hause geschickt, aber schon am folgenden Tag durften einige Beamte unbewaffnet zur Unterstützung der Rotgardisten ihren Dienst versehen. Nach dem Ende der roten Herrschaft „begann die Arbeit der Polizei in Form von Durchsuchungen, Festnahmen und Vorführungen“, heißt es in der Chronik des späteren 9. Polizeireviers. Weiter vermerkte der Chronist in Polizeiuniform: „Es stellte sich heraus, daß weit über 200 Osterfelder der Roten Armee angehört hatten. Sämtliche Schuldigen wurden teils dem Kriegsgericht in Buer, teils dem I. Batl. Marineregiment 5, das zu jener Zeit in Bottrop lag, zur Aburteilung bzw. Erledigung übergeben.“ Zu den „Schuldigen“ gehörten auch die in der Polizeichronik



Die Oberhausener Polizeigeschichte ist das Hobby von Polizeihauptmeister Klaus van Dellen (36), dessen Sterkrader Wohnung einem kleinen Polizeimuseum gleicht. Seine Sammlung von Pickelhauben aus der Kaiserzeit und von Tschakos aus der Weimarer Republik, dem Dritten Reich und aus Nachkriegsdeutschland einschließlich DDR ist das Ergebnis jahrelanger emsiger, keine Mühen und Kosten scheuender Sammlertätigkeit, seine 15 Aktenordner umfassende Dokumentation mit interessanten Texten und polizei- und stadtgeschichtlich wertvollen Fotos das Resultat von hartnäckig und sorgfältig betriebenen Recherchen.

namentlich und mit ihrem jeweiligen „Ressort“ genannten acht Mitglieder des roten Vollzugsrats, als dessen Vorsitzender der Osterfelder Franz Goos fungierte. Über ihr Schicksal gibt es keine Angaben.

Sechs Tote auf der Marktstraße

Fast zur gleichen Zeit überschlugen sich auch in Oberhausen die Ereignisse, spielten sich in der City dramatische Szenen ab. Oberhausen war etwa zwei Wochen lang in roter Hand. Am 17. März 1920 forderte ein blutiger Zwischenfall auf der Marktstraße sechs Tote und zwölf Verletzte. Im Anschluß an eine gegen den rechten Kapp-Putsch gerichtete Protestkundgebung des Aktionsausschusses der Gewerkschaften auf dem Neumarkt (heute Ebertplatz) zogen linke Radikalinskas schreiend und johlend durch die Nohlstraße in Richtung Marktstraße. Hier erwartete

Polizeikommissar Krüger mit 15 Mann die Menge, die den Durchzug zur Marktstraße erzwingen wollte. Die Polizei befürchtete Plünderungen und verweigerte den Weitemarsch. Einsatzleiter Krüger forderte die „Demonstranten“ viermal zum Auseinandergehen auf, andernfalls müsse er von der Schußwaffe Gebrauch machen. Davon machten zuerst Heckenschützen Gebrauch: Der erste Schuß fiel aus einem Eckhaus Markt- und Nohlstraße und tötete einen hinter der Polizeikette stehenden Zivilisten. Es entwickelte sich eine regelrechte Straßenschlacht.

Am 20. März 1920 übernahm in Oberhausen ein „Vollzugsrat der revolutionären Arbeiter“ die „ausführende Gewalt“. Am 3. April meldeten die Zeitungen: „Oberhausen von der Reichswehr zurückerobert.“ Die Polizei konnte wieder den Sicherheitsdienst überneh-

men. Bei den Straßenkämpfen verloren 24 Menschen ihr Leben. Wie in Osterfeld kam es zu standrechtlichen Erschießungen durch die Reichswehr. „Durch die Folgen des Krieges und durch die Machenschaften volksfremder Elemente hatte das deutsche Volk seinen inneren Halt verloren“, wird in einer Polizeichronik bedauernd festgestellt.

Diese Chroniken, denen wir interessante Details aus einem dramatischen Kapitel der Oberhausener Stadtgeschichte verdanken, wurden im Dritten Reich niedergeschrieben. Auf Anordnung des damaligen Reichs- und preußischen Innenministers hatte die Polizei in der Nazizeit Traditionspflege zu betreiben. Dazu gehörte das Aufschreiben der Geschichte der einzelnen Polizeireviere „nach Art der Kriegstagebücher“. In einem Schreiben vom 19. April 1938 an

die Revierleiter äußerte sich der Kommandeur der Schutzpolizei Oberhausen recht zufrieden über die Traditionspflegeaktion: „Ich konnte feststellen, daß nach den vom Kommando herausgegebenen Richtlinien vom 26. April 1937 die Bearbeitung der Tradition von den meisten Dienststellen mit großer Sorgfalt und Gründlichkeit erfolgt ist.“ Wenn man auch den Geist der Nazizeit zwischen den Zeilen spüren kann, so sind die reich bebilderten und mit persönlichen Erlebnisberichten einzelner Polizisten angereicherten Revier-Chroniken als heimatgeschichtlich bemerkenswerte Zeitdokumente zu bewerten. Sie spiegeln Oberhausener Polizeigeschichte und damit auch Stadtgeschichte wider: Heimatgeschichte aus der Sicht der Polizei.

Wer heute alte Polizeiverordnungen liest, wundert sich, für was alles früher die Polizei zuständig war. Der Grund: Im Königreich Preußen war die Polizei eine kommunale Einrichtung und hatte auch Aufgaben zu erledigen, die heute in die Zuständigkeit des Ordnungs- und zum Teil auch des Gesundheitsamtes fallen. Eine von Bürgermeister Schwartz am 16. Juli 1884 unterschriebene, für den „Umfang des Polizeibezirks Oberhausen“ gültige „Local Polizeiverordnung“ wirft ein Schlaglicht auf die sanitären Verhältnisse in der damals noch keine 20000 Einwohner zählenden Stadt. Da geht es um die „ohne Verzug“ zu entleerenden, reinigenden und mit Karbolsäure zu desinfizierenden Aborte in den Wohnhäusern, was alle zehn Tage zu erfolgen hatte. Die Abfuhr der „menschlichen Excremente“ durfte nur von abends 9 bis morgens 6 Uhr erfolgen, „Hof und Straße sind dann sofort zu reinigen“. Ende des

vergangenen Jahrhunderts füllten die vom Polizeisekretär Flucke zusammengestellten „Polizei-Vorschriften der Stadt Oberhausen“ ein 289 Seiten starkes Buch.

Zu den Beamten, die im jungen Oberhausen auf die Einhaltung dieser Vorschriften zu achten hatte, gehörte Wilhelm Kels. Damals kamen die nicht besonders ausgebildeten Polizisten meist vom Militär, sie trugen auch in ihrer neuen Funktion den Soldatenrock. Kels hatte, wie in einem Ratsprotokoll gewissenhaft vermerkt ist, in der 1. Kompanie des 4. Westfälischen Infanterieregiments gedient, bevor er am 1. Mai 1862 als erster Oberhausener Polizeiseergeant in den Dienst der zu diesem Zeitpunkt drei Monate alten Gemeinde trat, wo bereits Polizeidiener Aurandt und Gendarm Eibe im Einsatz waren.

Mädchenleiche im Grafenbusch

Auch in der angeblich „guten alten Zeit“ hatte die Oberhausener Polizei genug Arbeit. Unter den Tausenden, die in die mit amerikanischem Tempo wachsende Industriestadt strömten, gab es nicht wenige Leute, die Grund hatten, in diesem Schmelztiegel unterzutau- chen. Nach Lohnzahlungen ging es hoch her, der Schnaps war preiswert. In den Tanzsälen und den „Kasernen“ genannten Gemeinschaftsunterkünften lediger Zechenarbeiter, unter ihnen heimat- und damit haltlos gewordene Ausländer, gab es oft Streit, der mit dem Messer ausgetragen wurde. Vor allem aber waren es einige schwere Kriminalfälle, die der jungen Stadt einen schlechten Ruf verschafften. Auch Polizisten waren unter den Opfern von Gewaltverbrechen, so der Beamte Dreyer, der 1889 vor einer Wirtschaft an der unteren Marktstraße erstochen wurde. 1903



Polizist im Soldatenrock: Als erster Oberhausener Polizeiseergeant trat Wilhelm Kels am 1. Mai 1862 in den Dienst der drei Monate alten Gemeinde. Kels traf in Oberhausen bereits Kollegen an: den Polizeidiener Aurandt und den Gendarmen Eibe.



Im Schmuck der Pickelhaube: Der spätere erste Oberhausener Kriminalbeamte Heinrich Schmidt als Polizeiseergeant. In dieser Eigenschaft kam er bei einem Aufruhr während eines Volksfestes auf dem Neumarkt in eine schwierige Situation. Als Kriminalist war er recht erfolgreich.

fand man im Grafenbusch die Leiche eines 13jährigen Mädchens, das einem Lustmörder zum Opfer gefallen war. In beiden Fällen blieb die Suche nach dem Täter ohne Erfolg.

Um 1900 sorgte der Fall Schula für Gesprächsstoff über Oberhausen hinaus. Schula war ein braver, fleißiger Bergmann, in dessen Haus drei Ledige als Untermieter bei Vollverpflegung, sogenannte Kostgänger, lebten. Seine Frau, getrieben von Lebensgier, überredete die drei jungen Männer, ihren Mann umzubringen. Auf dem Weg nach der Zechen Neumühl fielen sie über den Ahnungslosen her, schlugen einen Stein auf seinen Kopf und warfen



Kämpfe in der Frage des Präsidiumssitzes wie ein Löwe für Oberhausen: Oberbürgermeister Berthold Otto Havenstein. Und triumpphierte über seinen Mülheimer Kollegen Dr. Lembke. Die Entscheidung für Oberhausen fiel Dezember 1922. Havenstein stand von 1906 bis 1930 an der Spitze unserer Stadt.

ihn in die Emscher. Die Polizei überführte das Quartett und lieferte es damit dem Scharfrichter aus, denn auf Mord stand damals die Todesstrafe. Zunächst wurden die drei Männer hingerichtet. Auch Frau Schula entging ihrem Schicksal nicht. Die Justizbehörde wartete, bis sie ein Kind zur Welt brachte, dann mußte auch sie unter das Fallbeil.

Als Oberhausens erster Kripobeamter ist Heinrich Schmidt in die Oberhausener Polizeigeschichte eingegangen. Schmidt brachte den berühmten Räuberhauptmann Stratmann zur Strecke, einen mehrfach aus dem Zuchthaus ausge-

brochenen Einbrecher, der um 1909/10 Angst und Schrecken unter den Bürgern verbreitete, bei denen was zu holen war. Stratmann machte sich die damals stark aufkommende soziale Bewegung zunutze und galt bei den armen Leuten als Räuber aus sozialem Motiv. Er hatte deshalb viele Helfer, die ihm immer wieder Schlupfwinkel besorgten. Sein „Lehrmeister“ und Komplize war der Zuchthäusler Spickenbom aus Alstaden. Schmidt nahm beide fest: Stratmann in einer abgelegenen Oberhausener Wirtschaft, die der Kriminalist in der Tarnung eines harmlosen Spaziergängers, der sich einen erfri-

schenden Trunk gönnen wollte, betreten hatte, Spickenbom auf einem Heuboden in Kirchhellen.

Mit Hilfe einer Tabakspfeife überführte Schmidt den Mörder Nowack aus Marl. Nowack hatte ein Verhältnis mit der Schwester seiner Frau, die er loswerden wollte. Den Mordplan heckte er mit seiner Schwägerin aus: Er überredete seine Frau zu einer Fahrt nach Oberhausen, auf einem Spaziergang im Grafenbusch brachte er sie um. Die Leiche schleppte er in ein Kornfeld, dabei verlor er seine Pfeife. Schmidt fand die Pfeife. Der Verurteilte wurde in Duisburg vom Scharfrichter R. mit dem Beil hingerichtet.

Im Juni 1918 erschoss ein Italiener im Kaisergarten den 41 Jahre alten königlichen Polizeiwachtmeister Pavia, als dieser den Einbrecher, der sich in einem Heuhaufen versteckt hatte, festnehmen wollte. Der Italiener zog wieder die Pistole, als Schmidt ihn stellte. Aber Schmidt war schneller und schoß in die Luft, worauf der Täter aufgab. Er erhängte sich am folgenden Tag im Polizeigefängnis mit dem Streifen eines zerrissenen Hemdes.

Hackbeil des Doppelmörders

Im Nachlaß des 1931 in den Ruhestand verabschiedeten, 1958 im Alter von 88 Jahren gestorbenen „Stammvaters“ der Oberhausener Kriminalisten fand sich das Fleischerhackbeil eines Doppelmörders. Der stets elegant gekleidete Täter hatte mit dem Beil zunächst einen Geschäftsmann, den er berauben wollte, und anschließend dessen 13jährigen Sohn, der Zeuge des Raubmordes wurde, brutal umgebracht.

Angefangen hatte der aus Frintrop stammende Heinrich Schmidt 1896 als Sergeant bei der Oberhausener Polizei. In dieser Eigenschaft wird er in einem heimatgeschichtli-

Durch die Ruhrbesetzung Februar 1923 wurde der organisatorische Aufbau des Ende 1922 gebildeten Polizeipräsidiums für die Städte Oberhausen, Mülheim und Sterkrade empfindlich gestört. In Oberhausen kam es zu schweren Zwischenfällen mit französischen Besatzungssoldaten. Fast die gesamte Schutzpolizei im Präsidialbezirk und auch Polizeipräsident Weyer wurden ausgewiesen. Dieses historische Bildokument zeigt den Aufmarsch der Belgier aus Anlaß ihres Nationalfeiertages auf der Steinbrinkstraße in Sterkrade.



chen Beitrag so beschrieben: „Der junge Polizeibeamte trug Spitzbart, sein Haupt zierte ein goldblitzender Helm mit Spitze. Ein karmesinroter Stehkragen schloß den blauen Rock ab. Natürlich fehlte der lange Säbel nicht.“ Pickelhaube und Säbel, die Statussymbole der Polizisten in der Kaiserzeit, wurden in der Weimarer Republik abgelöst vom Ledertschako und Seitengewehr. Bis in die 60er Jahre gehörte der Tschako, inzwischen aus leichtem Kunststoff, zur Dienstkleidung der Polizisten.

Die nach der Jahrhundertwende besonders im Ruhrgebiet zunehmenden sozialen Spannungen überforderten die kommunale Polizei, ihr fiel es immer schwerer, im Sicherheitsdienst ihre Aufgaben zu erfüllen. In der Chronik des 2. Polizeireviers (Oberhausen-Ost) heißt es: „Mit dem starken Zuzug von ausländischen Arbeitern und nicht zu-

letzt durch die herausfordernde Haltung einzelner Schichten der Bevölkerung wurde ein erhöhter polizeilicher Schutz erforderlich.“

Das war Aufruhr

Die „herausfordernde Haltung“ bestimmter Bevölkerungskreise bekam der Polizei-Sergeant Heinrich Schmidt bei einem Kirmesvergnügen auf dem Neumarkt zu spüren. Als er einen angetrunkenen Raufbold, der Kirmesbesucher belästigte, zur Wache abführen wollte, wurde er vom Kumpan des Täters mit dem Messer bedroht. Die Menge machte keine Anstalten, dem bedrängten Polizisten, der sich nicht wehren konnte, weil er den Täter festhalten mußte, zu Hilfe zu kommen. Im Gegenteil, als Kommissar Schwinderlauf und Polizist Draeger herbeieilten, ertönten aufpeitschende Rufe gegen die „bewaffnete Macht“. Als die Menge drohend gegen die eingekreisten Polizisten

vorrückte, griffen die Bedrohten zum Revolver und schossen über die Köpfe der Angreifer hinweg. Die Rädelsführer ließen sich nicht abschrecken und riefen dazu auf, zum Rathaus zu marschieren. Damit war der Tatbestand des Aufruhrs gegeben. Wieder fielen Schüsse, diesmal gab es zwei Verletzte. Erst mit Hilfe weiterer Verstärkung wurde die Polizei Herr der Lage.

Weil die kommunale Polizei den „erhöhten Polizeischutz“ nicht bieten konnte, ging die preußische Regierung dazu über, eine staatliche Polizeitruppe aufzustellen. Die Schutzmannschaft genannte staatliche Polizei übernahm im unruhigen Oberhausen bereits 1909 die ordnungs- und sicherheitspolizeilichen Aufgaben. Als II. Polizeinspektion wurde Oberhausen – seit 1901 Stadtkreis – dem Polizeipräsidium Essen unterstellt. Die damals gebildete Polizeinspektion umfaß-



Der Zentrumsmann Wilhelm Weyer wurde Ende 1922 erster Leiter des damals gebildeten Polizeipräsidiums Oberhausen-Mülheim-Sterkrade. Zehn Jahre lang übte er sein Amt „umsichtig und liberal“ aus, wie es in einem zeitgenössischen Bericht heißt. Gleich nach Hitlers Machtübernahme wurde der überzeugte Demokrat zwangspensioniert. Er zog nach Köln. Nach dem Zusammenbruch von 1945 beteiligte er sich als Polizeidirektor in Aachen am Aufbau einer demokratischen Polizei; er starb 1953.

te vier Reviere, die Polizeistation Altstadt, eine berittene Einheit, das Polizeigefängnis und eine sogenannte Sittenstation. Mit 130 blieb die Zahl der Beamten der staatlichen Schutzmannschaft bis zum Spartakusaufstand 1920 unverändert.

In Osterfeld, das bis zur Gebietsreform von 1929 zur Provinz Westfa-



Die Oberhausener Polizei in der Weimarer Republik: Polizeipräsident Wilhelm Weyer schreitet die Front der auf dem Hof einer Unterkunft angetretenen Schutzpolizeieinheit ab. Die Polizei gab sich damals recht militärisch: Die Polizisten tragen Stahlhelm und haben den Karabiner geschultert, die höheren Beamten hatten Offiziersrang. Aber der Chef im Präsidialbezirk Oberhausen-Mülheim-Sterkrade war ein Zivilist. Auch dieses Zeitdokument stammt aus der Sammlung van Dellen.

len gehörte und wo deshalb die Entwicklung der Polizei bis zu diesem Zeitpunkt völlig getrennt von der in Oberhausen und Sterkrade verlief, erfolgte die Umorganisation erst 1922. Aus Bottrop kommend, rückte ein 39 Mann starkes Schutzpolizeikommando in Osterfeld ein. Die Polizisten kamen aus Ostpreußen und waren erst kurz vorher nach Bottrop versetzt worden. In Osterfeld mußten sie in Schulen bzw. Privatquartieren untergebracht werden.

Die städtische Polizei gab es als Verwaltungsexekutive weiter. Dieses aus heutiger Sicht schwer verständliche Nebeneinander von staatlicher und städtischer Polizei kennzeichnet über Jahrzehnte die Oberhausener Polizeigeschichte. Laut Verwaltungsbericht der Stadt Oberhausen für das Rechnungsjahr 1938/39 wurde damals die Zuständigkeit der staatlichen und kom-

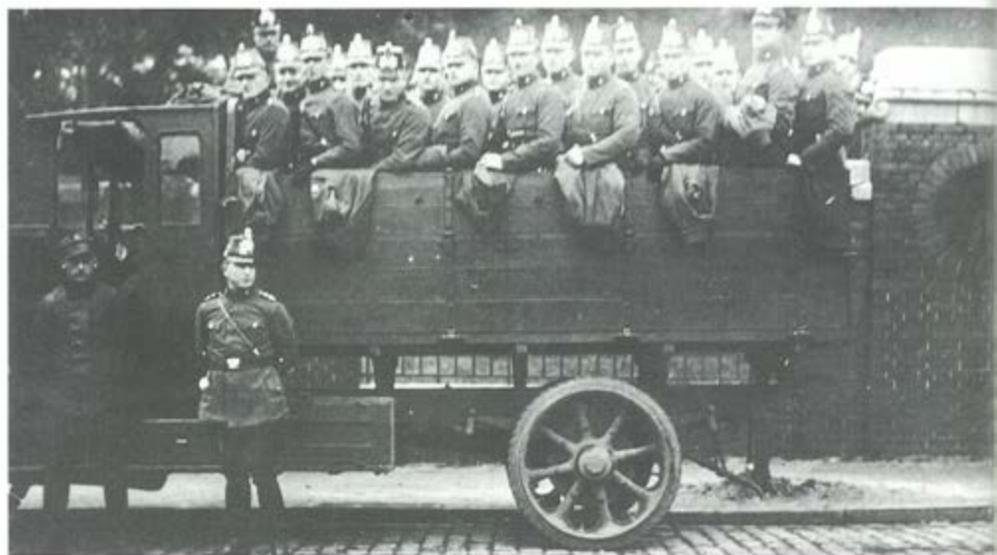
munalen Polizei durch Verordnung des Reichs- und preußischen Ministers des Inneren neu geregelt: Die städtischen Polizeibeamten mußten ihre Uniform ausziehen und durften „ihren Dienst nur in Zivilkleidung“ ausüben.

Der Zwischenfall auf dem Neumarkt hatte sich im Kaiserreich ab-

gespielt, als die staatliche Ordnung noch stabil war. Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg geriet diese Ordnung aus den Fugen, die Polizei mußte weiter verstärkt werden. Nach der Niederschlagung des Spartakusaufstandes wurden zwei Hundertschaften und eine „Technische Hundertschaft“ der im Herbst 1919 auf Veranlassung der Regierung Ebert zusätzlich aufgestellten Sicherheitspolizei nach Oberhausen verlegt. Die Sicherheitspolizisten waren meist gediente Soldaten, sie trugen grüne Uniform mit Stahlhelm und waren mit Karabiner, Pistole 08 und Seitengewehr bewaffnet. Die Technische Hundertschaft war mit Geschützen, Flammenwerfern und Maschinengewehren aus alten Armeebeständen ausgerüstet. Durch den Einsatz der Sicherheitspolizei, die im Wechsel mit der vorhandenen Schutzmannschaft den Sicherheitsdienst versah, konnte sich das Leben in der Stadt nach dem roten Aufstand zunächst wieder normalisieren. Die Sipos waren in Gemeinschaftsquartieren u. a. am Kaisergarten und an der heutigen Liebknechtstraße in Oberhausen-Ost untergebracht und wurden zum Streifendienst mit Lastkraftwagen zu den einzelnen Wachen gefahren. In den 30er Jahren wurde das Verwaltungsgebäude der stillgelegten Zeche Roland zur Polizeikaserne umgebaut.

Schwarze Reichswehr

Wegen der Bewaffnung und der strengen Disziplin sahen die damaligen Siegermächte in der Sipo eine „schwarze“ Reichswehr und verlangten deren Auflösung, die Oktober 1920 erfolgte. Alle schweren Waffen mußten verschrottet werden, „auch Feldküchen verfielen der Vernichtung“, wie es in einem Bericht heißt. Aus der Sipo wurde dann die Schutzpolizei (und damit



der „Schupo“ geboren), die ihren Dienst in der bisherigen Form verrichtete. Jetzt mußten sich allerdings drei Mann einen Karabiner teilen. Oberhausen war Sitz eines Abteilungskommandos, die beiden Hundertschaften blieben, aus der Technischen wurde eine Kraftfahr-Hundertschaft, die im Schloß untergebracht war, außerdem gab es einen Nachrichtenzug. In Sterkrade war eine sogenannte gemischte Hundertschaft stationiert.

Der Verstaatlichung der Polizei stand man im Rathaus zunächst

Zwei interessante Bilddokumente aus der Sammlung Klaus van Dellen: Im September 1925 rückten Oberhausener Schutzpolizeieinheiten nach Essen aus, um bei einem Besuch des Reichspräsidenten von Hindenburg Absperrungsdienste zu leisten. Das obere Foto zeigt

die Fabrikkolonne am Werksgasthaus auf der Essener Straße. – Das untere Bild: So wurden damals Polizisten zu Einsätzen transportiert: zusammengedrängt auf offenen, hartgummibereiften Lastwagen



Diese Fotos vom Neubau des Polizeipräsidiums am heutigen Friedensplatz schmückten die Einladungskarten zur offiziellen Schlüsselübergabe mit Festessen im Theaterfoyer am 5. November 1927. Es fehlt noch der 1928 fertiggestellte Erweiterungsbau, in den damals das Finanzamt einzog. Weil Oberbürgermei-

ster Havenstein aus Sparsamkeitsgründen die Zahl der Festeilnehmer begrenzt hatte, erhielten die Vertreter der in Oberhausen ansässigen „Reichs- und Staatsbehörden“ keine Einladung. Das brachte Havenstein Ärger ein, die Amtsleiter, allen voran der Amtsgerichtsdirektor, beschwerten sich beim Oberbürgermeister.

recht kritisch gegenüber. In einer städtischen Denkschrift aus dem Jahre 1920 beklagt sich die Verwaltungsspitze, daß sie für die Unterbringung der staatlichen Polizei sorgen, Gelände hergeben, Kasernen bauen oder mieten, Baracken kaufen, einen Exerzierplatz herrichten, Wachlokale einrichten



Bis in die 60er Jahre gehörte der Tschako zur Dienstbekleidung der Polizeibeamten, er hatte nach dem Ersten Weltkrieg die Pickelhaube abgelöst. Hier ein Ausschnitt aus einem historischen Foto von einer Sterkrader Demonstration 1928 gegen die drohende Eingemeindung nach Oberhausen.



Verkehrsunterricht September 1929 an der Ecke Mülheimer- und Falkensteinstraße am „Dortmunder“. Der Polizeibeamte (mit Schleppsäbel) mahnt die Schulkinder: Beim Betreten der Fabrbahn erst nach links schauen. Auf dem Wegweiser ist Hamborn noch als selbständige Stadt angegeben.

soll. Das hartnäckige Bemühen von Oberbürgermeister Otto Havenstein um einen eigenen, selbständigen Polizeibezirk führte dazu, daß mit Wirkung vom 1. April 1921 ein Polizeibezirksamt eingerichtet wurde. Das neue Amt blieb zwar der staatlichen Polizeiverwaltung Essen unterstellt, es brachte aber der Oberhausener Bevölkerung wesentliche Erleichterungen.

Kämpfte wie ein Löwe

Die Haltung der Stadt in der Polizeifrage änderte sich, als ein vom preußischen Landtag verabschiedetes Polizeigesetz die Bildung eines die Städte Mülheim, Oberhausen und Sterkrade umfassendes Polizeipräsidium zum 1. Oktober 1922 vorsah und es jetzt um den Sitz der neuen Behörde ging. Havenstein trat die Flucht nach vorn an und kämpfte wie ein Löwe für Oberhausen, während sein Mülheimer Kol-

lege Dr. Lembke keinen Zweifel hegte, daß selbstverständlich das Präsidium in der alten, traditionsreichen Stadt an der Ruhr eingerichtet wurde. Damit begann eine die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstädten belastende Auseinandersetzung, die endgültig erst begraben wurde, als sich mit Wirkung vom 1. 1. 1983 die Polizeidirektoren beider Städte Polizeipräsidenten nennen durften, die Polizeiehe rechtskräftig geschieden war.

Während der Mülheimer Dr. Lembke sich in Sicherheit wiegte, packte der Oberhausener Havenstein fertige Pläne in seine Aktentasche und reiste nach Berlin. Im preußischen Innenministerium bot er das unmittelbar vor der Fertigstellung stehende städtische Berufsschulgebäude als vorläufigen Amtssitz an. Für Oberhausen sprach

auch die zentrale Lage zwischen Mülheim und Sterkrade. Die Entscheidung für Oberhausen fiel am 13. Dezember 1922. Erster Oberhausener Polizeipräsident wurde kein Polizeioffizier, sondern ein Zivilist: der katholische Verbandsfunktionär und Zentrumsmann Wilhelm Weyer. Nach geringen inneren Umbauten konnte das Präsidium Anfang 1923 das Berufsschulgebäude an der heutigen Christian-Steger-Straße beziehen, Mülheim mußte sich mit einem Polizeiamt begnügen. Auch nach Sterkrade kam ein solches Amt. Bei der Neueinteilung der Reviere im Präsidialbezirk erhielt Oberhausen-Mitte das 1. und Oberhausen-Ost das 2. Revier. Drei nach Oberhausen abkommandierte obere Polizei-Verwaltungsbeamte standen dem Polizeipräsidenten beim organisatorischen Aufbau zur Seite.

„Fürstliche“ Beerdigung

Durch Einwirkung von außen hatte die neue Behörde einen denkbar schlechten Start: Die schwierige Aufbauphase war gerade erst angelaufen, als im Februar 1923 Franzosen und Belgier das Ruhrgebiet besetzten. Für das in Oberhausen eingerückte französische Militär mußte die Polizei das Berufsschulgebäude räumen. Haß auf den im Krieg besiegten einstigen Feind und Übermut sich als Sieger aufspielender französischer Soldaten führten bald zu ernststen Zwischenfällen. Ein französischer Gebirgsjäger erschoss nachts ohne Grund am Bahnhof den Polizeiwachtmeister Lüert, ein weiterer Polizist wurde durch Bajonettstiche schwer verletzt. Die Lüert-Beerdigung gestaltete sich zu einer eindrucksvollen Demonstration gegen die Besatzungsmacht. Hier Auszüge aus einem Bericht: „Vom Krankenhaus bewegte sich der endlose Zug, der



Oberhausen, Polizei-Präsidium

wohl drei Stunden dauerte, unter dem Geläut sämtlicher Glocken der Stadt zum Friedhof, an der Spitze des Zuges eine Gruppe berittener Schutzpolizeibeamter. Der mit sechs Pferden bespannte und von sechs Polizeibeamten begleitete offene Leichenwagen trug einen katafalkähnlichen Aufbau für den Sarg, wie er nicht fürstlicher einem Fürsten hätte bereitet werden können.“

Wenige Tage später mußte die Ortspresse „eine neue schwere Bluttat“ melden. Von Eisenbahnbrücken aus, die sie bewachten, schleuderten französische Soldaten spätabends Steine auf von der Schicht kommende Concordia-Bergleute und schossen auch „zum Vergnügen“, wie es hieß, auf Passanten. Auf der unteren Marktstraße wollte Oberwachmeister Fässer sich um einen durch Steine getroffenen, auf dem Pflaster liegenden Passanten kümmern, als ein Schuß die rechte Kniescheibe des Polizisten zerschmetterte. Weil im Krankenhaus eine Blutvergiftung auftrat, mußte das Bein amputiert werden. An diesem Abend wurde ein weiterer Polizist durch Schüsse erheblich verletzt. Polizeipräsident Weyer forderte in einem scharf formulierten Protestschreiben an den französischen Ortskommandanten eine strenge Bestrafung der Täter. Die Kunde von den Vorgängen in

Oberhausen drang bis nach Skandinavien, eine Schwedin schickte Geld für den verletzten Fässer. Weyer schrieb dem Beamten:

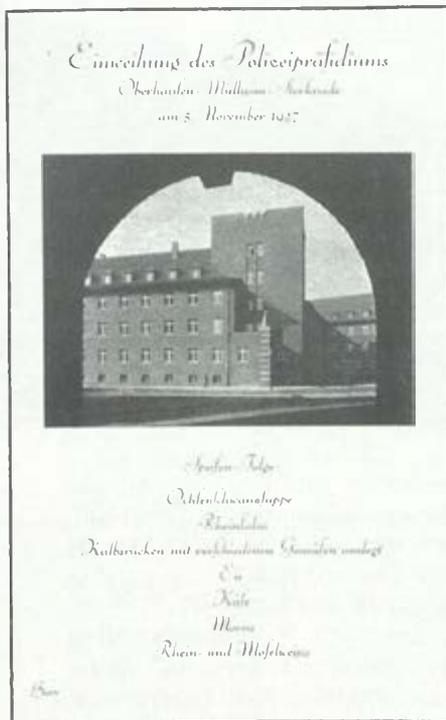


Schlagzeile des Polizei-Anzeigers zur Einweihung des Präsidiumsgebäudes 1927. Das vom Polizeipräsidenten herausgegebene Blättchen erschien nach Bedarf und war nur für den Dienstgebrauch bestimmt.

„Schweden bewundert die Haltung der Bevölkerung und vor allem die Pflichttreue unserer Schupo, die trotz all der Ermordung, Verhaftungen, Beleidigungen, denen sie ausgesetzt ist, nicht von ihrem Posten weicht.“

Die Franzosen wiesen den Polizeipräsidenten aus, er mußte, so gut

Auf dem Gelände der 190. stillgelegten Styrumer Eisenindustrie wurde auf Betreiben von Oberbürgermeister Havenstein 1925 bis 1927 das Polizeipräsidiumsgebäude errichtet. Bauherr war Oberhausen erst 1929 ging das Gebäude in den Besitz des Staates über. Dieses alte Postkartenfoto zeigt auch schon den im Spätsommer 1928 fertiggestellten nach Südost sich anschließenden Baukörper, in den damals das Finanzamt einzog. Die Ansichtskarte stammt aus der Zeit um 1930.



Diese Tischkarte ließ Oberbürgermeister Flavenstein als Gastgeber zum Festessen zur „Einweihung des Polizeipräsidiums Oberhausen-Mülheim-Sterkrade am 5. November 1927“ drucken. Für 8 Mark pro Gedeck bot Festwirt Nockemann folgen-

de Speisenfolge: Ochsenchwanzsuppe, Rheinischer Kalbsbrücken mit verschiedenen Gemüsen umlegt, Eis, Käse, Mocca. Den Wein lieferte die Kellerei der Oberhausener Bürgergesellschaft.

es eben ging, von außerhalb der Besatzungszone seine Amtsgeschäfte tätigen. Es kam aber noch schlimmer für die Polizei: Eines Tages wurden 308 Mann Schutzpolizei aus dem Präsidialbezirk mit Panzerwagen abgeholt – die Verheirateten mit Frau und Kindern – und bei Dorsten ins unbesetzte Gebiet abgeschoben. In Norddeutschland wurden die Beamten zeitweise auf mehr als 40 Ortschaften verteilt, hier mußten sie bis zum Abzug der Besatzung 1925 bleiben. Polizeiprä-

sident Weyer durfte im Juli 1924 zurückkehren.

Im Rathaus belagert

Aus Polizeisicht stellte sich die damalige Lage wie folgt dar: „Nach dem unfreiwilligen Abzug der Schutzpolizei erhoben sich Separatisten, die mit Hilfe der Besatzungsmächte Rheinland vom Reich abtrennen wollten. Die zurückgebliebene Schutzmannschaft war diesem Treiben gegenüber völlig machtlos. Der Pöbel beherrschte wieder die Straße.“ In Mülheim erhoben sich nicht die Separatisten, sondern die Kommunisten, im Rathaus wurden Oberhausener und Mülheimer Polizisten tagelang belagert. Schutzpolizei aus Düsseldorf warf den Aufstand nieder, wobei acht Kommunisten den Tod fanden.

Um zu verhindern, daß das Ruhrgebiet im Chaos versank, veranlaßten die Besatzungsmächte, die sogenannte Ersatzpolizei aufzustellen, so auch im heutigen Oberhausener Stadtgebiet. Die dürftig ausgebildeten und ausgerüsteten Hilfspolizisten – der größte Teil konnte später von der Schutzpolizei übernommen werden – standen unter dem Kommando von Oberbeamten der alten kommunalen Polizei. „Die Feuertaufe erhielt die junge Ersatzpolizei“, so ein Pressebericht, „beim Vorgehen gegen aufrührerische Elemente am Brücktor, bei dem es in den Reihen der Unruhestifter Tote und Verwundete gab.“

„Schießt doch, Bluthunde!“

Der folgenschwere Zwischenfall vom 1. August 1923 wird in der Chronik des 2. Polizeireviers ausführlich geschildert. An diesem Tag brach bei der Gutehoffnungshütte ein angeblich von Syndikalisten-Anführern angezettelter, von den Gewerkschaften nicht gebilligter Streik aus. Im Anschluß an eine Kundgebung zogen mehrere tau-

send Arbeiter über die Essener und Mülheimer Straße in Richtung Rathaus. Was sich dann abspielte, gleicht dem Zwischenfall an der Ecke Nohl- und Marktstraße während des Spartakusaufstandes. Weil sie Plünderungen und Ärger mit der Besatzungsmacht fürchtete, ordnete die Polizeiführung an, die Mülheimer Straße am Brücktor abzusperrn. Mit dieser undankbaren Aufgabe wurden 15 Beamte, meist vom 2. Revier, unter dem Kommando von Obermeister Beecke betraut. Beecke warnte die Demonstranten, auf jeden, der versuchen würde, die Sperrkette zu durchbrechen, werde er schießen lassen. Die Menge wich nicht zurück, sondern drang mit den Rufen „Schießt doch, Bluthunde, Arbeitverräter!“ gegen die Polizeikette vor. Beecke wußte sich nicht anders zu helfen, als den Schießbefehl zu geben. Wieder starben Arbeiter, die glaubten, für eine gute Sache, eine bessere Welt zu kämpfen. Diesmal gab es zwei Tote und sieben Verletzte.

Die zum Werk zurückflutende Menge traf auf der Essener Straße auf zwei unbeteiligte Polizisten, die entwaffnet und mißhandelt wurden. Originaltext Polizeichronik: „Nur dem Zugriff des GHH Betriebsobmanns Beisenbruch, der die Beamten auf dem Werksgelände in Sicherheit brachte, ist es zu verdanken, daß sie nicht in den Hochofen geworfen wurden, wie es der Pöbel vorgeschlagen hatte.“ Demonstrationsteilnehmer, die in der Ortspresse zu Wort kamen, bestritten allerdings ein solch scheußliches Vorhaben.

Pflastersteine an den Kopf

Das 2. Polizeirevier umfaßte den gesamten damaligen GHH-Komplex an der Essener Straße und das vorwiegend von Arbeitern be-

wohnte Stadtgebiet östlich der Mülheimer Straße und war deshalb von den sozialen Unruhen in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg besonders betroffen. In einem Bericht in der Revierchronik sind die „besonderen von Kommunisten bewohnten Straßen“ aufgeführt. Im Februar 1928 wurde Oberwachmeister Schaar bei einem Einsatz gegen Kommunisten mit Pflastersteinen beworfen und am Kopf tödlich getroffen.

Wie sahen junge Polizeibeamte ihre Aufgabe in der von politischen und wirtschaftlichen Krisen geschüttelten Weimarer Republik? Eine Antwort auf diese Frage geben folgende nur aus der damaligen Zeit (in der ein Nationalbewußtsein noch lebendig war) heraus zu verstehende Zeilen, die für eine „Bierzeitung“ zum Abschluß eines Polizistenlehrgangs 1926 geschrieben wurden: „Stets vor Augen, Hüter der öffentlichen Ordnung zu sein, wollen wir mitarbeiten am Aufbau unseres Vaterlandes. Die Zeit, in der wir leben, ist ernst, sie ist gekennzeichnet durch politische Auseinandersetzungen. Wir müssen uns bewußt sein, daß wir Diener der Gesamtheit sind und nicht einer Partei. Wenn man auch von uns üble Behauptungen aufstellt, gegen die wir wehrlos sind, so müssen wir doch versuchen, durchdrungen vom deutschen Geist, diesen zu verbreiten und erzieherisch auf unsere gesamten deutschen Stammesbrüder einzuwirken. . .“

Erst nach Abzug der französischen und belgischen Besatzungstruppen im August 1925 konnte der innere und äußere Aufbau des Polizeipräsidioms planmäßig fortgesetzt werden. Sogleich nach seiner Rückkehr aus der „Verbannung“ hatte Polizeipräsident Weyer die Verhandlungen mit der Stadt Ober-

Auf der „grünen Wiese“ wurde nach der Bildung des Polizeipräsidiomsbezirks Oberhausen-Mülheim-Sterkrade an der Wilhelmstraße das Sterkrader Polizeiamt errichtet. Diesem Zweck diente das stattliche Gebäude nur kurze Zeit. Mit der Selbständigkeit verlor Sterkrade 1929 auch sein Polizeiamt. Es blieb damals nur das für Sterkrade-Mitte zuständige Polizeirevier. In die frei gewordenen Räume zog das Finanzamt Nord ein.



hausen über die Errichtung eines eigenen Präsidialgebäudes aufgenommen. Oberbürgermeister Havenstein sorgte dafür, daß das Projekt zügig durchgezogen wurde. Im November 1925 war am damaligen Industrieplatz (heute Friedensplatz) der erste Spatenstich, zwei Jahre später die Schlüsselübergabe. Bauherr war die Stadt Oberhausen, die 850000 Mark an Baukosten aufbringen mußte. Erst 1929 ging das Gebäude zu einem Preis von 800000 Mark in den Besitz des Staates über.

Stolz schrieb Havenstein in einer von der Oberhausener Zeitung aus Anlaß der Schlüsselübergabe herausgegebenen Sonderbeilage: „An dem Tag, an dem in der Stadt Oberhausen der Neubau des Polizeipräsidioms seiner Bestimmung übergeben wird, tritt die Stadt als gleichberechtigt in den Kreis rheinisch-westfälischer Großstädte ein. In harter Arbeit und unter schweren Opfern ist das Ziel erreicht.“ Beigeordneter Dr. Menne erinnerte an die Auseinandersetzung mit Mülheim: „Es dürfte von Interesse sein, daß annähernd 200 Zeitungsartikel, Lokalnotizen und größere Aufsätze sich mit der Frage des Sitzes

des neuen Polizeipräsidioms befaßten, wobei hüben und drüben die Wogen des Kampfes in der Presse oftmals hochgingen.“

Vorschuß für Festwirt

Man feierte die Schlüsselübergabe am 5. November 1927 in Anwesenheit des preußischen Innenministers Grzesinski mit einem „gemütlichen Beisammensein“ im Theaterfoyer. Oberbürgermeister Havenstein freute sich, seinen Mülheimer Widersacher Dr. Lembke, der den Beigeordneten Dr. Schmidt mitgebracht hatte, begrüßen zu können; aus Sterkrade war Beigeordneter Moll gekommen. Der mit der Lieferung des Festessens – 118 Gedecke à 8 Mark – beauftragte Festwirt Nockemann hatte mit der Begründung, Tafelgeschirr einkaufen zu müssen, einen Vorschuß von 500 Mark beantragt und durch Entscheidung von Havenstein auch bekommen. Die Weinkellerei der Oberhausener Bürgergesellschaft lieferte für 63,55 Mark 20 Flaschen Wein, die Gärtnerei Oskar Theile die Dekorationspflanzen.

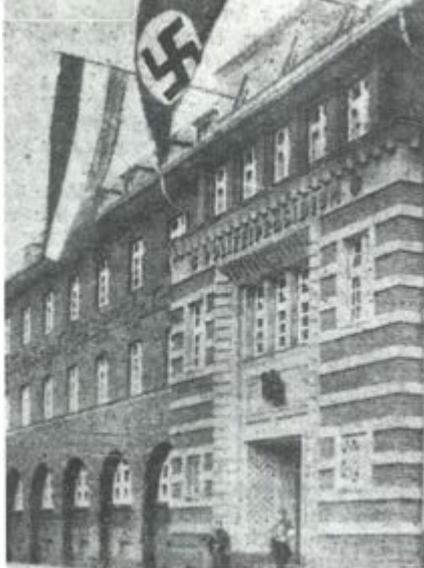
Havenstein würdigte vor seinen Gästen den auf dem Gelände der 1902 stillgelegten Styrumer Eisenindustrie in Anlehnung an die auf

der Westseite des neuen Platzes vor dem Amtsgericht bereits vorhandenen Bauten u. a. der Reichsbank errichteten, trotz niedriger Baukosten architektonisch ansprechend gestalteten Neubau als „bedeutsamen Markstein in der baulichen Entwicklung Oberhausens.“ Die Ostseite des heutigen Friedensplatzes war mit dem damaligen Polizeidienstgebäude erst zur Hälfte bebaut. Aber schon im Spätsommer 1928 konnte der nach Süden sich anschließende Baukörper fertiggestellt werden, in den das Finanzamt einzog. Heute steht auch der südliche Gebäudeteil der Polizei zur Verfügung.

Im Polizeipräsidialbezirk Oberhausen-Mülheim-Sterkrade – Osterfeld kam erst 1929 dazu – lebten 1927 rund 300 000 Menschen. Dem Polizeipräsidenten Weyer unterstanden damals 82 Verwaltungs-, 849 Schutz- und 96 Kripobeamte der staatlichen Polizei. Stellvertreter des Polizeipräsidenten war ein Oberregierungsrat, Leiter der Verwaltungsabteilung ein Polizeirat. Die leitenden Beamten der Schutzpolizei hatten (bis zum Ende des Dritten Reiches) militärische Titel: Als Kommandeur der Schutzpolizei fungierte ein Polizeioberst, an der Spitze des ebenfalls im Neubau untergebrachten 1. Polizeireviers stand ein Polizeihauptmann. Zu den bis 1927 eingerichteten Dienststellen des Präsidiums gehörte auch eine Polizeiberufsschule. Im Schuljahr 1928/29 unterrichteten 27 Lehrkräfte nebenamtlich in 18 Klassen 384 Polizisten.

Trostpflaster für Mülheim

Für die Polizei gebaut wurde damals auch in Mülheim und Sterkrade. Zum Trost dafür, daß sie in der Frage des Sitzes des Präsidiums den kürzeren gezogen hatten, erhielten die Mülheimer einen stattli-



Unübersehbar prangte an der Eingangsfassade des Polizeidienstgebäudes am heutigen Friedensplatz die Schrift „Polizeipräsidium“. Die Schrift verschwand von der Fassade, als die Polizeiehe Oberhausen-Mülheim nach dem Zweiten Weltkrieg endgültig geschieden wurde. Diese Aufnahme entstand nach Hitlers Machtübernahme 1933.

chen Neubau für ihr Polizeiamt. Der Neubau für das Polizeiamt Sterkrade entstand am Wilhelmplatz. Das Gebäude war noch keine drei Jahre alt, als dieses Amt mit der Bildung von Groß-Oberhausen wieder aufgelöst wurde. Am Wilhelmplatz blieb nur das für Sterkrade-Mitte zuständige Polizeirevier – und noch Platz für das Finanzamt Nord.

Musikkapelle der Schutzpolizei

In den Bemühungen der Leitung des Präsidiums, den Kontakt mit der Bevölkerung zu pflegen, spielte die Musikkapelle der Schutzpolizei Oberhausen/Mülheim eine tragende Rolle. Reges Interesse fanden in

der Bürgerschaft beider Städte die Polizeisportfeste. Im September 1929 zum Beispiel fand dieses Sportfest auf der Raffelberg-Rennbahn statt. „Zum Abschluß gemütliches Beisammensein unter Mitwirkung der Musikkapelle der Schutzpolizei“, hieß es im Programm.

Nach einigen Jahren einer gewissen politischen Stabilität und eines bescheidenen wirtschaftlichen Aufschwungs nahmen Anfang der 30er Jahre mit Ausbruch der Weltwirtschaftskrise die sozialen Spannungen wieder zu. Tagelange Streiks auf den hiesigen Zechen im Januar 1931 waren mit politischen Unruhen verbunden, die schwierige polizeiliche Einsätze erforderten. Zur Linderung der in den Familien der Erwerbslosen herrschenden Not entfaltete die Polizei soziale Aktivitäten. Auf Anregung des Polizeipräsidenten spendeten Beamte aller Fachrichtungen des Präsidiums in zwei Jahren 12 000 Mark zu dem Zweck, rund 1250 Kinder aus den Polizeiküchen Oberhausen und Mülheim zu versorgen. Weihnachten 1931 und 1932 gab es bei der Polizei Kinderbescherungen.

Am 21. Dezember 1932 meldete der General-Anzeiger: „Am 22. des Monats kann Polizeipräsident Weyer, der sich in weiten Kreisen der Bevölkerung hohen Ansehens erfreut, auf eine zehnjährige Amtszeit in Oberhausen zurückblicken.“ Gleichzeitig konnte das Präsidium sein zehnjähriges Bestehen feiern. Das geschah mit einem Unterhaltungsabend im Theaterfoyer. Was die Teilnehmer nicht ahnten: Die Veranstaltung glich einem Tanz auf dem Vulkan. Der brach gut einen Monat später mit Hitlers Machtübernahme aus. Darüber und über den weiteren Weg der Oberhausener Polizei wird in der nächsten Jahrbuch-Ausgabe zu berichten sein.

ZWISCHEN HIMMEL UND HÖLLE

*Bildhauer Otto Wesendonck
fördert Dialog
zwischen Mensch und Kunst*

HELMUT KAWOHL

Eine Lehrerin im oberbayerischen Waakirchen zu ihren Grundschulern: „Nennt mir einige bedeutende Künstler!“ Antwort eines siebenjährigen Pennälers: „Picasso und . . . unser Otto!“ „Unser“ Otto ist Otto Wesendonck, Schmachtendorfer Jung', heute einer der bedeutendsten deutschen Bildhauer, den es 1968 nach seinem Studium in der Weltstadt Berlin nach Süden in Richtung Italien zog und der auf halbem Weg in dem bäuerlichen 5000-Seelen-Dorf vor dem reizvollen Tegernseer Tal hängen, aber nicht sitzen blieb.

Mit Ehefrau Ragnvi, einer gebürtigen Lettin (und exzellenten Köchin), lebt und arbeitet Otto Wesendonck heute in einem Bauernhof aus den Anfängen des 17. Jahrhunderts, in dem er sich nach und nach ein Atelier und eine Gießwerkstatt einrichtete. Der kleine, erfrischend ungeordnete Garten hinter dem Hof mitten im Ort steht voller Plastiken, die der Künstler als erste Ent-

würfe für seine Auftragsarbeiten angefertigt hat. In der alten Heimat Oberhausen, in der heute noch seine Verwandten und viele gute Freunde leben und in die es ihn „mindestens dreimal im Jahr“ zurückzieht, sind die in den Jahren 1990 und 1991 aufgestellten Brunnen auf den Marktplätzen in Holten und Schmachtendorf – letzterer gestiftet von 257 Bürgerinnen und Bürgern – beste Zeugen von Wesendoncks hoher Kunst, abstrakten Skulpturen menschliches Maß und Aussagekraft zu verleihen.

Wer Otto Wesendonck erstmals begegnet, ist fasziniert von der Aura, die diesen überaus kreativen und experimentierfreudigen Mann umgibt. Die stets hellwachen, blitzenden Augen und das jugenhafte Gesicht machen ihn trotz seiner schlohweißen, fast schulterlangen Haare weitaus jünger als die 53 Lense, die er zählt. Wie seine Ragnvi („ohne sie könnte ich niemals so erfüllt arbeiten, ihr Urteil bedeutet

mir sehr viel“) ist er ein Stück personifizierte Herzlichkeit in unserer leider oft viel zu kühlen Welt. Jeder Besucher wird von beiden mit offenen Armen empfangen und Otto zeigt mit Begeisterung „Himmel“ und „Hölle“, wie er sein Atelier auf der herrlich lichtdurchfluteten Tenne und seine Gießwerkstatt im angrenzenden Stall fast zärtlich umschreibt.

Dies beileibe nicht, weil sich Wesendonck über jeden Besucher freut, der ihn in der Provinz im Freistaat besucht. Nein, einsam fühlt er sich nicht. Er ist längst ein Waakirchener geworden, anerkannt und mehr als akzeptiert von den Bayern, denen man ja gerne nachsagt, sie lieben die Preußen, aber nur als Touristen. „Der Otto“ hat seinen Platz in dem friedlich/friedvollen Örtchen längst gefunden, und mit verschmitztem Blick meint er: „Besser als mancher Zugereister, der schon vor mir hier war.“

Vielleicht liegt es an seiner Offenheit, die er von Oberhausen und Berlin mitbrachte, vielleicht aber auch daran, daß er die Einheimischen stets von Beginn an hat aktiv teilnehmen lassen am Werden und Entstehen seiner Kunstwerke. Mit sieben Bauersöhnen baute er eine bedeutende Ausstellung in der Metropole München auf. Wesendonck: „Ein Kraftakt, der sonst kaum zu bewältigen gewesen wäre.“ Viel Respekt hat es ihm auch verschafft, mit wieviel Energie und handwerklichem Können er den ehemaligen, 1620 erstmals erwähnten Lehnshof des Benediktiner-Klosters Tegernsee vor dem endgültigen Verfall bewahrt und ihm neues, heftiges Leben und Wirken eingehaucht hat.

Meisterschüler

Otto Wesendonck ist in Oberhausen-Schmachtendorf aufgewach-



Otto Wesendonck mit dem jüngsten Werk „Waage der Justitia“ vor seinem Bauernhof in Waakirchen.

sen, sein Elternhaus steht auf der Forststraße nahe der „reizvollen“ Hühnerheide. Die Liebe zur bildhauenden Kunst entdeckte er früh, für seine erste Porträtplastik, die er im Alter von 15 Jahren anfertigte, mußte Vetter Fritz Modell sitzen. Mit 18 besuchte Wesendonck, der sich bis dahin immer für ein Architekturstudium begeistern konnte, drei Jahre die Folkwangschule in Essen. Danach wurden die Weichen für den weiteren künstlerischen Lebensweg gestellt: Von 1960 bis 1967 studierte Otto Wesendonck bei Bernhard Heiliger an der Hochschule der Künste in Berlin Bildhauerei. Er bekam ein Stipendium der Studienstiftung des Deutschen Volkes und avancierte zum Meisterschüler.

Es folgte der Wechsel von der großen Bühne Berlin nach Waakir-

chen. Hätte er der Malerei zugesagt, wäre Otto Wesendonck wahrscheinlich in der alten Reichshauptstadt geblieben, als Bildhauer brauchte er aber den Platz und Raum, die Weite der Landschaft, die er in Bayern schließlich fand. Der Tip mit dem Bauernhof kam von einem Gießer im benachbarten Wolfratshausen. Heute schätzt Wesendonck die Arbeit in einer landschaftlich außergewöhnlichen, naturnahen Umgebung, die Ruhe und den oft sternenklaren Himmel, die ihn stets aufs Neue inspirieren. Und wenn dann noch seine Freunde aus dem Ruhrgebiet stets in seiner Nähe sein könnten, wäre er der glücklichste Mensch der Welt.

Die ersten Jahre in der neuen Heimat investierte Wesendonck in den Umbau des Bauernhofes. Das nötige Kleingeld verdiente er sich zunächst durch erfolgreiche Wettbewerbsarbeiten. Für die Ludwig-Maximilians-Universität in München

schuf er eine drei Meter hohe „Raumspirale“ in Bronze, für das neue Sendezentrum des Zweiten Deutschen Fernsehens in Mainz ein „Spiralzeichen“ fast in gleicher Größe und ebenfalls in Bronze, und für die Bundesversicherungsanstalt für Angestellte an seinem Studienort Berlin gestaltete er ein 60 Meter langes „Ensemble in Zeit und Raum“ als Wegbegleitung vom Erdgeschoß zum ersten Obergeschoß.

In den Jahren 1980 bis 1982 richtete sich Otto Wesendonck eine eigene Gießwerkstatt für experimentellen Kunstguß ein. Atelier und Werkstatt rüstete er mit einem fein aufeinander abgestimmten Instrumentarium aus, mit dem er seitdem spontan und „auf der Höhe der Idce“ seine Bildhauerei verwirklichen kann. Vom ersten Gedanken bis zur endgültigen Umsetzung ins Material behält er seitdem als einer der wenigen bekannten Bildhauer den Herstellungsprozeß in seiner Hand. Otto Wesendonck: „Ich schlage Stein, gieße, baue, schweiße Bronze und Edelstahl. Ein Höhepunkt ist die Arbeit am eigenen Schmelzofen. Sie ist ein wichtiges Ritual, das meinen Formwillen immer wieder neu entzündet.“

Arbeit am Schmelzofen

Die Arbeit in der Gießwerkstatt, der „Hölle“, wo die kostbare Zinnbronze bei 1100 Grad in vorgefertigten, geglühten Schamotteformen gegossen wird, geht bei Otto Wesendonck bis an die Grenze der körperlichen Belastbarkeit. Erst kürzlich schmerzten Schulter und Kreuz so sehr, daß er sich täglich auf den Weg nach München machen mußte, um sich Spritzen verpassen zu lassen. Andererseits bringt ihn das Schaffen in der „Hölle“ oftmals so heftig in Wallung, daß seine filigrane Arbeit – die ersten Zeichnungen

gen und Entwürfe – im „Himmel“, dem Atelier auf der Tenne, davon profitiert. Die Arbeit am Schmelzofen hatte ihn schließlich schon immer gereizt, der ehemals rote, glühende Himmel über der Ruhr ist bis heute ein unvergessenes Kindheitserlebnis.

Otto Wesendonck will keine Kunst für das Museum produzieren. Durch Gestaltungen im öffentlichen Raum erreicht er, daß der Alltag der Menschen in ihrer Arbeits-

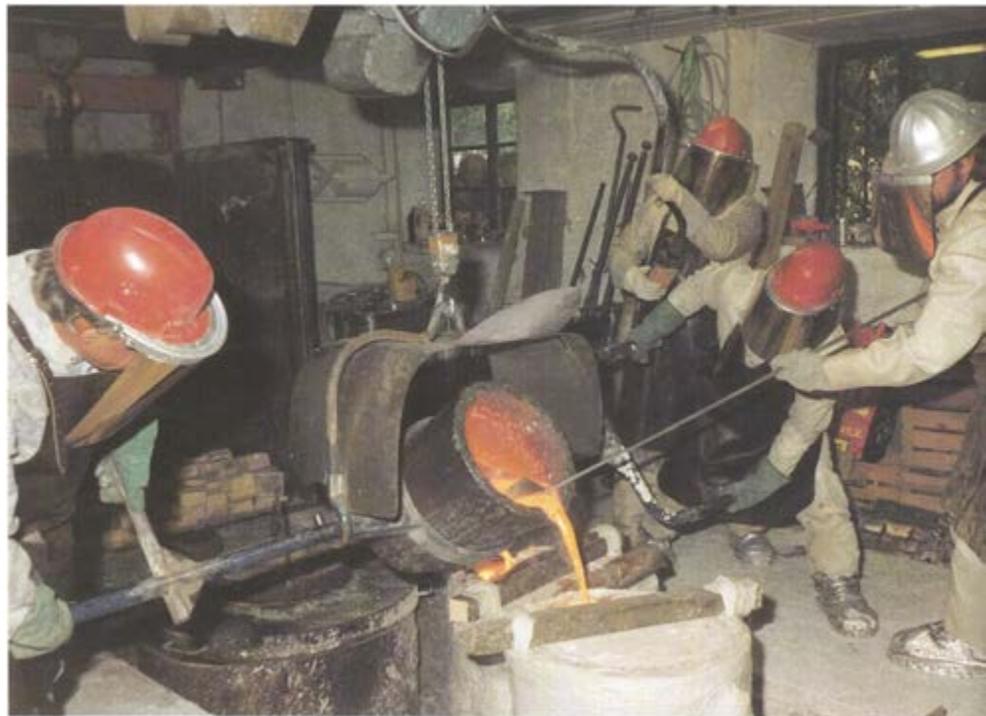


Spiel mit Wind und Wasser: der „Yin Yang“-Brunnen (in München).

– Knochenarbeit: eine Form wird gegossen; mit dabei: NRW-Finanzminister Heinz Schlußer, ein Freund der Wesendoncks.

Rechte Seite: Die 1987/88 geschaffene Edelstahlplastik „Dialog“ vor wunderbarer Alpenkulisse.

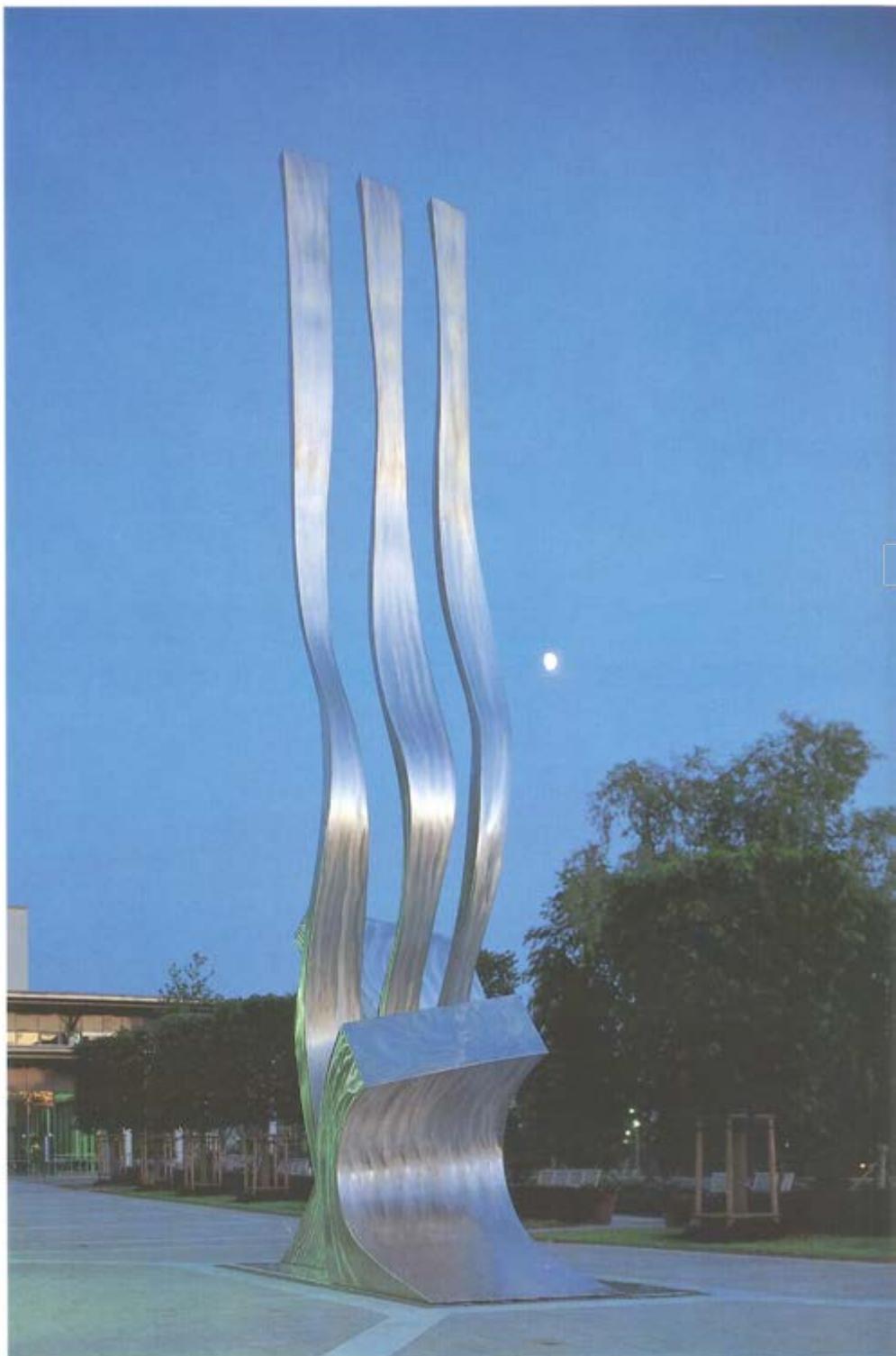
welt mit dem erhöhten Lebensgefühl der Kunst erfüllt wird. Der aus Edelstahl geschweißte 4,80 m hohe „Dialog“ vor dem Heidelberger Unternehmen ProMinent Dosiertechnik ist bester Beweis, daß Wesendoncks Schaffen auch für einen weniger kulturbeflissenen Betrachter nachvollziehbar und verständlich bleibt, was auf keinen Fall bedeutet, daß seine Kunst nicht zur Auseinandersetzung und zum Nachdenken anregt. Wesendonck fördert den Dialog zwischen Mensch und Kunst. Er ist ein Meister detaillierter handwerklicher Arbeit, seine kühnen Einfälle beim Spiel seiner Werke in Licht, Wasser und Wind verblüffen stets aufs Neue. Wie ein roter Faden ziehen sich durch seine Werke Skulpturen, die in einer Beziehung zueinander stehen, mit ebenso zueinander geneigten Scheiben.



Auch im Bereich der Porträtplastik ist Wesendonck durch wegweisende Arbeiten hervorgetreten. Besonderes Beispiel seiner Porträtkunst ist die aus Neusilber gegossene Büste des Kunsthändlers Günther Franke, die im Besitz der

Bayerischen Staatsgemäldesammlungen ist und ständig in der Staatsgalerie moderner Kunst ausgestellt wird. Seine sicherlich schönsten Arbeiten von Plastiken im öffentlichen Raum sind der „Yin Yang“-Brunnen vor einem Bankgebäude





im Tucherpark in München, der „Vesituuli“-Brunnen aus Edelstahl und gegossener Bronze in Rauma/Finland, die drei Tonnen schwere Chrom-Nickel-Stahl Plastik „Alpha im Wind“ vor dem Alpha-Haus in München, die mit Tieflader und Kran von Waakirchen in die bayerische Landeshauptstadt transportiert wurde, sowie die zehn Meter hohe Edelstahlplastik „Weidener Wellen“ für den Eingangsbereich der kürzlich fertiggestellten Max-Reger-Halle in Weiden in der Oberpfalz.

„Waage der Justitia“

Jüngstes gelungenes Werk von Otto Wesendonck ist die im Oktober 1992 vor dem Schwurgerichtssaal des Landgerichts in Münster aufgestellte „Waage der Justitia“, eine sieben Meter hohe Edelstahlplastik mit zwei vom Wind beweglichen Pendelkörpern. Des Künst-

lers Interpretation: „Ich will mit dieser Plastik ein Stadtzeichen setzen, das in seiner Anschaulichkeit auf die Aufgaben des Hauses verweist, zugleich aber auch in den Straßenraum hineinwirkt. In ihrer vorgeneigten Haltung spielt sie auf das fragile Gleichgewicht der ‚Waage der Justitia‘ an und gibt dem Vorbeifahrenden einen lichten Gruß mit auf die Reise.“

Prof. Dr. Erich Steingraber, ehemaliger Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, charakterisierte das Schaffen von Otto Wesendonck treffend: „Die große bildhauerische Leistung liegt in seinem besonderen Vermögen, Plastik im öffentlichen Raum als sinnerfülltes Zeichen von großer Eleganz und höchster handwerklicher Meisterschaft gegen die Beunruhigung des urbanen Umrums durchzusetzen. Wesen-

doncks häufig monumentale Skulpturen werden durch ihre Integration organischer Formen vom breiten Publikum als tröstliche Bildwerke eines gesetzmäßig naturhaften Lebens empfunden. Es ist eine überaus humane Skulptur, die einem hochentwickelten Schönheitsempfinden ebenso genügt wie dem Bedürfnis nach räumlichen Orientierungen und Ordnungen.“

In „seinem“ Dorf Waakirchen hat Otto Wesendonck ebenfalls ein Zeugnis seiner Kunst abgelegt. Der von ihm in Bronze gegossene „Waakirchener Mond-Brunnen“ vor der Schule steht auch für die Begeisterung des ehemaligen Ruhrgebietlers für die Reize seiner neuen Heimat und wurde mit einem großen Fest, an dem fast alle Waakirchener teilnahmen, eingeweiht.

Bei der Übergabe des Brunnens in Schmachtdorf reimte Lehrerin Renate Geesmann dem der Stadt nach wie vor verbundenen Sohn in schönstem Ruhrpott-Deutsch:

„Dä Otto, dä wollt seine Heimat wat schenken un mußt dabei imma an Brunnen denken.

Letztet Jaab, wo allet am Reifen fing, unsa Otto seine Träume nachbing: En Mann unne Frau, dien Brackermann tragen, die sich apwechselln tuen, ohne zu klagen. . .

Dat isma wiaklich en schönert Bild! Un unsa Künstla aabeit wie wild und dacht: Wie kriech ich dat gezz bloß am richtich wackeln?

Dä Otto, dä tata nich lange sackeln: En gemeinsam Heaz is dat Kontagewicht! Un schöna, wiet gezz is, konnta dat nich.

Nu klappt allet so, wiet klappen soll. Dat Becken is schon mit Wassa voll. Un aufsteicht dat Wassa, un fallent gießt et vaschleiat die Beiden, un ubafließt auffe Scheibe, die is so groß un runt, un fließt weita bis auffen Beckengrunt.“

Zeugen des hohen Könnens von Otto Wesendonck: Der Vesituuli-Brunnen (links oben) sowie die Plastiken „Alpha im Wind“ (links unten) und „Weidener Wellen“.



Die „Waage der Justitia“ vor dem Schwurgerichtssaal des Landgerichts in Münster.

AUCH DIDI GING DURCH DIE HÖLLE DES OSTENS

*Dümpfener Berg –
nur ein Höhepunkt beim
Rück-Rennen*

PETER VOSS

Es gab Zeiten, da trat Dietrich Thurau noch für einhundert Mark kräftig in die Pedalen. So geschehen auch beim Radrennen um den „Großen Möbelstadt Rück-Preis“, wie er jetzt heißt, im Jahre 1974. Der Frankfurter, der bald darauf im Profi-Lager startete, führte mit einer Vierergruppe das Feld an, als ihm Ferdi Rück aus seinem Mercedes-Coupé zurief: „Wenn du die anderen am Berg abseifst, bekommst du hundert Mark“. Dietrich vernahm es, gab Gas und ward nicht mehr gesehen. Der Mercedes mit Ferdi Rück, Organisator Werner Perz und Pressefotograf Richard Oertel nahm die Verfolgung auf. Siebzig, achtzig, neunzig Stundenkilometer notierte der Tachometer bei Kurvenfahrt. Richard Oertel, ansonsten dem Beruf verpflichtet wie kaum einer, verschwendete keinen Gedanken mehr an die Kunst der Aktions-Fotografie und konzentrierte sich darauf, nicht vom gefährlich hohen Rücksitz zu rut-

schen. Das Lichtbild wäre ohnehin unscharf geworden. Ein Pragmatiker – wie auch Thurau, der das Rennen gewann und einige Jahre später mit zehn Tagen im gelben Trikot des Spitzenreiters bei der Tour de France Furore und Vermögen machte. Jetzt fährt er Lamborghini.

Damit dürfte Thurau unter den Siegern der bisher 42 Rennen am Pfingstsonntag sicher die Ausnahme sein, doch nicht minder interessante Episoden spielen sich bei jedem Rennen ab. Es muß gar nicht spektakulär sein, am behäbigen Pfingstsonntag tuen es auch der Zwischenspur, die Bergwertung und der „Hinterradlutscher“, der 'mal wieder den Rahm abschöpft. Alles schön übersichtlich angeboten auf einem vier Kilometer langen Rundkurs, der im Dreistädte-Eck Oberhausen, Mülheim und Essen für drei Stunden etwas von der Rennatmosphäre klassischer Strecken aufkommen läßt. Von Frohsinn ob des langen Wochen-

endes beseelt, haben Besucher und Anwohner denn auch den Sinn des Rennens erweitert: Grillen, Spazierengehen und das Frischgezapfte an einer der vielen provisorischen „Tankstellen“ unterwegs sind vielen zur lieben Gewohnheit geworden. Diese Veranstaltungen dauern meist länger als das Rennen.

Kein Zweifel: Das Pfingststradrennen in Oberhausen ist mehr als ein Butter- und Brotrennen, wo es um Bares, Videorecorder, Autoreifen, Küchenmaschinen und andere unverzichtbare Errungenschaften der Technik geht. Als Wertungsrennen auf Landes- und Bundesebene ist es eine Pflichtveranstaltung. Daraus hat sich eine für unsere Stadt herausragende Sportveranstaltung entwickelt, die bei den Radrennfahrern ankommt. Denn neben der Pflicht gibt es auch noch die Kür: Bodenständigkeit und offene Freundlichkeit prägen das Rennen, machen jene Atmosphäre aus, die von Bergziegen und Sprintkönigen gelobt wird. Und das hört sich um einiges ehrlicher an als der Dank ans Publikum eines beliebigen Tennisstars bei einem beliebigen Turnier. So gelingt es Werner Perz, RSV-Vorsitzender und Seele des Rennens, seit 32 Jahren Jahr für Jahr deutsche und internationale Amateur-Spitzenfahrer zum gefürchteten Dümpfener Berg zu locken. Dreißig Mal aufwärts und abwärts – jetzt in rasender Fahrt – da bleibt kaum Zeit zum Luftholen.

Fahrradwerk Bismarck

Der schnöde Mammon macht's natürlich noch leichter, Oberhausen zu finden, er gehört zum Geschäft, auch zu dem der Amateure. Schwamm drüber. Viele tausend Mark soll Hauptsponsor Rück ein Rennen kosten, hinzu kommt die unbezahlbare Arbeit der vielen Vereinsmitglieder und hilfreichen



Mit letzter Kraft hecheln die Rennsportler über die Zielgerade, um sich Prämien oder gar den Gesamtsieg zu sichern.

Hände und Köpfe an der Strecke. Die Mühe lohnt sich: Werner Perz und seinen Mitarbeitern ist es gelungen, im ansonsten nicht gerade sportfreundlichen Oberhausen eine Veranstaltung zu etablieren und auszubauen, deren Unterhaltungswert für viele tausend Mitbürger nicht hoch genug einzuschätzen ist. Vom allseits beliebten Werbeträger für unsere Stadt zu sprechen, erübrigt sich in diesem Fall wegen Selbstverständlichkeit.

Die Geschichte des Rennens ist lang und eng mit dem RV Bismarck, dem heutigen RSV Blau-Gelb 1928, verbunden. Dem Vorstand des Radsportvereins gehörte der rührige Nikolaus Rück an. Jener, ein Fahrradmechaniker und Radrennfahrer aus Saarlouis mit neuer Heimat an der Mellinghofer Straße, brachte den Verein, benannt nach dem Fahrradwerk Bismarck, alsbald auf Vordermann und ebensolche Plätze. Der kürzlich verstorbene Sohn Ferdinand feierte 1931 als Niederrheinmeister seinen größten Triumph. Dies war auch das Jahr des ersten Rennens, Ferdinand Rück

trug sich als erster Sieger in die lange Liste ein, und eine lange Tradition war geboren. Hermann Lück (später Profi), Bernhard Rochmann, Josef Wolnitz, Hermann Jung waren die herausragenden Namen der folgenden Jahre.

Gut sah es um den Radsport in den folgenden, braunen Jahren nicht aus: Nach 1933 hielt die Politik auch in den Sport Einzug, RV Bismarck wurde gezwungen, seinen Vereinsnamen zu ändern und wählte schelmisch Blau-Gelb – nach den Farben des Werkes. Das tausendjährige Reich hielt wie bekannt nicht gar so lange, daher dau-



erte es nur zwanzig Jahre bis der Verein – und damit sein Rennen – wieder auflebte. Fahrer wie Alfred Simmes, Werner Perz, Winfried Bothe und viele andere sorgten für sportliche Erfolge auf westdeutscher Ebene. Der damalige RSV-Vorsitzende Heinz Groll steckte alle Energie in den Wiederaufbau des Rennens, 1960 löste ihn Werner Perz als Organisator ab. Zu diesem Zeitpunkt gab es schon einen Ober-

hausener Sieger, der allerdings in Hamborner Farben fuhr: Hermann Sibila gewann 1959 und zwei Jahre später – aber diesmal im richtigen Trikot. Perz hatte den Nationalfahrer nach Oberhausen zurückgeholt, auf seine Vermittlung wurde er Vorstandsfahrer bei Babcock – Autofahren konnte er nämlich auch ganz gut. Ein Sieg war Sibila noch beschieden, 1970 gewann er das Zeitpunkt gab es schon einen Ober-

Ein Bild mit Seltenheitswert: „Perz-Wetter“ sorgt meist dafür, daß Zuschauer und Sportler beim Rennen trocken bleiben.

Der Gruß ans Publikum ist obligatorisch, kein Wunder bei den sachverständigen Zuschauern.

Derny-Rennen, also hinter Motorrädern, ausgetragen wurde. Seitdem hat sich kein Oberhausener mehr in die Siegerliste eingetragen und wird es vorerst wohl auch nicht tun.

DDR-Meister

Das Rennen, die Geschichte des Vereins, verlangt einen Blick in die Geschichtsbücher: Namen wie Dietrich Thurau, Jos Lammertink (1979 Sieger vor Gregor Braun), Gerald Veltscholten und in jüngster

Zeit Bernd Gröne erzählen Geschichten aus dem Sport, beim Menschen und Namen Martin Goetze lohnt es sich, weiter auszuholen. Der Leipziger ist und bleibt der einzige Sieger aus der damals noch bestehenden, aber in Auflösung befindlichen DDR. Der sympathische Sportler rief eines Abends einfach bei Werner Perz an und fragte schüchtern, ob er am Rennen teilnehmen dürfe – die Mauer bekam gerade Risse. Die Schüchternheit

hätte er sich sparen können, als mehrmaliger DDR-Meister war er kein unbeschriebenes Blatt und wurde mit Handkuß genommen. Für die ihm entgegengebrachte Freundlichkeit bedankte er sich nach Rennfahrermanier mit einem überlegen herausgefahrenen Sieg. Wohl selten war der Applaus für den Sieger nach dem Rennen herzlicher. Ins Herz schlossen die Blaugelben den untadeligen Sportsmann auch später bei der Feier im Vereinsheim, wo ein immer noch gerührter Goetze zu ahnen begann, daß er nicht nur einfach Fahrrad gefahren ist und daß die Zuschauer nicht nur einfach einen Fahrradfahrer gefeiert haben. Kontrapunkt 1992: Mit Uwe Preißler gewinnt erstmals ein Fahrer aus den neuen Bundesländern das Pfingstrennen. Preißler startete im Dreß von Olympia Dortmund. Die Zeichen der Zeit. . .

So ließe sich die Siegerliste des Rennens problemlos weiter auf Histörchen abklopfen. Doch an dieser Stelle soll auch einmal oberen Instanzen gedankt werden. Es mag als Petitesse erscheinen, doch für Radrennfahrer ist es nicht ganz unwichtig: Am Pfingstsonntag ist Regen in Oberhausen verboten. Da dies nicht in der Macht unserer Verwaltung steht, müssen halt andere Instanzen ihre schützende Hand über jene paar Kilometer halten, auf denen viele hundert junge Menschen Muskeln per Velo stählen. Doch halt, 1961 gab es ein Regennen, da muß wohl wer im Urlaub gewesen sein. Ansonsten heiterte das oft trübe Pfingstwetter pünktlich zu Veranstaltungsbeginn auf. Zufall kann das nicht sein. Werner Perz lacht und will die Telefonnummer nicht herausgeben: Henes Junkermann, Gregor Braun – kein Problem, aber die nicht.



STATIV UND PLATTENKAMERA MIT PFERDEWAGEN BEFÖRDERT

*Vater und Sohn Teriet
dokumentierten
Sterkrader Stadtgeschichte*

DIETRICH BEHREND

Das im Winter 1929 entstandene Foto hat historischen Wert. Vor dem Kolpinghaus an der damals noch recht lückenhaft bebauten Wilhelmstraße, Ecke Kolpingstraße, haben Demonstranten Stellung bezogen. Sie tragen Plakate mit Parolen wie „Sterkrade will selbständig bleiben“, „Achtet den Willen der Bevölkerung“, „Sterkrade bleibt Sterkrade“ und „Wo bleibt das Selbstbestimmungsrecht?“ Hinter den Plakatträgern sind mit Transparenten „geschmückte“ Lieferwagen Sterkrader Händler aufgeföhren. Im Vordergrund der Hotelbursche von Morschhäusers „Kaiserhof“ mit dem ebenfalls mit Plakaten behängten Ponygespann, das normalerweise dazu diente, das Gepäck der im Bahnhof Sterkrade ankommenden Gäste ins Hotel zu befördern. Mitten auf der Straße, den Spazierstock in der Rechten, schaut Ernst Teriet in die Kamera: Er gab Regieanweisungen für die historische Aufnahme. Auf den Auslöser drück-

te – von einem erhöhten Standort aus – Sohn Erich Eduard. Vater und Sohn Teriet – Erich Eduard konnte am 17. Mai 1992 seinen 90. Geburtstag feiern – verdanken wir eine umfangreiche Sammlung an Fotos, die das Herz eines jeden Heimatfreundes höher schlagen lassen.

Die Teriets waren begeisterte Berufsfotografen, die sich nicht damit begnügten, Sterkrader Bürger und deren Sprößlinge fürs Familienalbum abzulichten, ihr Geld mit Hochzeits-, Tauffeier-, Kommunion- und Konfirmationsbildern zu verdienen. Vor allem Ernst Teriet hat über Jahrzehnte das Leben und Treiben im Städtchen, alle größeren lokalen Ereignisse, von der Fronleichnamskirmes bis zum Säger- und Schützenfest, vom Bischofs- und Prinzenbesuch bis zum Lagertheater französischer Kriegsgefangener im Ersten Weltkrieg, auf die Platte gebannt.

Die Teriet'schen Stadtansichten vermitteln uns einen Eindruck vom

alten Sterkrade, das zu einem nicht unerheblichen Teil dem Bombenkrieg oder in der Nachkriegszeit der städtebaulichen „Neuordnung“ zum Opfer gefallen ist. Letzteres gilt insbesondere für das Sterkrader Kerngebiet östlich der Steinbrinkstraße. Der Kleine Markt mit seinem Kriegerdenkmal von 1870/71, der Mühle Sonderfeld, dem Stammhaus Ortmann und den Hüttendirektorenvillen, das Kleinstädtidyll der krummen Klosterstraße mit Klostergarten, dem ehemaligen Klostergebäude und der alten, 1872 auf den Fundamenten der früheren Klosterkirche errichteten, im Bombenkrieg bis auf den schlanken, erst 1952 gesprengten Turm zerstörten Clemenskirche, der Große Markt mit dem stattlichen „Kaiserhof“-Gebäude und dem Textilkaufhaus Lantermann: Dies sind nur einige Beispiele für auf Teriet Fotos festgehaltene Sterkrader Motive, die der Vergangenheit angehören.

Chronisten mit der Kamera

Ernst und Sohn Erich Teriet waren die Sterkrader Chronisten mit der Kamera, ihre Bilder bieten uns einen Blick in die Vergangenheit. Von der Demonstration gegen die drohende (im Preußischen Gesetzblatt vom 31. Juli 1929 dann amtlich verkündete) Eingemeindung Sterkrades nach Oberhausen, gibt es eine ganze Teriet-Fotoserie. Auf den Fotos entdeckt der aufmerksame Betrachter stadt- wie auch kulturgeschichtlich bemerkenswerte Einzelheiten. Auf dem Großen Markt sieht man hinter einer Demonstrantengruppe den hochrädigen Bus der Linie „K“ nach Hirschkamp. Es war die einzige Buslinie der Stadt Sterkrade. Das Kaufhaus Spickermann an der Ecke Tiritzstraße hatte auch im Obergeschoß Schaufenster; hier sind ein Küchenherd für Kohlefeuerung

Vor etwa 90 Jahren „schoß“ Ernst Teriet diese Aufnahme von der Steinbrinkstraße in Richtung Brandenburger Straße. Die Straße ist festlich geschmückt, denn die Pfarre St. Clemens hat hohen Besuch: der Bischof von Münster ist gekommen. Vom rechts, an der Einmündung der Kantstraße, der Vorgarten der damaligen Gaststätte „Zum schwarzen Diamanten“, gegenüber das Kaufhaus Hirschland, das bei der Neugestaltung der Stadtmitte – Bau des „Hochhauses“ mit Lito-Palast – verschwand.



Die Wilhelmstraße war noch lückenhaft bebaut, als hier im Winter 1929 Sterkrader Bürger gegen die drohende Eingemeindung nach Oberhausen protestierten. Das Möbelhaus Heck,

das heute die gesamte Fläche zwischen Wilhelmstraße, Brandenburger Straße, Neumarkt und Kolpingstraße einnimmt, gab sich damals noch sehr bescheiden.

und eine bottichtartige Waschmaschine aus Holz mit Eisenringen ausgestellt. Die Aktion muß friedlich verlaufen sein, nur auf einem Demonstrationsbild vom Großen

Markt ist ein Polizist zu sehen, und der scheint sich ziemlich überflüssig vorzukommen.

Die Baustelle des Stadtmittehauses, das damals auf dem Gelände

des ehemaligen katholischen Friedhofs Ecke Steinbrink- und Bahnhofstraße entstand, war mit einem langen Spruchband „Sterkrade fordert Selbstbestimmungsrecht“ dekoriert. Das Foto aus dem ersten Obergeschoß des gegenüberliegenden Eckhauses zeigt den Blick über die Baustelle hinweg auf die Kuppel der Villa Duesberg an der Ecke Finanz- und Ramgestraße. Die Villa mußte 1960 einem Wohn- und Geschäftshausblock weichen.

Wie ein weiteres Foto aus dieser Serie zeigt, rollte auch ein mit zwei Rössern bespannter, mit Plakaten benagelter Möbelwagen des Fuhrunternehmens Brauckmann über das Kopfsteinpflaster der Steinbrinkstraße im Protestzug mit. An der Ecke Dorstener Straße stoppte die Fahrzeugkolonne einen aus Oberhausen eingetroffenen Straßenbahnwagen der Linie 19 der Mülheimer Straßenbahn. Fahrer und Schaffner sind ausgestiegen und warten geduldig darauf, die Fahrt nach Sterkrade hinein fortsetzen zu können. Einen Verkehr, den man wegen der Demonstration hätte umleiten müssen, gab es noch nicht. Nach den Teriet-Fotos zu urteilen, ging es damals trotz der Unruhe wegen der drohenden Eingemeindung in Sterkrade recht gemächlich zu.

Hinter Gardinen versteckt

Ihrer sich selbst auferlegten Chronistenpflicht waren die Teriets auch während der Ruhrbesetzung 1923/24 nachgekommen, als es streng verboten war, Truppen der Besatzungsmächte zu fotografieren. Ein heimatgeschichtlich besonders interessantes Teriet-Foto zeigt belgische Panzer und in Richtung Stadtmitte marschierende Soldaten auf der Steinbrinkstraße. Vom Erker des elterlichen Hauses aus, hinter der Gardine versteckt,

fotografierte Erich Teriet mit Blick auf die Gaststätte Neugebauer an der Ecke Emdenstraße den Aufmarsch der Besatzer aus Anlaß des belgischen Nationalfeiertages. Die Bewohner der beiden anderthalbgeschossigen, inzwischen längst verschwundenen Häuser schräg gegenüber dem Teriet-Haus stehen in den Hauseingängen bzw. am Gartenzaun und beobachten neugierig wie mißtrauisch das militärische Spektakel. Eine Vergrößerung dieser Aufnahme hängt heute im Gesellschaftsraum von Neugebauer.

Die Sammlung Teriet enthält auch stimmungsvolle Motive. So hat Ernst Teriet die Melancholie eines trüben Wintertages auf der Steinbrinkstraße in Höhe des Rathauses mit der Kamera eingefangen. Im Schneetreiben steht vor einer Wirtschaft eine zweirädrige, mit Menschenkraft fortzubewegende Postkarre. Vermutlich gönnt sich der Postler in der Kneipe eine innere Aufwärmung in flüssiger Form. Eine Straßenbahn rollt in Richtung Stadtmitte, wo die Umriss eines Pferdefuhrwerks zu erkennen sind. Menschen sucht man vergebens auf dem Bild: Sterkrade im Winterschlaf.

1898 nach Sterkrade

Das Fotoatelier Teriet war in Sterkrade eine Institution. Das Elternhaus des Gründers Ernst Teriet stand unterhalb der Schwanenburg in Kleve, der Vater fertigte als Goldschmied Kelche und Monstranzen vor allem für Kevelaer. Der Sohn erlernte in seiner Heimatstadt das Fotografierenhandwerk, als Geselle erwarb er in mehreren Städten Deutschlands praktische Erfahrungen. Nach Kleve zurückgekehrt, lief ihm eines Tages ein Bekannter über den Weg, der sich mit einer Geschäftseröffnung auf der Sterkrader Bahnhofstraße eine Existenz ge-

schaffen hatte und deshalb die Sterkrader Verhältnisse kannte. Von ihm erhielt Teriet den für sein berufliches Leben entscheidenden Tip: „Komm nach Sterkrade, da gibt es keinen Fotografen.“ Als Teriet 1898 nach Sterkrade kam, war er hier tatsächlich konkurrenzlos.

Im Haus Steinbrinkstraße 148 eröffnete der Klever das erste Sterkrader Fotoatelier, „vollständig der Neuzeit entsprechend eingerichtet“, wie es in der Eröffnungsanzeige hieß. Der Hausbesitzer, ein Schreinermeister Wenzel, ließ für seinen Mieter auf dem Hinterhof einen Atelieranbau in Form eines Glashauses errichten. Ein Foto aus jener Zeit zeigt das Haus Wenzel als stattliches dreigeschossiges Gebäude mit prächtiger Stuckfassade und Ladenlokalen im Erdgeschoß, flankiert von eingeschossigen Altbauten aus der Zeit, als Sterkrade ein Dorf war. Die Oberhausener Straßenbahn rollte schon eingeleisig auf der noch unbefestigten Steinbrinkstraße an dem Haus vorbei, in dem Erich Eduard Teriet 1902 geboren wurde.

Der Ruf des Lichtbildners aus der Schwanenburgstadt drang bald über die Sterkrader Grenzen. In einem „Eingesandt“ beklagte sich ein Osterfelder Zeitungsleser über den Osterfelder Gemeinderat wie folgt: „Scheuten die hohen Herren doch nicht das Geld für eine Reise nach Sterkrade, um sich dort als Andenken an ihre Amtsperiode in corpore typen zu lassen, obwohl am Ort zwei Jünger der Lichtbildkunst vertreten sind.“

Die Rache des Vermieters

Das Geschäft entwickelte sich so gut, daß Lichtbildkünstler Teriet schon neun Jahre nach der Eröffnung des Fotoateliers auf dem Nachbargrundstück ein eigenes Haus mit Atelier errichten konnte,

mit dem schon erwähnten Erker im Obergeschoß, von dem aus Sohn Erich 1924 heimlich die Belgier fotografierte. Der Schreinermeister war sauer und rächte sich, indem er in die von Teriet verlassenen Atelierräume einen Konkurrenten setzte. Jetzt hatte Teriet die Konkurrenz gleich nebenan. Nicht wenige Kunden, die zu Teriet wollten, landeten aus Versehen im Atelier des Kollegen, der verständlicherweise keinen Wert darauf legte, den Irrtum der Leute aufzuklären. Teriet löste das Problem auf großzügige Weise: Er baute 200 m weiter ein neues Atelier, kaufte das Haus des Schreinermeisters, kündigte das Mietverhältnis mit dem Konkurrenten und ließ diesen in das Ausweichquartier übersiedeln.

Ernst Teriet wurde von der Hütte und dem Bergbau als Industrie- und von der örtlichen Ordnungsmacht als Polizeifotograf eingesetzt, in letzterer Eigenschaft mußte er Straftäter und Tatorte ablichten. Der 90jährige Erich Teriet kann sich noch an die Zeit erinnern, als die Übeltäter in Ketten vor den Fotokasten des Vaters geführt wurden. Dieser war so ziemlich allen Situationen beim Fotografieren gewachsen, die Dreistigkeit eines Festgenommenen, der jedesmal die Zunge herausstreckte, wenn der Auslöser betätigt wurde, brachte ihn jedoch ziemlich aus dem Konzept.

Bei Neugebauer im Stall

Zu Außenaufnahmen und vor allem zu Bauernhochzeiten auf dem Land zog Ernst Teriet mit der klobigen Plattenkamera und dem schweren Stativ auf dem Rücken zu Fuß los. Da war es schon ein Fortschritt, als er mit dem Pferdefuhrwerk aufbrechen konnte. Der Gaul, der den mit der „Reisekamera“ beladenen Wagen zog, stand bei Neugebauer im Stall. Die Motorisierung

Erich Eduard Teriet als Innungsobmeister der Fotoinnung Rechter Niederrhein mit Sitz in Duisburg. Sein Vater Ernst gehörte zu den Gründern der Innung.



Mit den modernsten Aufnahmeggeräten waren die Atelierräume ausgestattet, die Erich Eduard Teriet 1964 in dem städtebaulich wirkungsvollen Neublock Ecke Steinbrink- und Emdenstraße eröffnen konnte. Insgesamt verfügte Teriet in dem Neubau über 320 qm große Geschäfts-, Atelier- und Laborräume. Nach den Worten des jetzigen Innungsobmeisters Muth (Duisburg) galt Teriet damals als das Hochzeitsfotostudio in NRW.



Bis zu hundert Hochzeitsfotos monatlich: Erich Eduard Teriet (mit Brille) inmitten seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf der Treppe des alten Teriet-Hauses Steinbrinkstraße 146.



Sterkrader Widerstand gegen die drohende Eingemeindung nach Oberhausen: Die Fahrzeugkolonne mit Protestplakaten stoppt an der Ecke Steinbrink- und Dorstener Straße die Straßenbahn aus Oberhausen. Von dieser Protestaktion gibt es eine ganze Teriet-Fotoserie.



Ein Bildokument aus der Sammlung historischer Teriet-Aufnahmen: Lagertheater der französischen Kriegsgefangenen, die im Ersten Weltkrieg im so-

nannten Konvikt hinter dem Kleinen Markt untergebracht waren. Im Hintergrund die Kamine der Gutehoffnungshütte.

bei Teriet erfolgte 1930. Der sparsame Atelierründer fiel aus allen Wolken, als Sohn Erich damals mit einem offenen „Wanderer“ vorfuhr. Ohne Wissen des Seniors hatte der Junior, der seine Lehrzeit im väterlichen Betrieb und bei einem bekannten Essener Atelier absolviert hatte, während eines krankheitsbedingten Aufenthaltes bei Verwandten in Überlingen am Bodensee den Führerschein gemacht und das Auto gekauft. Den Führerschein hat der 90jährige noch heute in der Brieftasche. Als stolzer Autofahrer gründete Erich Teriet damals den Kegelclub „Töff-Töff“, die übrigen Mitglieder, meist Sterkrader Geschäftsleute bzw. Handwerksmeister, waren ebenfalls motorisiert. Gekegelt wird noch heute bei Neubauer, als Klub-Ehrenpräsident nimmt Erich Teriet noch an den jährlichen Kegelturnen teil.

Vater und Sohn Teriet haben sich um das Fotohandwerk und vor allem um die Nachwuchsförderung verdient gemacht. Ernst Teriet – er starb gegen Ende des Zweiten Weltkrieges – eröffnete in den Nachbarstädten Filialen, die er nach einer gewissen Anlaufzeit dem jeweils dienstältesten Mitarbeiter überantwortete. Er zählte zu den Gründern der Fotografeninnung Rechter Niederrhein mit Sitz in Duisburg. Sohn Erich, der nach einem Besuch der Fachhochschule für Optik in Jena und einem Italienaufenthalt 1935 die Meisterprüfung ablegte, um fünf Jahre später das väterliche Geschäft zu übernehmen, wurde 1957 zum Obermeister der Innung und nach seiner Amtszeit zum Ehrenobermeister gewählt. „Alle Obermeister, die nach ihm kamen, hatten es schwer, sie wurden an Erich Teriet gemessen“, betonte der jetzige Obermeister Muth aus Duisburg-Beeck, als er Erich Teriet im Namen

der Innung zum 90. Geburtstag gratulierte. Der Obermeister in seiner Laudatio weiter: „Der Altersjubilare hat durch seine charmante und lebenswürdige Art es fertiggebracht, aus der Fotografen-Innung ein gesellschaftliches Ereignis zu machen.“

Abbruchliste der Stadtplaner

Die Wiege der Firma Teriet, das Haus Steinbrinkstraße 148, und das von Ernst Teriet 1907 erbaute Nachbarhaus Nr. 146 haben den Bombenkrieg überstanden, kamen aber in den 60er Jahren auf die Abbruchliste der Stadtplaner, die eine autogerechte Stadt schaffen wollten. Die Steinbrinkstraße sollte verbreitert, die Baufront auf der Ostseite entsprechend zurückgenommen werden. Die Stadt erwarb das Haus Teriet, Erich Teriet „sprang“ mit seinem Atelier auf die andere Straßenseite und ließ nach einem Entwurf des Architekten Ernst Pöter an der Ecke Emdenstraße einen fünf- bzw. dreigeschossigen Neubaublock errichten. Ende 1964 konnte er mit seinen elf Mitarbeitern die insgesamt 325 qm großen Geschäfts-, Atelier- und Laborräume im Neubau in Benutzung nehmen. Inzwischen galt, wie Obermeister Muth in seiner Laudatio zum 90. Geburtstag hervorhob, Teriet in Sterkrade als das Hochzeitsfotoatelier in NRW: „Bis zu hundert Hochzeiten im Monat wurden hier in Fließband-Arbeit fotografiert.“ Die Ausbaupläne für die Steinbrinkstraße sind übrigens längst begraben, die zum Abbruch bestimmten Altbauten stehen noch heute.

Die Geschichte des Hauses Teriet spiegelt die stürmische Entwicklung der Fototechnik in gut einem halben Jahrhundert wider. Seine Sammlung an alten Apparaten, mit denen sein Vater gearbeitet hatte, stellte Erich Teriet in seiner Eigen-

schaft als Innungsoberrmeister der Bezirksfachklasse des Fotografenhandwerks zur Verfügung. Im Haus Teriet waren mehrere Räume mit Platten und Filmen vollgestopft: Unersetzliche Dokumente, die von der Geschichte Sterkrades und seiner Familien erzählen.

Der Name blieb

Nach einem überaus erfolgreichen fotografischen Wirken setzte sich Erich Eduard Teriet 1971 zur Ruhe. In der Familie gab es keinen Nachfolger, Tochter Erika, die als Fotografenmeisterin im väterlichen Atelier tätig war, lebt im Ausland, zur Zeit in Amerika. Mit seinem Atelier an der Finanzstraße setzt Jochen Rösler die Tradition des Hauses Teriet fort, führt den bekannten Namen weiter. In die Atelierräume an der Steinbrinkstraße zog die Werbeabteilung der GHH ein.

Seit dem Tod seiner Frau Erna, seinem „Spätzchen“, Ende 1989 lebt Erich Teriet allein in seiner Wohnung an der Emdenstraße, betreut von der im Teriet-Haus wohnenden Familie Winking. Es ist still geworden um den Altmeister der Fotografie, der 1988 den goldenen Meisterbrief entgegennehmen konnte. Geblieben sind ihm, der kein Kind von Traurigkeit war, die Erinnerungen. Zum Beispiel an die feucht-fröhlichen Abende in seinem Landhaus in Rheinbreitbach bei Bad Honnef mit Prof. Clemens, Chefarzt des Krankenhauses an der Wilhelmstraße, der in dem Rheinort ebenfalls ein Haus besaß. Der 90jährige Teriet: „Am Sonntag um 15 Uhr, nach der letzten Hochzeitsaufnahme, stand das Auto vor dem Haus und ab nach Rheinbreitbach, am Montagmorgen mit schwerem Kopf zurück nach Sterkrade, wo die Mitarbeiter schon vor der Ateliertür standen.“



Hochzeiten wie in Fließband-Arbeit fotografiert: Diese Hochzeitsgesellschaft ließ sich 1919 von Ernst Teriet im Studio an der Steinbrinkstraße auf die Platte bannen. Der stolze Bräutigam hat seinen Hals in einen „Vatermörder“ genannten Stehkragen gezwängt. Das alte Teriet'sche Platten- und Filmarchiv ist eine Fundgrube für die Geschichte der Sterkrader Familien.



Dieses Foto von der Friedenskirche an der Steinbrinkstraße ist mit dem Hinweis „Foto Teriet Sterkrade 1889“ versehen. Die erste evangelische Kirche in Sterkrade wurde mit finanzieller Unterstützung der Industriepioniere Jacobi, Haniel und Huyssen erbaut und 1852 eingeweiht. Der erste Pfarrer hieß August Creutzberg, sein Nachfolger Vorstius. Dem Kirchbau folgte die Errichtung der Schule (links) und des Pastorats (ganz rechts).



Sterkrade im Winterschlaf: Die Steinbrinkstraße am Rathaus im Schneetreiben. Vor einer Gastwirtschaft steht eine Postkarre. Der Postler, der die Karre ziehen muß, gönnt sich vermutlich eine innere Aufwärmung. Fußgänger sind auf dem vor dem Ersten Weltkrieg entstandenen Teriet-Foto nicht zu erkennen.



Der 90 Jahre alte Erich Eduard Teriet in seinen ehemaligen Atelierräumen im Teriet-Haus Steinbrink-/Ecke Emdenstraße. Jetzt befindet sich hier die Werbeabteilung der MAN.

Im Haus Steinbrinkstraße 148 eines Schreinermeisters eröffnete der Klever Ernst Teriet 1898 sein „vollständig der Neuzeit entsprechendes“ Fotoatelier. Neun Jahre später baute Teriet auf dem Nachbargrundstück das Haus Steinbrinkstraße 146, wo sich das Atelier bis 1964 befand. Weil die beiden Häuser der Verbreiterung der Steinbrinkstraße weichen sollten, zog Sohn Erich Teriet auf die andere Straßenseite, Ecke Emdenstraße.

30 PFENNIG EINTRITTSGELD

Erster Kindergarten stand am Kastell

HERTA ZILLY

Im Sommer 1993 feiert der Evangelische Kindergarten an der Friedenskirche in Sterkrade seinen 100. Geburtstag. Er gehört zu den ältesten Kindertagesstätten Oberhausens in kirchlicher Trägerschaft. Sein Werden und Wachsen zu verfolgen war nicht einfach, läßt sich doch seine Geschichte lediglich aus Protokollen, Briefwechsellern, Statuten und Erzählungen älterer Sterkrader nachvollziehen.

Nach längeren, eingehenden Beratungen beschloß das Presbyterium der Ev. Kirchengemeinde Sterkrade seinerzeit, eine Kleinkinderschule – so wurden damals häufig Kindertagesstätten genannt – zu errichten. Das war Anfang der 90er Jahre im vorigen Jahrhundert. Die Gemeinde sah die Notwendigkeit, eine Antwort auf die sich ändernden Familienfunktionen in der neuen Industriegesellschaft zu finden. So fragte man 1892 in Kaiserswerth wegen einer Erzieherin nach, denn hier wurden bereits da-

mals im Diakonissenmutterhaus pädagogische Fachkräfte ausgebildet. Adeline Rödder, Kaiserswerther Schwester, wurde Leiterin des „neuen Kindergartens“, der 1893 in den Räumen des alten Pfarrhauses neben der Friedenskirche an der Steinbrinkstraße eröffnet wurde.

Wer jedoch denkt, eine Kirchengemeinde hätte vor 100 Jahren einfach eine „Kindertagesstätte“ einrichten können, der irrt. Es gab strenge Vorschriften. Dokumente im Archiv der Gemeinde bestätigen: „Alle diejenigen Anstalten, denen Kinder in nicht schulpflichtigem Alter anvertraut werden, sind als Erziehungsanstalten im Sinne des § 11 der Instruktion des Königlich-Preussischen Staatsministeriums vom 31. Dezember 1839 der Aufsicht der Schuldeputation als der Ortsschulbehörde unterstellt.“ Die Ortsschulbehörde mußte also zunächst die Erlaubnis zur Errichtung solcher Anstalten erteilen. Als Lehrerinnen und 'Gehilfinnen' durften nur sol-

che Personen gewählt werden, die „über ihre sittliche und sonstige Befähigung für die Erziehung der Jugend günstige Zeugnisse beibringen können“.

Jährlich zu Ostern mußte die Erlaubnis zu weiterer Tätigkeit in der Kleinkinderschule neu beantragt werden. Ein genaues Verzeichnis der in die Einrichtung aufgenommenen Kinder mußte geführt werden. Es gab Vorschriften für die inhaltliche Arbeit. Die Kinder sollten mit Spielen, Singen, Anschauungs- und Sprechübungen, Erzählungen und dergleichen beschäftigt werden, der „Beschäftigungsplan“ mußte stets zur Einsicht für die Schulbehörde bereitliegen.

Aufgenommen werden durften Kinder ab drei Jahren. Wer am 1. April das 6. Lebensjahr vollendet hatte, durfte nicht länger im Kindergarten bleiben. Die täglichen Aufenthaltszeiten waren ebenfalls festgelegt: täglich von morgens acht bis zwölf, nachmittags von zwei bis vier Uhr, mittwochs und samstags war nachmittags frei. Auch die Höchstzahl der aufzunehmenden Kinder wurde jeweils von der Schuldeputation festgesetzt. Die Ferien waren zeitgleich mit denen der Volksschule. Der Erlaß über die Führung einer Kleinkinderschule schrieb ferner vor, daß „die Kinder sauber gewaschen erscheinen sollen, mit sauberem Kopf, geordnetem Haar und in reinlichen Kleidern“. Schuldgeld mußte gezahlt werden, vorgeschrieben waren damals 50 Pfennig je Kind und Monat, für das 2. Kind aus der Familie 25 Pfennig, für das dritte wurde kein Schuldgeld erhoben.

1914 bewilligte die Stadt Sterkrade der Kleinkinderschule an der Friedenskirche eine Beihilfe von jährlich 1,50 Mark für jedes einheimische Kind, zahlbar je Halbjahr.



Eine Gruppe des Kindergartens „Schwarze Heide“, aufgenommen um 1910.

Das „Eintrittsgeld“ betrug 30 Pfennig. Für jede Kleinkinderschule mußte ein Vorstand aus sechs Personen gebildet werden, in dem der Bürgermeister stimmberechtigtes Mitglied war. Der Amtsarzt überwachte die gesundheitlichen Bedingungen in den Kindergärten.

„Kleinkinderschulwesen“

Auch Revisionen der Kindertageseinrichtungen gab es bereits vor 100 Jahren. Die Räume und sanitären Anlagen mußten gewisse Standards aufweisen, vorgefundene Mängel innerhalb einer gewissen festgesetzten Zeitspanne beseitigt werden. Nicht immer ging's ohne Ärger ab, Gereiztheiten werden in den Briefen deutlich, Widerspruch wird in einigen Angelegenheiten angemeldet, aber die Anreden sind

in der Regel doch formvollendet. Die Vorschriften galten bis nach dem 1. Weltkrieg für das ganze „Kleinkinderschulwesen“ in der preußischen Rheinprovinz. Heute ist der Landschaftsverband Aufsichtsbehörde.

Irene Berger, in den dreißiger Jahren noch Irene Pahlke, war vor dem 2. Weltkrieg Helferin im Kindergarten an der Friedenskirche. Die Kinder riefen begeistert „Tante Reni“, wenn sie die Helferin in der Frühe auf ihr Haus zukommen sahen. Denn Tante Reni holte Kinder ab, in der Brüderstraße, Sprockstraße, Wilhelmstraße und Parkstraße, und bis zur Stadtmitte Sterkrade wurde die Schar immer größer. Munter redeten die Kinder, wollten der Tante

In den Kindergärten – wie hier an der Friedenskirche in Sterkrade – wird der Nachwuchs liebevoll betreut.



'was erzählen oder sie einiges fragen. Noch heute spürt man bei Irene Berger die Freude, wenn sie von ihrer „Kindergartenzeit“ erzählt. In der Stadtmitte von Sterkrade regelte ein Schutzmann den Verkehr, er kannte die morgendliche Kinderschar recht gut und machte für sie stets die Straße frei. Der Dank der lachenden Kinder war für ihn der „schönste“ Lohn.

Noch heute hat „Tante Reni“ so manche Kinderstimme im Ohr. Viele ihrer längst erwachsenen „Kinder“ trifft sie heute noch beim Gang durch Sterkrade. „Wir haben gesungen und erzählt, gespielt und gebastelt, Feste gefeiert und Mütterabende veranstaltet“ erinnert sich Reni Berger. Die Kinder seien frei und lebendig gewesen, selten aggressiv. Zu lachen gab es manches, besonders, wenn Kinder nicht verstandene Texte 'umdichteten', wenn sie zum Beispiel bei dem Lied „Im Himmel in dem schönen Saal, da sind die Engel allzumal“ sangen „da sind die Engel allzu schmal“.

Von der damaligen Kindergartenleiterin, der Kaiserswerther Schwester Adele, hat Reni Berger viel gelernt, beziehungsweise 'abgeguckt'. Das städtische Jugendamt, so Reni Berger, hatte den Kindergarten an der Friedenskirche damals 'auf dem Kieker', Vertreter dieses Amtes bemängelten die fehlende Begeisterung fürs Dritte Reich. Trotzdem, den 'Hitlergruß' mußten die Kinder nie lernen. Schwester Adele, die sogar einmal in Beirut an einer Schule unterrichtet hatte, lebt heute, inzwischen mehr als 90 Jahre alt, im Feierabendhaus ihres Mutterhauses in Kaiserswerth.

Im Jahre 1902 eröffnete die Kirchengemeinde Sterkrade einen weiteren Kindergarten in ihrem Bezirk Schwarze Heide. 1927 kam ein dritter an der 1914 erbauten Chri-



Phantasievolles Schminken bereitet stets großes Vergnügen.

stuskirche an der Weseler Straße hinzu. Alle Einrichtungen bestehen noch heute. 1966 zog der Kindergarten Friedenskirche in ein neues Haus auf gleichem Gelände um. Das alte Pastorat wurde abgerissen.

Die Christus-Kirchengemeinde Oberhausen richtete 1904 einen Kindergarten in einem Haus an der Nohlstraße ein. Diesem gemeindlichen Kindergarten an der Nohlstra-

ße scheint eine private Initiative vorausgegangen zu sein. In den alten Protokollbüchern der Gemeinde ist nachzulesen, daß seinerzeit Pfarrer August Koenigs am 23. 9. 1868 „im Presbyterium vortrug, daß er auf eigene Rechnung und Gefahr eine Kleinkinderschule für die Gemeinde zu gründen beschlossen und dazu ein besonderes Gebäude errichtet habe. Dieses Gebäude werde aber so groß ausgeführt, daß es ein großes Lehrerzimmer in sich schließe. . .“ Die Kirchengemeinde sollte ihm damals die Wohnung in dem Gebäude der Kleinkinder-

schule und das neue Lehrerzimmer gegen eine jährliche Miete von 72 Reichstalern abmieten.

1869 stellte Koenigs den Antrag, die Gemeinde solle vierteljährlich fünf Taler für zehn Freistellen in der Kleinkinderschule zur Verfügung stellen, damit arme Familien ihre Kinder auch dorthin schicken könnten. In einem Eintrag von Dezember 1897 ist zu lesen: „Auch ist

Bei schönem Wetter können sich die Kleinen an vielen Spielgeräten austoben.

es ratsam, die bestehende evangelische Kleinkinderschule nach besten Kräften zu unterstützen.“ Mehr als diese dürren Eintragungen ist über diese Erstgründung nicht bekannt.

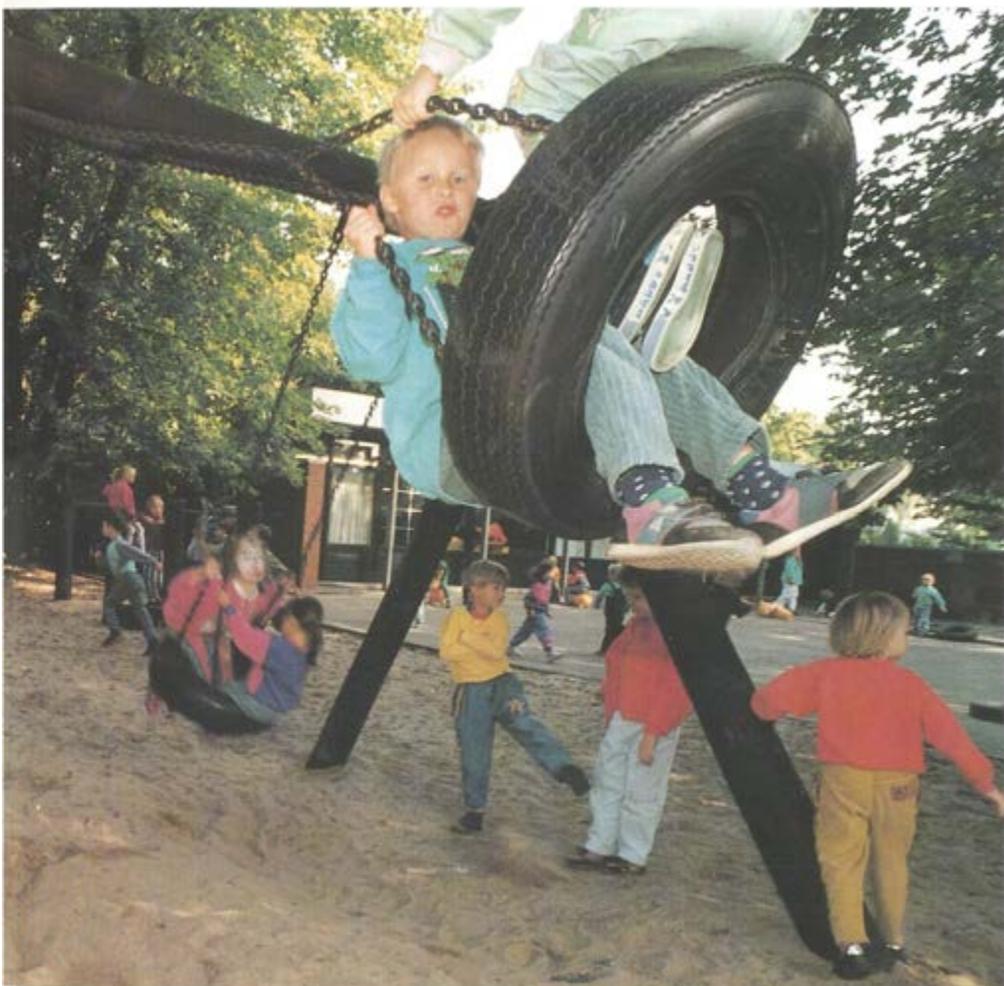
Freiraum bewahren

Der unbestritten älteste evangelische Kindergarten in Oberhausen ist der in Holten. 1855 wurde er auf Betreiben von Pastor Bergenkamp gegründet. Untergebracht war er in einem alten Haus gegenüber dem Holtener Kastell. Rund 80 Jahre blieb er dort, dann wurde der Raum zu knapp. 1932 stellte die Stadt in

der Schloßschule Schulräume für die Kindergartenarbeit zur Verfügung. Nach dem 2. Weltkrieg wurde Schulraum Mangelware, und die Stadt Oberhausen legte der Kirchengemeinde Holten nahe, selbst zu bauen. 1955 konnte das neue Gebäude an der Schulstraße eingeweiht werden. Hier fand nicht nur der Kindergarten eine Heimat, auch für die Jugendlichen gab es ansprechende Gruppenräume.

Anlaß, über das Werden und Wachsen der ältesten evangelischen Kindergärten zu berichten, ist die bevorstehende Hundertjahrfeier in Sterkrade. Der Superintendent des Kirchenkreises Oberhausen, Pfarrer Artur Schorzmann, hält evangelische Kindergartenarbeit nur für gerechtfertigt, wenn sie etwas für die Kinder anbietet, wenn die Kindergärten helfen, den Kindern Freiraum zu bewahren oder zu schaffen, wenn sie Leistungsdruck und Verschulung entgegenwirken. Er sieht Kindergärten als ein soziales Übungsfeld, in dem pädagogische Hilfe von Kindern an Kindern möglich wird, als Stätten der Begegnung und als Antwort auf eine sich verändernde Zeit, in der die Familie nicht mehr alle Funktionen wahrnehmen kann.

Insgesamt gibt es in Oberhausen 15 Kindertageseinrichtungen in Trägerschaft evangelischer Kirchengemeinden und 40 in Trägerschaft der Pfarren oder des Caritasverbandes. 34 davon werden als Kindergärten geführt, die anderen als Horte oder heilpädagogische Tagesstätten. Der älteste katholische Kindergarten wurde 1896 in der Pfarre St. Marien, Arndtstraße eröffnet, ein weiterer 1905 in St. Katharina, Ulmenstraße, und zwei weitere 1906 in St. Antonius am Antoniusplatz und in St. Pankratius an der Kettelerstraße.



WEINPROBE IN EISENHEIM

*Ein Museum rund um
die köstliche Rebe*

PETER HOFFMANN

Der deutsche Dichter Stefan Andres, dessen Vorfahren Winzer an der Mosel waren, schildert in seinem „Weinpilgerbuch“ die Geschichte des Weins, sein Werden, Wachsen, Wesen und Wirken. Das Buch „pilgert“ durch die rebenumkränzten Jahrtausende bis hinein in unsere weinbeschwingte Gegenwart. Es fesselt mit kulturgeschichtlichen Erzählungen und fachlichem Wissen vom Weinanbau, von der Weinernte, von der „Traube in das Faß“, von Rieslings und Silvaner, von Weiß- und Rotweinrebsorten, kurzum vom Wein als einem der edelsten Tropfen der Trinkkultur.

Wein bereitet Lebensfreude und sollte mit Ehrfurcht genossen werden, heißt es bei den Weinkennern. Den Wein schätzten schon die Babylonier so hoch, daß sie es per Gesetz verboten, unbeherrschte Zecher in Weinschenken zu dulden. Der Prophet Moses soll das Tun der Weinbauern höher bewertet haben

als das Kriegshandwerk von Soldaten.

Wein und Brot zusammen sind bereits in der Frühzeit bei vielen Völkern zur Ehre der Opfertische erhoben worden. Bis heute spielen sie beim Kult der christlichen Kirchen eine Rolle. Perser, Griechen und Römer, die das edle Getränk aus ihren südlichen Gefilden nach Germanien exportierten, huldigten dem Wein. Kriegshelden und Jagdgenossen tranken und tranken Wein mit zeremoniellem Vergnügen. Zu den Liebhabern des Rebensaftes gehörten Kaiser und Könige, unter ihnen die Größen Alexander und Karl. Majestätisch auch heute noch die hübschen Frauen und Mädchen als Weinköniginnen.

Klöster und Mönche machten aus dem Weinanbau und der Kelterei eine Kultur getreu dem Motto: „Was Mönche trinken und Nonnen, gibt einen Vorgeschmack auf des Himmels Wonnen.“ Die Mönche wähten sich dabei als Kenner guter

Weine in Übereinstimmung mit der Bibel, denn die erste Rebe soll im Garten Eden gestanden haben. Alles, so die Meinung der frommen Klostermänner, was es Gutes in dem von Gott geschaffenen Paradies gab, dürfe auch den Menschen nicht vorenthalten werden. Diese Philosophie hat sich in den Klöstern beim Weinanbau und bei der Herstellung „geistiger Getränke“ bis heute gehalten. Um den Wein herum ranken zahlreiche Geschichten, Ernstes und Heiteres. Es gibt eine Fülle von Literatur, die über den Wein verfaßt wurde. Wissenschaftliche Fachbücher, Bücher von Praktikern, muntere Schmunzelbüchlein und lustige Anekdoten von Dichtern und fröhlichen Zechern. Vom Wein kündet auch die Muse auf den Bühnen der Theater.

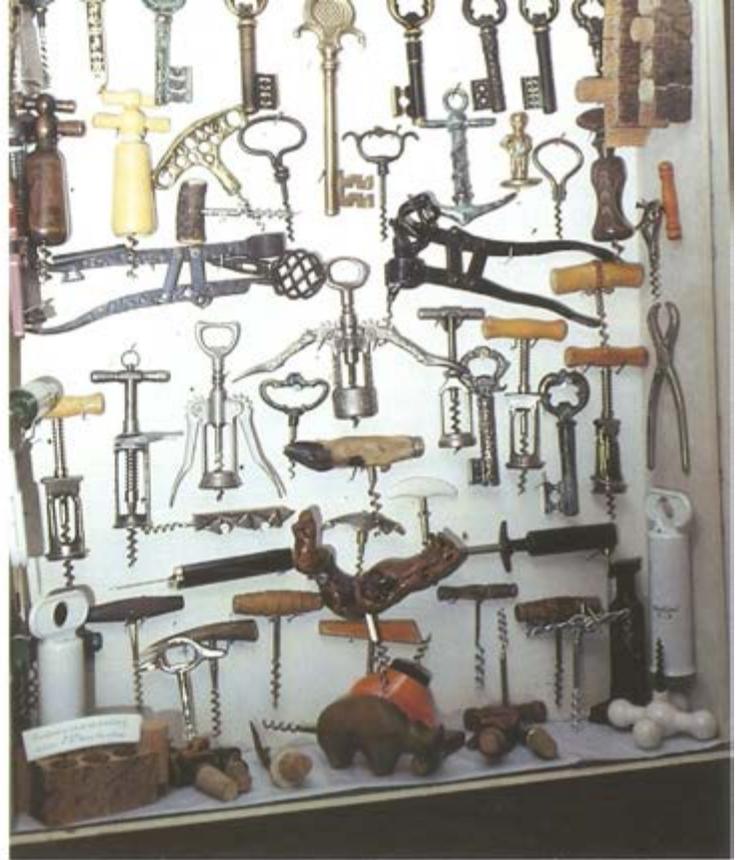
Was verbindet nun Oberhausen auf besondere Art mit dem Wein? Kaum einer weiß, daß es hier ein Weinmuseum gibt. Sein Besitzer, der Kellermeister und Weinhändler Heinz Steinke, ist mit Leib und Seele Osterfelder und lebt im Ortsteil Eisenheim, auch wenn die beruflichen und geschäftlichen Verpflichtungen mehr außerhalb von Oberhausen gelegen haben. Ein privater und respektabler Weinkeller genügt dem exzellenten Weinkenner nicht. In jahrelanger Kleinarbeit hat er Gegenstände zusammengetragen, die mit dem Wein zu tun haben und aus aller Herren Länder stammen.

In seinem – als Rarität anerkannten – Weinmuseum auf der Erikastraße 6 sind Bodenproben aus Weinbergen zu sehen sowie Handwerkszeug aus zwei Jahrhunderten, das für die Anfertigung von Weinfässern benötigt wurde. Dazu kommen Meßgeräte, Armaturen, optische Anzeigevorrichtungen, alte Traubenträger, Weinfässer und



Heinz Steinke in seinem Weilmuseum in der Osterfelder Erikastraße. Außer-

gewöhnlich auch die vielen verschiedenen Flaschenöffner.



Kleingerät aller Art. Darunter Stücke aus Ungarn, Frankreich und Deutschland. Unter Glasvitrinen zu besichtigen sind millionen Jahre alte Fossilien mit Tierkreiszeichen und in verschiedenen Ebenen aufgebautes Weinkristall, wie die Natur es hat entstehen lassen.

„1888-er Nuits-George“

Mit Stolz präsentiert Heinz Steinke eine Flasche Wein „1888-er Nuits-George“, die ihm ein befreundeter Weinschloßbesitzer aus Burgund für das Weilmuseum in Eisenheim geschenkt hat. Aufbewahrt wird dieses Kleinod in einer alten, wertvollen Holztruhe. Mit dem Hospiz im französischen Beaune, wo das weltberühmte Burgunder Weilmuseum zu Hause ist, verbinden ihn viele persönliche Freundschaften. In Neuß war Heinz Steinke lange Zeit Lehrer an der Volkshochschule und leitete Weinseminare.

Zum Weinmuseum des vereidigten Sachverständigen der Industrie- und Handelskammer gehören mehr als 100 Jahre alte Weiß- und Rotweine, Meßweine, Auslesen und andere Qualitäten, abgefüllt in historischen Flaschen. Diese Gefäße besitzen unterschiedliche Farben und Größen, besetzt mit dem Staub der Zeit und mit köstlichem Inhalt flößen sie jedem Weinkenner Respekt ein. Anzuschauen sind in dem Museum außerdem Souvenirs aus den verschiedensten Weinanbaugebieten Europas, Porzellanteller, Bilder und Bücher aus der Weingeschichte seit Jahrhunderten. Fachbücher in deutscher und französischer Sprache aus dem 19. Jahrhundert ergänzen die Sammlung ebenso wie Dokumente über Warenbezeichnungen, Qualitätsnachweise und Zertifikate von Weinversteigerungen.

Das Museum zeigt weiter alte Weinpressen, Handpumpen, Korkmaschinen, Weinbergpflüge und Faßheber. Die Küferwerkzeuge pflegt der Hausherr mit besonderer Liebe, denn in seiner beruflichen Laufbahn hat Heinz Steinke auch Weinfässer gebaut. Er kennt fast alle Weingebiete in Europa aus eigener Anschauung und hat Weinlesen in vielen bekannten Gegenden mitgemacht. Rhein, Mosel, Saar und Ruwer, das Frankenland, die deutsche und die elsässische Weinstraße, Burgund und Schwarzwald sind dem Weinhändler Steinke vertraute Landschaften, wo überall ein „guter Tropfen“ zuhause ist.

Im April 1990 konnte Kellermeister Steinke sein 50-jähriges Berufsjubiläum feiern. In Trier hatte er nach dem Besuch mehrerer Weinbauschulen 1958 bei der IHK die Kellermeisterprüfung abgelegt. Seit 1959 war Heinz Steinke bei einer Weinkellerei als technischer Be-



Alte Weinfässer gehören ebenso zur Sammlung wie zahlreiche „gute Tropfen“, darunter

eine Flasche „1888-er Nuits-George“, aufbewahrt in einer Holztrube.





Echte Raritäten sind auch das Handwerkszeug aus zwei Jahrhunderten sowie die Armaturen und Anzeigevorrichtungen.



triebsleiter tätig. Ihm unterstand eine Weinkellerei in Traben-Trarbach und er war Ausbilder für den Berufsnachwuchs in seiner Branche. Seit 1971 führte er als Inhaber das deutsch-französische „Weinhaus“ in Neuß. In der französischen Weinstadt Bordeaux erwarb der deutsche Weinsachverständige Steinke zusätzliche Kenntnisse über den französischen Wein.

Es lohnt sich, die Schätze und Kostbarkeiten des Eisenheimer Weinmuseums kennenzulernen und sich Appetit für eine Kostprobe zu holen, denn Probieren geht auch hier über Studieren. Den Gast des Weinmuseums erwartet nach einer Rückschau in die Weinhistorie eine Weinprobe nach Weinkenners Geschmack. Damit stets verbunden sind reichhaltige Informationen zum Wein und amüsante Plaudereien mit dem Kellermeister und seiner Frau Cäcilie, die ihre Lebenserfahrungen so ausdrückt: „Zusammenhalten, zusammenarbeiten und zusammensparen, dann schafft man es schon.“

Heinz Steinke's Liebe zum Nachbarland Frankreich hat völkerverbindenden Charakter. Für diese deutsch-französische Freundschaft und Zusammenarbeit ist er mit dem selten verliehenen Orden der französischen Weinbruderschaften ausgezeichnet worden. In Tageszeitungen und Fachzeitschriften wurde Heinz Steinke als Meister seines Fachs geehrt und anerkannt. Ihn kennen die Fachwelt, seine Familie und die heimatliche Umgebung nicht nur als ausgezeichneten Weinkenner und Liebhaber, sondern auch als einen fröhlichen Menschen mit Mutterwitz und Humor. „Ein fröhlich Gemüt und ein edler Wein, die mögen oftmals beisammen sein“, ist des Kellermeisters Lebensweisheit.

„ARROGANTE SCHÖNREDNER SIND MIR ZUWIDER“

*Babcock-Chef
Dr. Heyo Schmiedeknecht*

MICHAEL SCHMITZ

Er bezeichnet sich selbst als einen Ruhrgebietler. Als er mir die Hand reicht, die linke, weil die rechte vorübergehend außer Gefecht gesetzt ist, glaube ich ihm den Revierler. Der Händedruck legt mir nahe die Finger nachzuzählen, ob nicht einer von Hand des dereinst aktiven und höchst erfolgreichen Sportlers abgequetscht wurde. Der Elan des Ruderers, der eine hohe Schlagzahl und einen kräftigen Zug für den Erfolg braucht, den strahlt auch dieser Mann aus. Dr. Heyo Schmiedeknecht, 53 Jahre jung, gebürtiger Bochumer, heute in Herdecke lebend, heute nicht mehr Steuermann oder Ruderer, heute Kapitän. Der erste Mann auf der Kommandobrücke eines Schiffes, das auf den Namen Deutsche Babcock AG getauft ist, das einst ein kleiner Appelkahn war, im Schlepptau der britischen Babcock & Wilcox-Gruppe fuhr, in den sechziger Jahren in internationales Fahrwasser gesteuert wurde, das trotz

widriger Winde immer wieder bestand, in den achtziger Jahren vorübergehend ins Schlingern geriet. Dieser erste Mann an der Duisburger Straße hat den Kurs neu bestimmt für das einzige großindustrielle Schiff, das noch unter Oberhausener Flagge fährt.

Es ist anders als bei Heinz Schleußer, dem Duz-Kollegen, oder bei Kalli Feldkamp, dem Tick'n ein Idol aus längst vergangenen Rot-Weißen Jahren. Mit dem NRW-Finanzminister saßen wir in einem der Vorzeige-Stücke der „O-Gastronomie“, Kalli Feldkamp beichtete und erzählte in der Empfangshalle eines Düsseldorfer Nobelhotels. Dr. Heyo Schmiedeknecht lud uns in sein Büro. Für eine halbe Stunde, sagt der Pressesprecher. Hat der Babcock-Chef Ahnung. Ein Porträt im Jahrbuch, etliche hundert eher private Zeilen, nur 30 Minuten fragen und zuhören?

Meine Lust auf die Geschichte wuchs nicht gerade, da mir das

Top-Management ohnehin immer fremd gewesen ist. Das Büro belehrte mich eines besseren. Eleganz, fürwahr, unaufdringlicher Geschmack aber, weder teurer Plüsch noch sündhafter Pomp, die Jacke des Konzernchefs hängt überm Schreibtischstuhl (wo sie bis zum Ende des Gesprächs hängen blieb), eine Warmhaltekanne mit Kaffee, eine angerauchte Zigarre vom Feinsten (die bis zum Ende des Gesprächs kalt blieb), ein Dr. Heyo Schmiedeknecht, der nach einer kurzen Aufwärmphase erzählte, daß mir beim Schreiben die Finger krampften.

Das dritte von sechs Kindern ist er, in Bochum geboren als Sohn eines begeisterten Bochumers, am 27. Mai 1939. 1940 geht die Familie weg, zum Bodensee, kehrt 1942 zurück. Heyo Schmiedeknecht kann sich an die Jahre erinnern, an die Bombennächte im Keller, an die brennenden Straßen, an schwerverwundete, an tote Menschen. Noch einmal wird er evakuiert, in ein kleines Dorf in der Nähe von Bad Wildungen, dort erlebt er das Kriegsende. Die Blicke zurück an damals, sie sind bitter, „unschöne Hasenjagd von den Tieffliegern“ hat er gesehen, die auf Leute gemacht wurde, die an der Edertalsperre Beeren sammelten.

Trotzdem habe er die Kriegszeit gut überstanden, das zerstörte Elternhaus wurde vom Vater wieder aufgebaut, nach der Zwergschule die Grundschule, im Schichtunterricht, als Protestant in einer katholischen Schule ist das so, eine Woche sind die dran, in der nächsten die anderen. Schon in der Zwergschule verliert er ein halbes Jahr, weil die Familie Schmiedeknecht mit Kind und Kegel im einzigen Klassenraum wohnt. Aber diese Zeit, die hat ihn dennoch geprägt. Der



”

Ich habe ein gutes Verhältnis zu den Arbeitnehmern, zu mir kann jeder ins Zimmer kommen.

”

Großvater mütterlicherseits, ein Schneidermeister und alter SPDler, mit diesem politisch interessierten, aufgeschlossenen, viel rumgekommenen Menschen wandern die Enkel durch das Hessische Bergland: „Ich habe an seinen Lippen gehangen, da die Begeisterung für die Natur mitbekommen.“ Zehn, zwölf Kinder seien sie gewesen „wie son Rattenfänger ging der Großvater da immer vornweg“.

Dann wieder Bochum, der Vater hat als selbständiger Möbelhändler, Schreinermeister und Innenarchi-

tekt viel Arbeit, auch für seine Kinder, die in der Werkstatt helfen, Steine kloppen müssen. 1950 entdeckt Heyo Schmiedeknecht sein Herz für den Rudersport. Bis 15 ist er „Steuerpimpf, bis ich langsam zu schwer wurde“. Jeden Abend radelt er von Bochum zwölf Kilometer zum Training nach Witten und wieder zurück, von April bis Mitte September, bis der Verein einen alten VW-Bus anschafft. Er besucht das Goethe-Gymnasium, zieht das ganz normal durch bis zum Abitur, wundert sich heute noch, daß die Matura neben dem Sport noch klappte, wo er doch nie ein überdurchschnittlich fleißiger Schüler gewesen sei.

Das mit dem Sport, das färbt vom Vater ab. Der war zu Oberliga Westzeiten im Vorstand des VfL Bochum, auch mal dessen Präsident, lange Zeit zusätzlich 1. Vorsitzender im Ruderverein, weil diese Sportarten auch für einen „Funktionär“ nur wenig kollidierten. Der spätere Weg nach Oberhausen, der wird dem Heyo Schmiedeknecht, der damals natürlich noch nicht „Dr.“ ist, vorgezeichnet: 1958 gewinnt er auf dem Rhein-Herne-Kanal den ersten Jungmann-Einer in Oberhausen.

Trotz drei, vier Stunden Training am Tag Abi nach neun Jahren, der Reifepflicht will Maschinenbau studieren, schreibt sich zu diesem Zwecke an der Technischen Hochschule zu Aachen ein, der größten seinerzeit ihres Zeichens. Ein Semester hält die Liebe zum Maschinenbau an, dann wechselt er zur Betriebswirtschaftslehre „Ich fühlte mich nicht so wohl, ich konnte nicht zeichnen“. Auch die Schwester studiert mit ihrem angehenden Mann in Aachen. 1960 wechselt Heyo Schmiedeknecht nach Kiel, der Grund ist ein Professor, der mit

BWL überhaupt nichts zu tun hat, aber mit den Riemen. Karl Adam, der legendäre Goldschmied der bundesdeutschen Ruderer, trainiert die jungen Burschen in Ratzeburg, für den Bochumer, der eigentlich von der Körpergröße eher ein kleiner Ruderer ist, mehr geeignet für den Skuller, beginnt eine sehr erfolgreiche Zeit im Doppelzweier. Ausgerechnet aber bei den Deutschen Meisterschaften versagt er mit seinem Partner. Als klare Favoriten werden sie im Endlauf Drittplatzierte, aus der Traum von Olympia in Rom. „Daß es nicht gereicht hat, war mein Problem“, nimmt Schmiedeknecht die Verantwortung heute auf sich.

Dann ein Wechsel, Wintersemester in Köln, Sommersemester in Kiel, die 61er Saison wird sehr erfolgreich gerudert, mit Moritz von Groddeck trainiert er regelmäßig, 1962 wird er Hochschulmeister im Doppelzweier für die Uni Köln, schlägt dabei von Groddeck und dessen Partner. „Studienprobleme“. Der Vater hat sechs Kinder in der Ausbildung, „das war hart und ich wollte ihm nicht auf der Tasche hängen“. Einen Teil seines Studiums verdient er unter Tage, auf Zeche. Gutes Geld habe er verdient, auch viel Spaß gehabt. Sieben Stunden, das heißt sieben bis acht Liter Tee, teilweise arbeitet er im Akkord, zum Ärger der Kameraden, die dem gut Durchtrainierten vorwerfen, „das Gedinge kaputtzumachen“.

Während des Studiums in Köln gibt's noch Versuche, in Neuß zu rudern, die „blöde Fahrerei“ schmeckt Schmiedeknecht nicht, und mit dem Trainer bekommt er auch Theater. Da macht er 1964 dann doch lieber sein Examen, schreibt seine Arbeit über die Möbelindustrie, über die Aussich-

ten ihrer zigtausend Betriebe in Deutschland. Schon damals ist sein Blick sicher, seine Thesen aus der Diplomarbeit werden später Realität. Für einen Menschen, der über sich selbst sagt, im Studium „ein eher sehr fauler Mensch“ gewesen zu sein, der durchs Rudern nur das Notwendigste tun kann, später beim Repetitor intensiv abarbeiten muß „und zu meiner eigenen Überraschung“ das Examen mit Zwei macht, verdammt gut. Überdies studierte er bei Gutenberg, dem Papst der BWLer, dessen Schriften auch den Chronisten einige Jahre später weit über sein betriebswirtschaftliches Fassungsvermögen hinaus plagten. Bei Gutenberg hätte Heyo Schmiedeknecht auch gern den Dr. Heyo Schmiedeknecht gemacht, aber in eineinhalb Jahren hätte er fertig sein müssen, weil Papst Gutenberg dann emeritieren wollte, unmöglich.

Er erkundigt sich bei Krupp, ob die nicht ein Thema hätten, über das man promovieren könne. Über die Stromversorgungsoptimierung wird gesprochen, schließlich beginnt er seine Doktorarbeit, arbeitet bei Krupp, einfach war das Thema nicht, „weil ich in die Kraftwerkstechnik reinmußte“. Er promoviert in Münster, rudert weiter, nimmt an Herbstregatten teil, baut die Studentenverbindung ATV Dithmarsia in Bochum mit auf („das war ein netter Verein“), spielt Hallenhandball in der Kreisliga, die Rumbolzerei macht ihm „wahnsinnigen Spaß“. Und so nebenbei schult der anstehende „Dr.“ Heyo Schmiedeknecht sich für seinen heutigen Job, lernt, ein ganzes Kraftwerk mit allem Pipapo durchzurechnen.

1967 gibt er die Arbeit zum erstenmal ab, der „Prof.“ ist begeistert, bemängelt nur, daß die Arbeit zu pra-

xisorientiert ist. Die wissenschaftliche Seite des Themas muß rein. Heyo Schmiedeknecht, würde ich heute mal schätzen, bekommt das, was wir im Revier einen dicken Hals nennen: „Da saß ich nun und wollte langsam heiraten und Geld verdienen.“ Seine heutige Frau, die hat er schon 1963 in Köln kennengelernt, die gebürtige Wormserin studierte an der Pädagogischen Hochschule Englisch und Sport mit



Richtung Dozentenlaufbahn. „Das war eine blöde Kiste, ich in Bochum, sie in Worms.“ Und zu finanzieren ist sie auch nicht einfach, Heyo Schmiedeknecht verdient als Doktorand bei Krupp satte 465 Mark im Monat: „Am 20. war immer Ende, dann mußte ich den Alten anpumpen, der war nett und zahlte sogar die Miete.“

Schließlich bekommt er Hilfe, seine Doktorarbeit zu korrigieren, der „Prof.“ hat einen Assi mit der Durchsicht beauftragt, und auch ein gutes Angebot aus der Wirt-

schaft kommt, die Energiewirtschaft bei Krupp ist ihm zu eng geworden. Über eine Kleinanzeige in der WAZ erfährt er, daß Hoesch Hohenlimburg jemanden für die Kostenplanung sucht, nach einem persönlichen Gespräch sind die begeistert, so begeistert, daß er Vorstandsassistent werden soll.

Der Aufstieg verläuft rasch, schon bald beauftragt man Heyo Schmiedeknecht damit, eine Abteilung für Unternehmensplanung aufzubauen, „ein Wurf ins kalte Wasser“. Er hat Erfolg, die Familie mietet ein Häuschen bei Letmathe, der erste Nachwuchs sagt sich an. Für die Frau ist das nicht so einfach, die lockere pfälzische Art läßt sich nur schwer mit der eher wortkargen, ja sturen sauerländischen Mentalität in Einklang bringen. Und der Mann handelt sich, als er mit dem Rudern aufhört, knackige Kreislaufprobleme ein. Ein Medizinmann im Bochumer Krankenhaus „Bergmannsheil“ verdonnert Schmiedeknecht dazu, weiter Sport zu treiben. Seither steht allmorgendlich ein mindestens halbstündiger Waldlauf auf dem Programm, geradelt wird, die Hunde müssen vor die Tür.

Mit Leib und Seele hat er damals gearbeitet (was sich bis heute nichten geändert haben dürfte), den ersten Urlaub macht die Familie im Sommer 1969, vorher bleibt keine Zeit, wenn man abends von neun bis eins über der Doktorarbeit brütet und für eine Familie mit drei Kindern dasein muß. Der Lohn auch dafür ist das Rigorosum im Mai des gleichen Jahres.

In Hohenlimburg knüpft er viele Beziehungen, hat gute Chefs, der Finanzvorstand der Hoesch AG in Dortmund sucht einen Assistenten, „wollen Sie das machen?“. Ein erfahrener Mann, der weiß, wie er mit Leuten umgeht, Schmiedeknecht

bezeichnet dies heute als Schlüssel-erlebnis für seine eigene Karriere: „Ich hatte klare Vorstellungen, wie ich arbeiten mußte, meine Frau aber war zuerst nicht so begeistert.“ Im Sommer 1971 beginnen die Kooperationsverhandlungen mit dem niederländischen Konzern Hoogovens. Heyo Schmiedeknecht lernt holländisch, das er heute noch versteht und lesen kann. Wie ein Eichhörnchen pendelt er hin und her, als Sekretär im Finanzkomitee koordiniert er mit einem holländischen Pendant die Finanzen des Konzerns, „die Arbeit war gleichzusetzen mit einem Finanzdirektor. Ich wurde von meinem Förderer gestriezt von morgens bis abends, aber er war sehr fair“. In Dortmund, die Familie wohnt sehr schön in der Nähe des Westfalenstadions, entwickeln sich Freundschaften. Dr. Heyo Schmiedeknecht engagiert sich im Juniorclub der Industrie- und Handelskammer, tritt dem Rotary Club bei.

Das Familienleben wird trotz der Belastung hochgehalten. Auch nach auswärtigen Terminen drängt es ihn nach Hause, oft fährt er spät nachts noch heim. Samstags fährt er nach dem Sport ins Büro, auch am Sonntag für zwei Stunden. „Die Fusion Hoesch/Hoogovens war damals für mich erkennbar ein Mißerfolg, daraus habe ich nie einen Hehl gemacht. Und ich wollte in diesem Unternehmen nicht mitmachen.“ Als auf Hoesch ab 1975 schwierige Zeiten zukommen, muß Estel den Verlust von Hoesch ausgleichen, das habe Rohwedder seinerzeit den Start erleichtert. Schon 1974 hatte Schmiedeknechts Förderer Fischer immer wieder gesagt, er müsse an die Front. „Er hat mir ein paar Vorstandsposten angeboten.“ Und Fischer ist Aufsichtsratsvorsitzender bei Harpen: „Im Frühjahr 1975 hat

er mich angesprochen, ob ich da nicht hinwolle. Da war ich erst 35.“ Schmiedeknecht muß zum Vorstandssprecher der Deutschen Bank, Christians, der prüft den Jungmanager auf Herz und Nieren, kommt auch auf dessen Alter zu sprechen. „Ich hatte seine Vita gelesen und meinte: 'Sie waren doch damals auch noch sehr jung. . .'. Außerdem habe ich einen guten Aufsichtsratsvorsitzenden.“



1976 geht Dr. Heyo Schmiedeknecht bei Harpen in den Vorstand, „das Unternehmen mußte völlig neu aufgestellt werden, viele Fehlinvestitionen waren gemacht worden“. Aber es gibt gute Mitarbeiter. Mit den französischen Kollegen wird ein Fünf-Jahres-Plan abgestimmt, „zu der Zeit hatte Harpen vor Steuern gemacht, weil wir etliche Verlustbuden hatten, zum Beispiel hatten wir die ganzen kleinen Kohle- und Heizölhandlungen am Bein.“ Es wird bereinigt, liquidiert

und saniert, „eine Knochenarbeit, wir hatten damals eine miese Presse“. Karikaturen zeigen auf dem Geldsack sitzende schlafende Kameraden. Nach drei Jahren ist der Gewinn auf 30 Mio. DM gestiegen, Schmiedeknecht ist Sprecher im Vorstand, bis 1980 ein neuer Großaktionär auftaucht, eine französische Gruppe „mit guten Beziehungen zu Giscard“. Ich bekam zwei Franzosen als Kollegen, die die Investition in Harpen noch bezahlt sehen wollten. Gott sei Dank wurde in Frankreich dann sozialistisch gewählt.“

Ende der siebziger Jahre geht er das Problem der unternehmenseigenen Bergarbeiterwohnungen an, ein Modell für die Privatisierung wird entwickelt, die Mehrfamilienhäuser gehen an gemeinnützige Wohnungsgesellschaften, die Einfamilienhäuser werden privatisiert, den Mietern für 20, 30 v.H. unter dem Marktpreis angeboten: „Die Leute haben zugegriffen, für 60- bis 70.000 DM ein Eigenheim kaufen können. Wenn Sie heute durch die Siedlungen gehen, das ist toll.“ Rund 500 Mio. Mark macht Harpen auf diese Weise, „wir waren oft Company des Jahres, konnten jedes Jahr mehr Dividende zahlen“.

Während seiner Tätigkeit bei Harpen lernt er Friedel Neuber kennen, der Vorstandsvorsitzende der Westdeutschen Landesbank ist heute Vorsitzender im Aufsichtsrat der Deutsche Babcock AG. Als im Verwaltungsrat der WestLB ein Sitz frei wird, bekommt ihn Schmiedeknecht als unabhängiger Fachmann, „das war eine sehr interessante Sache“. Harpen kommt in eine schwierige Phase, die Franzosen als Mehrheitsgesellschafter wollen verkaufen. Käufer ist Herr von Wesebe, ein Raider, mit dem eine aktive Zusammenarbeit nicht

möglich war. Schmiedeknecht kann mit halbjährigem Vorlauf kündigen, „und das tat ich auch“. Zum Jahresende 1986 geht er, „es hat mir schon leid getan“. Er hat ein Angebot von Werhahn, kannte das Unternehmen schon länger: „Die drei Jahre dort waren unheimlich interessant, es war aber auch schwierig in einer Familiengesellschaft.“ Anfang 1990 geht er, die Meinungen über die Führung des Familienunternehmens sind zu unterschiedlich. Man trennt sich freundschaftlich.

„Danach wollte ich eigentlich ein Jahr privatisieren und in Ruhe einen neuen Job suchen.“ Daraus wird nichts. Dr. Hans Lorenz Ewaldsen, seinerzeit Aufsichtsratsvorsitzender, spricht Schmiedeknecht an. „Ich kannte ihn schon seit 1976/77 und hätte ihn 1978 auch gern in den Aufsichtsrat von Harpen geholt. Eigentlich wollte ich ja jetzt nicht, habe dann doch überlegt. Wir haben offen und schnell alles besprochen, Ewaldsen war sehr aufgeschlossen, erzählte, was das Haus bedrückt.“ Innerhalb von acht Wochen sind sie sich einig. „Bei Werhahn hatte ich wie ein Idiot gearbeitet.“ Und da er den Wohnsitz in Herdecke behalten hatte, waren das täglich eine bis eineinhalb Stunden für eine Fahrt. Von Babcock sind es nur noch 35 Minuten, einiges an Zeit. „Und ich hatte hier von Anfang an freies Schaffen.“ Kein leichtes allerdings, 500 Mio. DM aufgestaute Verluste hat das Unternehmen, als Schmiedeknecht am 1. Mai 1990 den Vorsitz im Vorstand übernimmt. Bis Ende Mai wird mit den Banken geredet, „wie wir das machen können. Und wir haben dabei relativ gut abgeschnitten.“ Es gibt mehrere Klausurtagungen mit dem Vorstand, schwierig, das Führungsgefüge der

ganzen Gruppe neu zu strukturieren: „Die technische Infrastruktur war auf dem Stand Anfang der achtziger Jahre. Das haben wir bis heute noch nicht ganz bewältigt.“

Das Verhältnis zu Ewaldsen, inzwischen Ehrenvorsitzender im Aufsichtsrat, bezeichnet er als hervorragend, „fast wie zu einem väterlichen Freund, er war mir eine große Stütze“. Ohne den Aufsichtsrat im Rücken wäre ein Sanierungs-



konzept auch kaum durchzusetzen gewesen, personelle Anpassungsmaßnahmen sind immer hart, aber Schmiedeknecht findet Respekt auch im Betriebsrat („Wir haben hier einen hervorragenden“) und in der Belegschaft: „Ich habe ein gutes Verhältnis zu den Arbeitnehmern, zu mir kann jeder ins Zimmer kommen, da gibt es keine Berührungsängste, und wir halten uns gegenseitig an Absprachen, reden auch mal ohne Tagesordnung.“ Daß Schmiedeknecht keine Dinge verdeckt treibt, ein offenes Wort

liebt, das spricht sich im Unternehmen rum, in der ganzen Stadt. Natürlich sieht er noch Probleme, wo man sich reiben wird, bei Babcock sind das fruchtbare Auseinandersetzungen, keine furchtbaren.“

Auch da kommt der Ruderer durch, der Schlagmann, der ohne Teamgeist baden gehen würde. Doch hinter dem Elan und der Offenheit steckt mehr, vor allem, das spürt man förmlich, ein Super Familienleben. Mit den anderen Geschwistern trifft man sich, die Mutter lebt noch, „alles ist bei uns etwas bodenständig“. Vier eigene Kinder, die Tochter, die älteste, studiert Betriebswirtschaftslehre, der Sohn, der zweitälteste, Architektur, der Sohn, der drittälteste, macht eine Banklehre, der Sohn, der viertälteste, geht noch zum Gymnasium. „Ich bin ein häuslicher Mensch, sitze abends gern mit meiner Frau bei einem guten Wein zusammen.“ Bei welchem Wein? „Pfälzer.“ Die Frage war aber auch zu dumm, stammt die Frau doch aus Worms. Die Schmiedeknechts gehen gern in Konzerte, haben ein Abo in Dortmund. Er mag Kammerkonzerte, Mozart und Dvořák, Chopins Klavierwerke, aber auch Musicals. Und er liest regelmäßig, Sachbücher, Biografien, Firmengeschichten. Eigene Fehler. „Ich tue mich mit dem Abschalten etwas schwer, fühle mich schon mal wie ein Tiger im Käfig, wenn ich nach Hause komme.“ Mit der inneren Ordnung happens es manchmal, „ich bin bisweilen etwas chaotisch, fasse manchmal zuviel an und werde dann ungeduldig. Ich brauche dann eine Organisation, die das durchsetzt.“ Und er neigt dazu, schon mal cholerisch zu werden: „Aber nicht im Beruf, da versuche ich, ausgeglichen zu sein. Ich tobe mich dann zuhause aus. Dann rät mir meine

Frau, ich solle mal laufen oder radfahren, bis ich mich wieder beruhigt habe.“

Den sportlichen Ausgleich braucht er ohnehin, bei 100.000 Kilometern, die er im Jahr fährt, nicht wenige davon selbst am Steuer, er fährt leidenschaftlich gern, leidenschaftlich gern auch schnell. Bis 1986 ist er viel gesegelt, mit Tränen in den Augen habe ich 1989 mein Boot verkaufen müssen.“ Bei Harpen wurde er quasi gezwungen, Jäger zu werden, machte den entsprechenden Schein und drückte sich erst einmal um die Jägerei herum. Irgendwann fing es dann doch an, „und ich habe zunehmend Spaß daran bekommen. Ich bin zwar kein sehr passionierter Jäger, aber ich jage heute gern.“ Seine beiden Hunde sind jagdlich ausgebildet, wenn er davon erzählt, scheint er erstmals stolz auf sich selbst: „Ich kann gut mit Hunden umgehen.“ Im Salzburger Land geht er auf Gamsjagd, da hat er ein Häuschen, wo die Familie alle Urlaubsfreizeiten verbringt, Skilanglauf und Bergwandern eingeschlossen. Seit 15 Jahren ist er auch im Golfclub. „Aber ich habe kein Handicap und spiele erst seit zwei Jahren“.

Welche Menschen sind einem solchen Menschen zuwider? „Arrogante Schönredner, vom Typ her sofort zuwider.“ Und welche mag er? „Leute, die es schaffen, locker und natürlich zu bleiben.“ Wie ist sein Verhältnis zur Macht? „Eine Aufgabe muß Spaß machen, und es macht eine Menge Spaß, wenn man etwas gestalten kann. Aber mein Machtsinn ist nicht so ausgeprägt.“ Er findet seinen Job so interessant, weil man mit vielen Partnern und Mitarbeitern im Team arbeiten kann, sieht das auch als sportlichen Ehrgeiz. „Je mehr Erfolg du hast, desto besser ist die Reputation. Auf

keinen Fall ist die finanzielle Seite der Antrieb, die spielt für mich schon länger keine große Rolle mehr.“ Deshalb habe er in Sachen Babcock auch lange mit sich gekämpft, „das geht hier ja nicht mit der linken Hand, das frißt dich mit Haut und Haaren“. So gibt's auch kaum mehr Aktivitäten nebenher, „man kann nicht auf mehreren Hochzeiten tanzen, mir reicht es, zu Hause für die Familie und ein



paar Freunde Zeit zu haben“. Die paar Ehrenämter, die Dr. Heyo Schmiedeknecht hat, die seien nicht unbedingt von Belang. In den letzten Jahren bei Harpen habe er dafür mehr Zeit gehabt, „aber hier sind wir noch lange nicht soweit. Vielleicht in vier, fünf Jahren wird das etwas lockerer.“

Er schätzt eben keine halben Sachen. Deswegen macht er auch an seinem Arbeitsort Nägel mit Köpfen. Oberhausen finde er als Stadt ohnehin nicht schlecht, und so hat Dr. Heyo Schmiedeknecht sich auf

der Sedanstraße direkt neben dem Bühneneingang des Theaters ein Häuschen gekauft. Herdecke wird natürlich nicht aufgegeben (dazu wohnt es sich dort auch zu schön), „aber wir werden dann öfters in Oberhausen wohnen“.

Die Zigarre im Aschenbecher des Büros, Eleganz fürwahr, unaufdringlicher Geschmack aber, weder teurer Plüsch noch sündhafter Pomp, sie ist nach zweieinhalb Stunden, die mir in der Tat vorkamen wie 30 Minuten, immer noch kalt. Ja, er rauche gern. „Früher habe ich wie ein Schlot Pfeife geraucht.“ Bis zum 26. Februar 1986. Da hatte er gerade eine dicke Grippe überstanden. Die Pfeife wurde versteckt, von wem, wird nicht gesagt, ich darf vermuten, daß es eine aus Worms stammende Frau war. Drei Jahre lang habe er dann „wenn's hochkommt“, zehn Zigarren im Jahr geraucht. „Jetzt, bei Babcock bin ich wieder voll drin, das liegt wohl an der alten Dampfkeseltradition.“

Eigentlich war es doch nicht anders als bei Heinz Schleußer, dem Duz-Kollegen, oder bei Kalli Feldkamp, dem Tick'n ein'-Idol aus längst vergangenen Rot-Weißen Jahren. Dieser Dr. Heyo Schmiedeknecht hat etwas Faszinierendes, eine Art, der man sich nicht entziehen kann. Das mit dem Ruhrgebietskind, das war beim Gespräch fast der erste Satz. Typisch, denke ich, so was muß man in Oberhausen sagen. Nach rund 150 Minuten weiß ich, daß er stolz darauf ist, ein Kind des Ruhrgebietes zu sein. Ein klassisches übrigens. Nicht anbietend, dafür rau, aber herzlich, schnörkellos, kreuzgeradeaus, zupackend. Zupackend? Wer weiß, was mir blüht, wenn die rechte Hand des Dr. Heyo Schmiedeknecht wieder intakt ist.

KILLERWALE JAGEN LEDERNES EI

*„Orcas“ werben
für American Football*

KLAUS MÜLLER

Anpfiff! – Auf dem Rasenplatz gegenüber vom Niederrhein-Stadion an der Lindnerstraße hören am Sonntagnachmittag zwei Teams mit jeweils elf Spielern das laut und vernehmlich gepfiffene Startsignal. So weit, so schlecht. Denn die Zahl der Aktiven und die Trillerpfeife des Schiedsrichters sind leider die einzigen Details, die den Beobachter am Spielfeldrand an ein sonst doch so vertrautes Fußballmatch erinnern.

Kein Wunder: „Football“ wird hier zwar gespielt, aber einer der „American“ Art. Und was da so amerikanisch ist, das kommt einem doch eher spanisch vor: Der Mann in Schwarz läuft, wie man es eigentlich nur vom Eishockey her kennt, im schwarz gestreiften Zebra-Dreß über den Platz. Und nicht weniger als fünf Kollegen machen das „Schiri-Rudel“ komplett. Die Spieler selbst sehen in ihren aufgeplusterten, weil dick gepolsterten „Kampfanzügen“ und den vor dem

Gesicht vergitterten Helmen eher wie die Hauptdarsteller eines anti-galaktischen Einsatztrupps in der doch gar nicht mehr geplanten Fortsetzung der „Star Wars-Trilogie“ aus.

Das Tor besteht aus zwei über sechs Meter hohen, im Abstand von 5,50 Meter senkrecht in den Boden gerammten Stangen und einer in dreieinhalb Meter Höhe befindlichen Querlattenverbindung. Doch damit immer noch nicht genug: Während „Litti & Co.“ nach einem per strammen Rechtsschuß versenkten Elfmeter freudestrahlend zur Trainerbank eilen, liegen sich hier und heute die weinrot trikotierten Mannen in den Armen, weil sie eine prall aufgepumpte, eiförmige Lederhülle gerade mal zehn Meter in ihren Händen über den Platz getragen haben. Muß man das verstehen? „Nein“, versichert Spielertrainer Frank Willemsen – und hinter dem Helmgitter ist ein breites Grinsen zu erkennen. „Fast alle, die

heute in der Mannschaft spielen, haben anfangs auch keinerlei Ahnung vom komplizierten Regelwerk gehabt.“

Anfangs, das war im September 1990. Remigijus Kinat, Sigurt Nowak, Raimund Mattheus und Hansi Loch, die zwar allesamt in Oberhausen wohnten, doch bei den „Duisburg Flames“ dem ledernen Ei hinterherjagten, hatten die Idee, den in den Vereinigten Staaten neben Baseball und Basketball beliebtesten Sport auch in ihrer Heimatstadt vereinsmäßig zu betreiben. „Jeder, der Lust hat, kann kommen“, machten die örtlichen Tageszeitungen den Termin eines ersten Probetrainings publik. Die Resonanz war überwältigend: Rund 70 Interessierte schauten vorbei, in Turnzeug, kompletter (aber noch deutscher) Fußballer-Montur oder in Sweat-Shirt und Jeans balgten sich allesamt mit wachsender Begeisterung um die „Pille“. Die Folge: Der Virus „American Football“ machte sich breit. So um die 20 waren bereits nach ihrem Debüt „unheilbar“ erkrankt und legten sich eine komplette Ausrüstung zu.

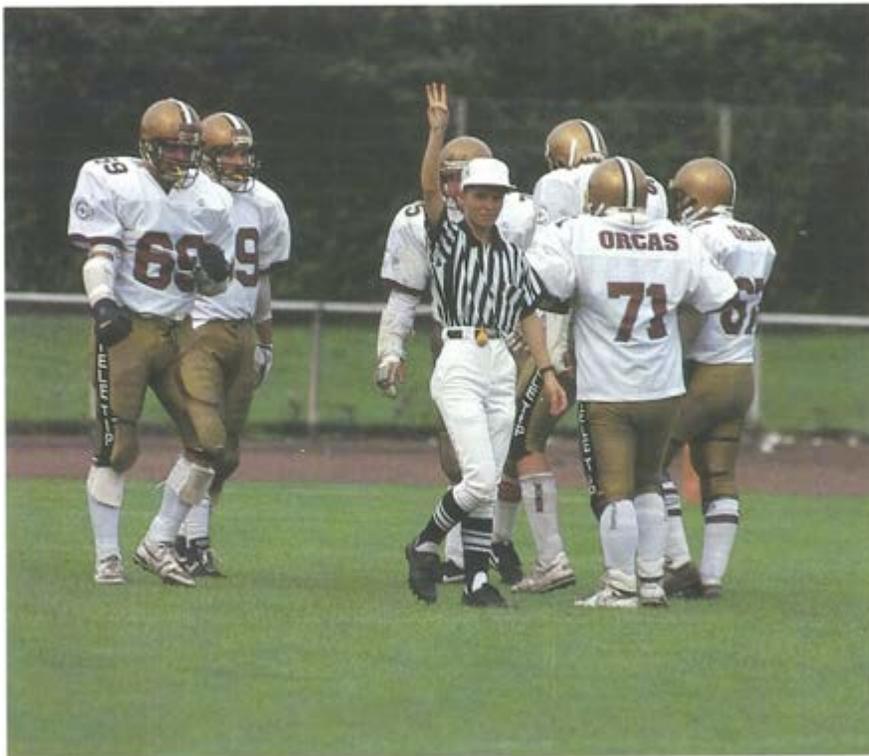
„Pads“

Und die geht ins Geld: Das teuerste ist der Helm, es folgt eine schier unendliche Liste von „Pads“, also Polstern, die restlos jeden Körperteil vor den oftmals recht rabiat aussehenden Attacken der Gegenspieler schützen. Ein Paar der je nach Spielerposition unterschiedlichen Spezial-Noppenschuhe hinzuge-rechnet, sind rasch 2000 Mark über den Tisch gegangen. Keineswegs käuflich, aber unabdingbar war schließlich vor dem Start des offiziellen Trainings noch die Namensfindung: „Tierisch“ sollte er schon sein, um den Bullen (Bulls) aus dem Sauerland, den Drachen (Dragons) aus Dinslaken, den Ra-



American Football: Ein barter Kampf um ein ovales Ei! Die „Oberhausen Orcas“ trainieren und spielen auf dem Rasenplatz gegenüber vom Niederrhein-Sta-

dion. – Das Regelwerk ist kompliziert. Die Schiedsrichterin kommt es und hat die muskel- und polstergepackten „Orcas“ fest im Griff.



ben (Ravens) aus Herne oder den Delphinen (Dolphins) aus Paderborn zumindest schon einmal auf dem Papier Paroli bieten zu können. Da der englische Begriff für ein möglichst gefährliches Tier nun auch noch tunlichst mit „O“ wie Oberhausen beginnen sollte, blieb den Aktiven kaum eine andere Wahl: der Wal mußte es sein, der mit dem „Killer-Instinkt“ – die „Oberhausen Orcas“ waren geboren. Jetzt mußten sie sich nur noch freischwimmen.

Daß dies dem der Gruppe B der Verbandsliga zugeteilten Verein gelang, ist in erster Linie Frank Willemsen zu verdanken. Im Dezember 1990 übernahm der zuvor in Kamp-Lintfort ums Ei raufende Modell-Athlet als Spieler-Trainer das Zepter. „Das bisherige Training ließ jegliche Härte vermissen“, stimmte er seine Mannen auf einen kompromißlosen Kurs ein. Fortan wurde in der Halle des Elsa Brändström-Gymnasiums neben Kondition auch Kraft gebolzt. „Augen zu – und durch!“, lautete die Devise, die, so Willemsen, nicht nur bessere Spielergebnisse versprach, sondern auch das Verletzungsrisiko minimierte. „Man muß halt lernen, wie man möglichst effektiv mit dem Helm voran in seinen Gegenspieler läuft. Wer da zu zögerlich rangeht, verliert nicht nur den Ball, sondern häufig auch den einen oder anderen Zahn.“

Das war für einige Enthusiasten denn doch des Guten zuviel: Sie beschlossen genauso kurzfristig, wie sie sich für den „American Football“ entschieden hatten, wieder dem „normalen“ Fußball hinterher zu rennen. Dennoch gelang es Willemsen, mit dem im wahrsten Sinne des Wortes „harten Kern“ einige Testspiele zu absolvieren. In Angriffs- und Verteidigungsreihen

(Offense und Defense) aufgeteilt, führen die Killerwale – ohne Zweifel mit einem gehörigen „Frosch im Hals“ – beispielsweise zu den „Neuss Frogs“. Dort verlor man zwar mit 16 : 7 Punkten, „doch diese Niederlage feierten wir wie einen Sieg“, erinnert sich der Spielertrainer. Warum? „Weil wir den ersten Touchdown in der Vereinsgeschichte legten, und den noch nach einer äußerst seltenen Interception.“ Gesundheit!

„Touchdown“

Es ist wohl die höchste Zeit, einen kleinen Blick ins auf den ersten Blick reichlich komplizierte Regelwerk zu werfen. In vier mal zwölf Minuten versuchen beide Teams, möglichst viele Punkte zu erzielen. Das „Non plus ultra“ ist besagter „Touchdown“: Gelingt es einer Mannschaft, das Ei in die gegnerische Endzone (die erstreckt sich über die gesamte Spielfeldbreite ein paar Meter hinter der Torstange) zu tragen oder dort nach dem Paß eines Mitspielers aufzufangen, schlagen sechs Punkte zu Buche. Außerdem besteht hiernach noch die Möglichkeit, einen weiteren Zähler durch einen gelungenen Kick durch die Torstangen, aber bitte oberhalb der Querlatte, zu erlangen (das ist dann der so genannte „PAT“, der „Point After Touchdown“), oder aber man entscheidet sich für eine „Conversion“, bei der ein erneuter Paß oder Lauf in Richtung Endzone versucht wird. Klapp't's, gibt's zwei Punkte extra.

Doch bis ein Team erst einmal in unmittelbarer Nähe der gegnerischen Endzone angelangt ist, vergeht die meiste Spielzeit. Und hier besagen die Regeln, daß die angreifende Mannschaft maximal vier Versuche („Downs“) hat, eine Distanz von zehn Metern zu überbrücken. Die sich entgegenstem-

mende Defense ist freilich emsig bemüht, das zu verhindern. Und dabei ist so ziemlich jedes, auch noch so rüde aussehende Tackle erlaubt. Merkt schließlich die Offense nach dem dritten Down, die Zehn-Meter-Distanz nicht mehr schaffen zu können (bei Gelingen wird wieder von vorne gezählt), bleibt noch die Möglichkeit eines Feldtores („Field-Goal“). Der Mann mit dem strammsten Schuß versucht, von der Stelle des dritten Downs aus zwischen die Torstangen zu zielen. Schafft er dieses Kunststück, winken drei Punkte. „Der Rekord liegt bei einer überbrückten Distanz von sage und schreibe 59 Metern“, verrät Willemsen.

Aber da war doch noch was? Richtig, die „Interception“, das „Orcas“-Highlight bei den „Frogs“. Hier gelang es einem verteidigenden „Wal“, den Paß eines angreifenden „Frosches“ zu fangen und in die andere Richtung durchzustarten. Carsten Hoch hieß damals der „Froschkönig“, der die nötige Puste für einen 80-Meter-Lauf hatte und das Ei zum „Touchdown“ brachte. Soweit der kleine Auszug aus dem komplizierten Regelwerk.

Nach den Testspielen begann dann in der Saison '91 der reguläre Spielbetrieb in der Verbandsliga, Gruppe B. Fazit: 6 : 14 Punkte bedeuteten am Ende den vierten Tabellenplatz. Für den jungen Verein ein tolles Ergebnis. 1992 schafften es die Mannen um Spielertrainer Frank Willemsen sogar Rang 3 zu erobern. „Wenn es gelingt, die Mannschaft möglichst komplett über die Wintermonate zusammenzuhalten und eventuell noch um den einen oder anderen Spieler zu verstärken, steht das Ziel für die Saison '93 fest: Aufstieg in die Regionalliga“, wirft Willemsen einen optimistischen Blick in die Zukunft.

„Cheer-Leaders“

Doch der ehrgeizige Coach, der seine sportliche Karriere zunächst als Wildwasser-Kanute begann und bereits zum D-Kader der Nationalmannschaft zählte, ehe er vom „American Football“-Virus befallen wurde, hat noch weitere Pläne: Die „Oberhausen Orcas“ wollen sich um den Nachwuchs kümmern, mit talentierten „Mini-Walen“ eine Jugendmannschaft aufbauen. Derzeit stellt sich noch die Frage, wer das Training übernehmen wird („In jedem Fall ein Spieler aus den eigenen Reihen!“), ist diese Personalfrage erst einmal geklärt, „schwärmen wir zu den Schulen aus, laden ein zum 'Show-Training', in voller Montur“. Wenn dann noch die zauberhaften und untrennbar zum „Spektakel American Football“ gehörenden „Cheer-Leaders“, die mit ihren tänzerischen Darbietungen in den Spielpausen sowohl dem Publikum als auch „ihren Orcas“ einheizen, mit von der Partie sind, dürfte der Bazillus wohl weitere „Opfer“ heimsuchen. Und potentielle Kandidaten sind nicht etwa, wie man vielleicht vermuten könnte, nur bereits in jungen Jahren muskelbepackte Mini-Rambos. „Ob klein oder groß, 'Kante' oder 'Hänfling': Für jeden Typ gibt's beim American Football eine geeignete Spielerposition“, betont Frank Willemsen. „Auf eine gute Mischung von Schnelligkeit und Körpergewicht kommt es an. Und ein bißchen Mut muß man natürlich mitbringen.“

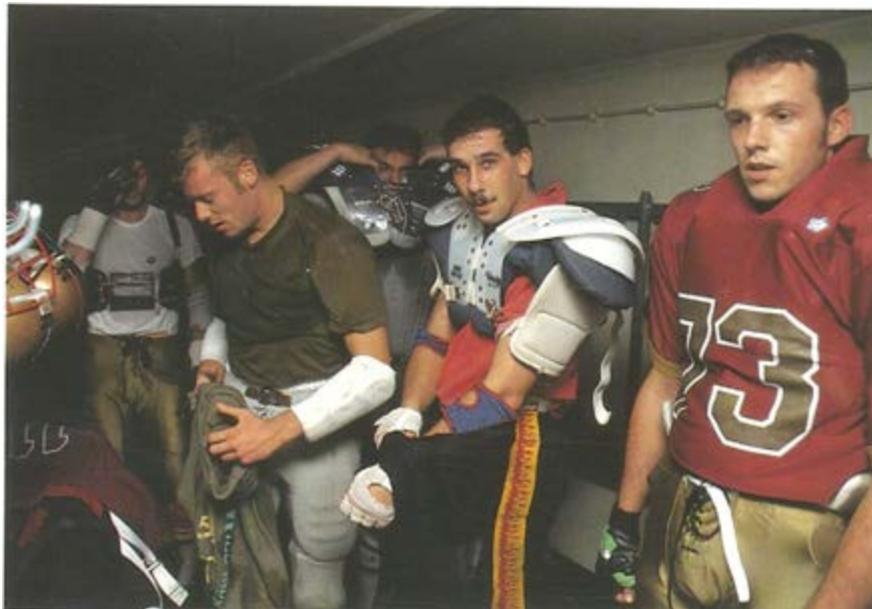
Verletzungen

Ist denn nicht das Verletzungsrisiko bei den oftmals wilden Raufereien gleichenden Spielzügen enorm groß? Willemsen winkt ab: „Klar, eine Vielzahl von blauen Flecken ist an der Tagesordnung. Bisweilen ist auch schon mal ein



Spielertrainer Frank Willemsen (hintere Reihe, 2. v. r.) und seine „Orcas“: Je nachdem, ob sich die „Killerwale“ im Angriff oder in der Verteidigung befinden, steht die

„Offense“ oder die „Defense“ auf dem Platz. – Gut geschützt ist halb gewonnen: Jedes Körperteil muß gepolstert sein, um das Verletzungsrisiko zu minimieren.



Finger ausgekugelt. Aber schwerwiegende Verletzungen resultieren fast immer aus eigener Unachtsamkeit und Ungeschicklichkeit.“ Zwei „Orcas“ waren es beispielsweise, die ein Beispiel für „Selbstverstümmelung“ lieferten. „Vor lauter Freude über einen gelungenen Touchdown fielen sich die beiden Kameraden am Spielfeldrand in die Arme. Einer von ihnen trug allerdings noch seinen Helm, und der haute seinem eigenen Teamgefährten doch glatt eine Ecke vom Schneidezahn weg“, erinnert sich Willemsen an einen äußerst kuriosen Zwischenfall.

Blaue Flecken, ausgekugelte Finger, unbeabsichtigte „Sitzungen“ beim Zahnarzt: Wer trotz derartiger „Horror-Szenarien“ dennoch Lust verspürt, sich mal ins Getümmel „American Football“ zu stürzen, sollte Kontakt aufnehmen mit Remigijus Kinat (Telefon 89 79 01) oder mit „Head-Coach“ Frank Willemsen (Telefon 0 21 51 / 40 70 91). Besonders gern gesehen wäre übrigens ein Spieler, der nicht nur mit dem ledernen Ei, sondern nebenbei auch noch mit Plüsch-Tieren spielt. Muß man das jetzt wieder verstehen? „Nein, natürlich nicht“, lacht Frank Willemsen. „Uns fehlt ganz einfach noch ein Maskottchen. Und so ein schöner, großer Stoff-Wal – das wär’ doch was. Aber ein Orca muß es sein!“

Ob da wohl irgendwo ein Exemplar aufzutreiben ist? Bestimmt! Es muß nach einem gewonnenen Kampf doch schließlich „tierisch“ gejubelt werden können – dann, wenn auf dem Rasenplatz gegenüber vom Stadion Niederrhein an der Lindnerstraße endlich mal wieder etwas passiert, was den Beobachter am Spielfeldrand an ein sonst doch so vertrautes Fußballmatch erinnert: der Abpfiff!

KONZEPT FÜR LANDESGARTEN- SCHAU '99 STEHT

*Planer sammeln Erfahrungen
auf der MüGa*

THOMAS MACHOCZEK

Dort, wo die einstigen Boote der Nationalen Volksarmee einen Sommer lang anlegten, um Besucher vom Schloß Styrum zum Kernbereich der MüGa in Höhe der Mülheimer Innenstadt zu bringen, führt eine breite Treppe hinauf in den großen Stadthallen-Garten. Von rechts grüßen Rosenbüsche den neuen Gast, links hat sich vor der Bühne ein vornehmlich junges Publikum versammelt, leichter Jazz klingt herüber.

Wer indes einen Kinderwagen vor sich herschiebt, der strebt an diesem warmen Sonntag meist einem anderen Ziel entgegen: Weiter geht es die Wasserachse mit ihren plätschernden Rinnsalen und bewachsenen Teichen entlang. Vereinzelt machen Spaziergänger vor Tafeln halt, die über die vergleichbaren Wachstumsbedingungen von Schaumblüte und Immergrün aufklären: Beide wachsen im Halbschatten hoher Bäume, aha! Eine kleine Anhöhe hinauf noch,

dann kommt das Ziel in Sicht. Der Älteste reißt sich los von Mutters Hand, Vaters neidischen Blick im Nacken, und stürmt drauflos, sich in dem Gewirr aus Dämmen, Schlußen, Röhren und Schlamm zu verlieren. „Der Wasserspielplatz ist einer unserer Renner“, bestätigt Horst van Emmerich, Geschäftsführer der Mülheimer Landesgartenschau-Gesellschaft, „beim Publikum genauso beliebt wie die Camera Obscura, das Wassermuseum und die weiße MüGa-Flotte“.

Doch nicht in allen Bereichen war die Arbeit des gebürtigen Oberhausener, unter dessen Regie das Groß-Projekt 'Gartenschau' herangewachsen war, so von Erfolg gekrönt, wie in diesen Fällen. Mit über zwei Millionen zahlenden Besuchern hatte man unterm Strich gerechnet, die erreichte Zahl von 1,3 Millionen blieb weit dahinter zurück. Laute Kritik schlug dem langjährigen Manager aus dem Baugewerbe daher bereits um die Oh-

ren, noch bevor sich im vergangenen Oktober die Kassen der MüGa schlossen.

108 Millionen investiert

108 Millionen Mark haben die Mülheimer insgesamt verbaut, für Sanierungen ausgegeben und als frisches Grün entlang der Ruhr zum Blühen gebracht. Vielerorten beginnt nun das Aufwiegen: Resonanz gegen Investitionen, Besucher gegen Geld. „Eine unseriöse Rechnung“, sagt van Emmerich, denn der Löwenanteil, 78 Millionen Mark, floß in die Stadtentwicklung. 140 000 Quadratmeter verseuchten Bodens wurden verfüllt oder abgedeckt, zahllose Wege entlang des Flusses neu angelegt. Der gesamte Bereich zwischen den Schlössern Styrum und Broich wurde neu erschlossen. Wo heute frei zugänglich für jedermann am Wegrand Kunstwerke stehen, lagerten noch wenige Monate vor der Eröffnung Autoteile und Schrott. Mit „reiner Blümchenschau“ lasse sich eine Landesgartenschau längst nicht mehr erklären, so der Geschäftsführer. Die offiziellen Grundsätze der Landesarbeitsgemeinschaft Gartenbau und Landespflege geben ihm Recht: Landesgartenschauen sollen „Initiativen zur langfristigen Schaffung dauerhafter, zusammenhängender Grünzonen wecken“, heißt es.

Nur knapp drei Kilometer vom nördlichen Ende der MüGa entfernt, im Oberhausener Rathaus, finden die Erfahrungen aus der Nachbarstadt viele offene Ohren. Gleich mehrfach reisten Politiker und Mitglieder der Verwaltungsspitze im vergangenen Sommer zum Broicher Schloßpark, wo die MüGa-Verwaltung in Containern untergebracht ihren Sitz hatte, um für die eigene Gartenschau im Jahre 1999 zu lernen. Dem bislang von



„Toll, wie so eine Landesgartenschau blüht und duftet“.

der Kohle geprägten Stadtteil Osterfeld soll ein neues Gesicht verliehen werden, so das erklärte Ziel. Aller Konkurrenz zum Trotz lasse sich nämlich durchaus von den Mülheimern „lernen ohne abzugucken“, wie Umweltdezernent Werner Kolter formuliert. Gemeinsam mit Dr. Dierk Hans Hoefs, dem Planungsdezernenten, zeichnet er für die Vorbereitungen der hiesigen Landesgartenschau verantwortlich.

Ideenwettbewerb

Auch von seiten der Kritiker werde nicht bestritten, so der Dezernent, daß an der Ruhr städtebaulich eine Menge geleistet wurde. Vor allem aber sei dort „exzellent vorge-macht“ worden, wie alle nur erdenklichen Fördertöpfe des Landes angezapft werden können. Und das vor allem interessiert auch die Oberhausener Verwaltung. Wenn-

gleich der Ideenwettbewerb zur Durchführung der Gartenschau erst Mitte '93 vom Preisgericht entschieden wird, so lasse sich doch eines bereits jetzt erahnen: „Die Gesamtkosten werden sich auf MüGa-Niveau bewegen“, schätzt Kolter.

Die Finanzierung wird dabei an der Emscher voraussichtlich ähnlich geregelt sein, wie zuvor an der Ruhr: 10 Millionen Mark stellt das Land pauschal für die Ausrichtung der eigentlichen Gartenschau zur Verfügung, ein Betrag in gleicher Höhe wird – das ist Bedingung – aus der Stadtkasse dazukommen müssen. Für alle langfristigen Investitionen, die nicht den Kernbereich der Schau betreffen, bedarf es jeweils einer projektbezogenen Förderung. Ganz konventionell durch Eintrittsgelder und Sponsoren wird die Durchführung des kulturellen Rahmens zu bestreiten

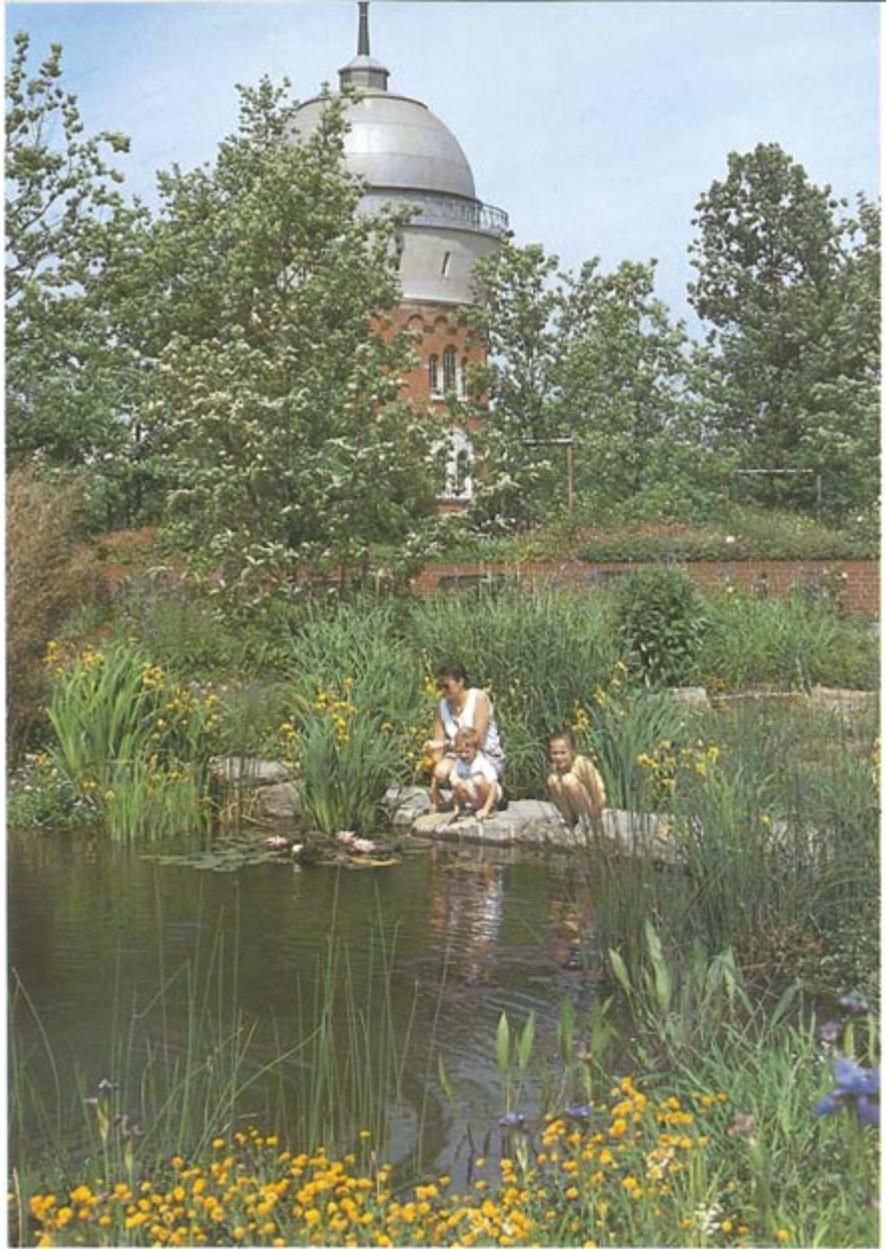
sein, den eine noch zu gründende GmbH organisieren soll. Ob dann schließlich die Eintrittspreise generell steigen – wie es Horst van Emmerich im Rückblick auf das von ihm in Mülheim präsentierte reichhaltige Angebot empfiehlt – oder ob man von einem in sich geschlossenen Veranstaltungsraum Abschied nehmen soll, darüber werden sich die Politiker in den kommenden Jahren die Köpfe zerbrechen müssen.

108 Hektar neu zu planen

Wichtiger sei es zunächst, die Rahmenplanung voranzutreiben, drängt Werner Kolter. Wenngleich der Kernbereich der künftigen Gartenschau auf dem Gelände der Zeche Osterfeld mit rund 20 Hektar etwas kleiner ausfällt als das Mülheimer Pendant, so werden die gesamten Ausmaße die ihrer Vorgängerin dennoch übertreffen. 108

Hektar gilt es bis 1999 neu zu planen und zu gestalten, ein Bereich, der sich von der Kampstraße im Norden bis hinunter zum Kanal erstreckt. Wohnhäuser, die dort ebenfalls gebaut werden sollen, müssen mit künftigem Grün in Einklang gebracht werden, das HDO-Zentrum für hochauflösendes Fernsehen konkurriert mit Spiel- und Erholungsraum, der nach dem Wunsch der Planer einmal einem ganzen Stadtteil als Treffpunkt dienen soll. Im Süden schließlich grenzt das Gelände der Landesgartenschau unmittelbar an das der Neuen Mitte. Und gerade hier gilt es entsprechend den Vorlagen, die den Architekten für den Realisierungswettbewerb mit auf den Weg gegeben wurden, einen „ruhigen Kontrast“ zu schaffen zu deren „konsumorientierter Atmosphäre“ und dem Tivoli-Park.

„Wenn ich mich drei Stunden im gewiß attraktiven Trubel der Neuen Mitte aufgehalten habe, kann ich mir vorstellen, gerne irgendwo hinzukommen, wo meine eigene Kreativität gefordert wird“ – auch diesem Anspruch sollte die Landesgartenschau gerecht werden, wünscht sich Dezernent Kolter. Zu weiteren Zielvorgaben gehören: die Sanierung der ehemaligen Industrie­flächen, der Erhalt und Umbau alter Zechengebäude, die Vernetzung des neuen „Gartens“ mit den umliegenden Grünzonen vom Kaisergarten bis hin zum geplanten Volksgolf­feld auf dem Gelände der ehemaligen Zeche Jacobi. Schwerpunkte der sommerlichen Ausstellungen könnten dann auch die Darstellung von Ansätzen, die zu einer Verbesserung der Lebensqualität in den Städten führen, sowie Dokumentationen über die Wiederherstellung und Folgenutzung von Industrie­flächen sein.



Auch für erfrischende Querdenker sollte genügend Freiraum übrig sein, wenn endgültig über die Gestaltung entschieden wird, hofft Werner Kolter. Eines mache die Vielzahl der Anforderungen seiner Ansicht nach bereits im Vorfeld deutlich: Die Besucherzahlen können nicht mehr ausschlaggebend sein, wenn hinterher über Erfolg oder Mißerfolg der Gartenschau diskutiert wird. Doch er weiß:

Impressionen von der Mülheimer Landesgartenschau: rechts oben die Veranstaltungsbühne mit dem umgebauten ehemaligen Ringlokschuppen und der „Camera Obscura“ im Hintergrund, darunter der Wasserspielplatz.



„Man wird uns jedoch auch daran messen.“

Städtebauliches Konzept

Aus dem Fenster im Dienstzimmer des Dezernenten schweift der Blick nach Süden über die Innenstadt und die Luise-Albertz-Halle hinweg in Richtung Ruhr. Dort sitzt Horst van Emmerich in einem Verwaltungs-Container und zieht Bilanz. Er rät zu einer differenzierten Beurteilung losgelöst von Besucherzahlen und kritisch gegenüber nackten Zahlenspielen mit Investitionssummen. Den richtigen Ansatz sieht er darin, die Leistungsschau der Gartenschau, die als Idee am Anfang der Landesgartenschauen stand, von ihrem Sockel zu heben und weitreichend in ein städtebauliches Konzept einzugliedern – wie in Mülheim geschehen.

Auch vom Festcharakter der halbjährigen Veranstaltung rät van Emmerich, Abschied zu nehmen. „Ich habe einmal, als bei uns ein 'Sommertraum' lief, in den Veranstaltungskalender für das Ruhrgebiet geschaut: 61 Open-Airs, die mit uns konkurrierten, gab es an diesem Samstag zur gleichen Zeit!“ Gerade im Ruhrgebiet werde mit geballter Kraft so viel geboten, daß sich die Attraktivität einer Dauerveranstaltung kaum ein halbes Jahr aufrechterhalten lasse, urteilt der MüGa-Chef daher. Seine Prognose: In zehn Jahren gibt es keine Landesgartenschau mehr, die über eine Million Besucher lockt. 1995 ist Baubeginn für den Osterfelder Garten; sieben Jahre werden ihn bei seiner Eröffnung von der MüGa trennen. Einstweilen wird das Herz der Jüngsten und Junggebliebenen für den Schloßgarten von Broich schlagen, wo eine Gartenschau die Möglichkeit zur lustvollen Schlammchlacht eröffnet hat – wo gibt's das sonst schon?

DIE RENAISSANCE DER QUETSCHÉ

*Oberhausen: eine Hochburg
der Akkordeon-Musik*

ASTRID KNÜMANN

„... dann spielt' er leis' unser Chanson, der Mann auf dem Akkordeon...“ Ein Liebeslied auch an ein uraltes Instrument, das gerade in jüngster Zeit eine Renaissance erlebt, und das nicht nur in Frankreich, wo das Akkordeon niemals aus der Welt der Musik, vor allem der Straßenmusik, wegzudenken war und ist.

Auch in unseren Breiten wird das Akkordeon immer beliebter. Dafür ist nicht nur der Vormarsch der Volksmusik verantwortlich, in der dieses Instrument seit jeher eine wichtige Rolle spielt. Auch klassische Weisen wurden und werden eigens für dieses Instrument komponiert und immer öfter auch in Konzerten zu Gehör gebracht. Wer hätte gedacht, daß Oberhausen inzwischen eine der wenigen Akkordeon-Hochburgen in der Bundesrepublik ist...

Seit vielen Jahren steht das Akkordeon-Orchester Oberhausen für Qualität und Engagement in

Sachen Akkordeon-Musik. Entstanden ist alles im Jahre 1956, als sich das „1. Hohner Akkordeon-Orchester 1954“ und eine Akkordeon-Spielgruppe unter der Leitung von H. Beckmann zusammenschlossen und ein Erwachsenen-Orchester bildeten, damals unter dem Namen „Akkordeon-Orchester Beckmann“ bekannt.

Die Volkshochschule Oberhausen förderte dann die Musikarbeit seit 1963; drei Jahre später ging die musikalische Arbeit der VHS auf die damals neu gegründete Städtische Musikschule über. Darum erhielt das Erwachsenen-Orchester einen neuen Namen, nannte sich fortan „Akkordeon-Orchester der Städtischen Musikschule Oberhausen“. Es war die orchestereigene Jugendarbeit, die die Verantwortlichen in den 70er Jahren veranlaßte, das Orchester als Verein weiterzuführen, der dann im Jahre 1979 als „Akkordeon-Orchester Oberhausen e.V.“ eingetragen wurde.

Aufbauarbeit wurde in den ersten Jahren des Bestehens dieses Vereins groß geschrieben. Zunächst galt es, die Aktiven mit der bislang eher im Verborgenen existierenden Originalmusik für Akkordeon vertraut zu machen. Regelmäßige – wenn auch aufgrund der damals noch niedrigen Spielerzahl nur in begrenztem Maße mögliche – Konzerte gehörten aber schon damals zum „Alltag“ des Vereinslebens. So gewöhnten sich nicht nur die aktiven Spieler an die überraschend vielfältigen Weisen dieses Instruments, sondern auch die Zuhörer.

Wertungsspiele

Preise und gute Plazierungen bei verschiedenen Wertungsspielen bestätigen, daß die Musiker und die Verantwortlichen auf dem richtigen Weg sind. In Rotterdam beispielsweise errangen die Oberhausener den dritten Preis und das Prädikat 'hervorragend'. Erst vor wenigen Monaten waren sie auch beim Wettbewerb in Innsbruck ganz vorn mit dabei.

Neben der Teilnahme an Wettbewerben legten die Verantwortlichen von Anfang an viel Wert auf ein gutes Miteinander im Verein. Konzertreisen waren und sind eine Möglichkeit, dies auch in die Tat umzusetzen. Nicht nur im eigenen Kreise werden da freundschaftliche Bande geknüpft. Nicht selten sind auf solchen Fahrten enge Kontakte zur dortigen Bevölkerung entstanden, die über Jahre andauern. Die Vereinsarbeit der Orchester setzte im Laufe der Jahrzehnte weitere wichtige Akzente: Die Jugendarbeit wurde immer weiter intensiviert, jungen Spieler stehen heute drei Kinder- und Jugendorchester zur Verfügung. Partner bei dieser Aufgabe ist seit vielen Jahren die Musikschule Peter Wölke.

Heute zählt das Oberhausener Ak-



*Die Gründungsvereine
des heutigen Akkordeon-
Orchesters finden sich
1956 zusammen.*

kordeon-Orchester 40 Mitglieder im Erwachsenen-Orchester, doch: „Es muß einen Jungbrunnen haben, und der kann nur durch die eigene Jugendarbeit erhalten bleiben.“ (1. Geschäftsführer Hans Gerd Roes). Dabei geht es den Verantwortlichen nicht nur um Perfektion bei der Beherrschung des Instruments; Gemeinschaft und Spaß sind nach ihrer Auffassung unverzichtbar für eine sinnvolle Vereinsarbeit. Die recht hohe Zahl der Nachwuchsspieler und das Engagement der jungen Musiker geben den Organisatoren recht. Bei einer Zeltlager-Fahrt im September 1992 standen neben musikalischer Schulung auch der Spaß am Schauspiel und das Kostümebasteln auf dem Programm. Roes: „Man lernt sich so wirklich kennen. Das können die normalen Probentreffen gar nicht



leisten.“ Ehrenamtliche Helfer und die Eltern, die die Bemühungen der Aktiven unterstützen, sind bei dieser Arbeit wichtige Eckpfeiler. Hin und wieder ein richtiger „Budenzauber“ gehört beim Oberhausener Akkordeon-Orchester nun einmal dazu: „Auch schon mal ganz ohne Akkordeon“.

Hans Gerd Roes: „Die Jugendlichen wollen aber auch ihre Leistung unter Beweis stellen. Deshalb treten sie in Konzerten ebenso auf

wie die Erwachsenen. Kürzlich erst haben die fast 40 jungen Spielerinnen und Spieler ein beinahe dreistündiges Musikprogramm im Rahmen der Mülheimer Landesgartenschau mit Bravour hinter sich gebracht.“

Klassische Musik

Bei so manchem dieser Konzerte wird der eine oder andere Besucher mit Verwunderung die vielfältigen Möglichkeiten der Akkordeon-Musik bemerkt haben, deren ganz eigener Klang bei großen Auftritten

durch Konzertpauke, Schlagzeug, Xylophon und elektronische Instrumente erweitert wird. Roes: „Das Akkordeon hat sich seinen Platz in der Welt der Instrumente erobert. Es gibt seit etwa 20 oder 30 Jahren sogar das Hauptfach Akkordeon und den entsprechenden Professoren-Titel. Auch findet man inzwischen ernsthafte Literatur für dieses Instrument.“

Irland und Frankreich sind sicher Vorreiter in der Pflege der Akkor-

deon-Musik, doch ist es auch in der klassischen Musik einsetzbar. Für die Oberhausener Spieler werden entsprechende Stücke eigens für eine konzertante Aufführung bearbeitet. Heinz Kruza, Leiter des Erwachsenen-Orchesters: „Das Instrument ist zwar einerseits nur begrenzt einsetzbar, und doch ist es zugleich dynamisch und wandlungsfähig. Gerade in einem großen Orchester kann man klassische Werke oder auch Kirchenlieder niveauvoll gestalten, andererseits aber auch abends mal schnell die Quetsche 'rausholen.“

Doch vor den Lohn des Erfolges, sprich den Beifall, haben die Musen auch in diesem Falle die Arbeit gesetzt. Heinz Kruza: „Es gehört viel Fleiß dazu, das Akkordeon wirklich zu beherrschen, obwohl die Anfänge recht einfach sind.“ Nach etwa einem 'Lehr-Jahr' kommen die Nachwuchsmusiker in die erste Orchester-Gruppe. Sieben bis acht Jahre danach geht es weiter ins

Erwachsenen-Orchester. Roes: „Es wird schon ausgeübt; aus den drei Jugendorchestern kommen die besten weiter.“

Handarbeit

Wer es einmal geschafft hat, dem ist das Hobby auch etwas wert; wirklich gute Instrumente – sie bringen ein Gewicht von rund 20 Kilo auf die Waage – kosten etwa 10.000 Mark, erzielen aber auch als gebrauchtes Instrument einen hohen Preis. Der besondere Wert eines solchen Akkordeons erklärt sich dadurch, daß es in akribischer Handarbeit hergestellt wird.

Für die Zukunft hatte und hat das Oberhausener Akkordeon-Orchester große Pläne: Zum Herbstkonzert anno 1992 wurde eine Balalaika-Gruppe – vier Musiker aus St. Pe-

Die Nachwuchsarbeit wird beim Oberhausener Akkordeon-Orchester großgeschrieben.



tersberg – eingeladen. 1993 stehen u. a. die Begleitung von Chorkonzerten im Münsterland und im Hessischen auf dem Programm, der 'DOW' (Deutscher Orchesterwettbewerb) wird schon vorbereitet: „Wir wollen versuchen, den Landessieger zu stellen und dann 1996 beim nächsten 'DOW' dabeizusein.“ Im Mai 1993 nehmen die Jugendorchester am Landeswettbewerb für Akkordeon-Orchester teil.

Eines aber gilt für alle Aktiven in diesem Verein bei jeder Veranstaltung: „Wir haben viele hervorragende Solisten in unseren Reihen, die alle auch ausgezeichnete Orchester-Spieler sind – und das allein zählt“, so Heinz Kruza.

AB DURCH DIE MITTE

Etappenziele beim Strukturwandel der Stadt

HANS-WALTER SCHEFFLER

„Der tugendhafte Mensch wählt die Mitte und entfernt sich von den beiden Extremen, dem Zuviel und dem Zuwenig“. (Aristoteles)

Jedes Ende ist ein neuer Anfang. In der Vorweihnachtszeit 1991 war, nach dem Fiasko um das kanadische Luftschloß Triple Five, ein konkreter Hoffnungsschimmer am Horizont des Strukturwandels ausgemacht worden. Am 5. Dezember 1991 wurde beim Essener Anwalt und Notar Dr. Peter Heinemann der erste wichtige Schritt zur Verwirklichung des Neue-Mitte-Projektes vollzogen. Das Land NRW erwarb zunächst von Thyssen die 93 ha große Fläche westlich der Osterfelder Straße und veräußerte diese anschließend an die Grundstücksentwicklungsgesellschaft Oberhausen (GEG) weiter. In einem dritten Kaufvertrag wechselte das Grundstück dann bis auf das Behrens-Lagerhaus an der Essener Straße in den Besitz der britischen Investitionsgesellschaft Stadium.

Das Land löste mit dem Erwerb des Thyssen-Geländes seine Zu-

sage ein, durch eine zukunftssträchtige und mit landesplanerischen Grundsätzen in Einklang stehende Nachfolgenutzung einen wertvollen Beitrag zum Strukturwandel in der Region zu leisten und den Interessen Oberhausens an der Schaffung neuer Arbeitsplätze Rechnung zu tragen. In der Präambel zu den Kaufverträgen hieß es: „Die Stadt Oberhausen strebt an, als Verbindung zwischen den Stadtteilen Alt-Oberhausen und Osterfeld eine neue Ortsmitte entstehen zu lassen. Das Thyssen-Gelände soll den Kernbereich des neuen Stadtteils bilden. Die Planungsabsichten der Stadt Oberhausen zielen auf die Errichtung eines gestalteten Stadtteils mit Grünzügen, Parkanlagen, Arkaden und Innenhöfen, der Dienstleistungs-, Büro-, Freizeit-, Sport-, Gastronomie- und Unterhaltungsreiche, Hotels, Medienpark sowie Einkaufsmöglichkeiten umfaßt.“

Wegen des Grundstücksverkaufs kommt es Mitte Februar im Düsseldorf Landtag zum Knall. CDU, Grüne und F.D.P. fordern übereinstimmend einen Untersuchungsausschuß, weil „der begründete Verdacht besteht, daß der haupteteiligte Minister Heinz Schleußer und die Landesregierung die Verfassung des Landes verletzt haben, indem sie das Budgetrecht des Landtags mißachteten“. Die Nachricht vom Untersuchungsausschuß schlägt in Oberhausen wie eine Bombe ein; zwei Tage debattiert der Landtag über die Neue Mitte. Bärbel Höhn, Grüne aus Oberhausen, wettert, der englische Investor habe das Filetstück Thyssen-Gelände zu Kotelettpreisen erhalten. Nicht nur im Oberhausener Rathaus weiß man: Wer im Gespräch ist, läuft Gefahr, daß bei ihm etwas zeredet wird. Oberhausen kann sich jetzt keine negativen Schlagzeilen leisten. Noch haben die Befürworter des Projektes zu wenig deutlich gemacht, daß hier nicht auf der grünen Wiese ein Einkaufsparadies errichtet, sondern die Chance verwirklicht werden soll, eine zerrissene Flächenstadt zusammenzufügen und dabei, u. a. beim Nahverkehr, neue Wege zu beschreiten.

Leider läßt Triple Five nach wie vor grüßen: dieselben Kritiker, die der Stadt und den Befürwortern des Projektes Gigantomanie vorwerfen, begegnen ihm nunmehr mit Kleinmut und Provinzialismus, da gerät der eigene Kirchturm bei manchen zum Ende des Weltbildes. Oberstadtdirektor Burkhard Drescher und Finanzminister Heinz Schleußer sind bemüht, die Wogen der Aufregung zu glätten. Drescher erläutert, daß das Thyssen-Gelände zu einem Grundstückspreis von 20 Mio. DM (Quadratmeterpreis: 20



*„Stadt und Land“
Hand in Hand: Finanz-
minister Heinz Schleu-
ßer, Oberbürgermeister
Friedhelm van den
Mond und Oberstadt-
direktor Burkhard
Drescher (v.l.n.r.)
stricken am Struktur-
wandel.*

*Hoffnungsträger für
Oberhausen: Investor
Edwin Healey in sei-
nem Einkaufszentrum
in Sheffield.*

DM) von Thyssen aufs Land übertragen worden sei. Die Aufbereitung der Industriebrache koste 148 Mio. DM. Von der Grundstücksentwicklungsgesellschaft (GEG) sei das Grundstück dann zum Preis von 60 Mio. DM an die Stadium-Gruppe verkauft worden, wobei der Quadratmeterpreis von 60 DM der „ortsübliche Richtwert für Gewerbegrundstücke“ sei. Daß die öffentliche Hand Industriebrachen baureif machen müsse, sei unumgänglich: „Sonst bleiben sie nämlich liegen.“ Vor dem Untersuchungsausschuß des Landtags bezeugt Heinz Schleußer, der englische Investor habe auf einen schnellen Abschluß gedrängt und Vorbehalte nicht akzeptiert. Auch Thyssen habe einen raschen Abschluß der Verhandlungen gewollt und sei nicht länger bereit gewe-

sen, das Gelände unparzelliert zur Verfügung zu stellen. Der Stadt und dem Ruhrgebiet wären wichtige Entwicklungschancen verlorengegangen, schließlich sei die Neue Mitte mit Investitionen von 2,8 Milliarden DM und 10 000 Arbeitsplätzen die größte Investition in NRW seit der Ansiedlung von Opel in Bochum.

Rückenwind

Ungeachtet der Turbulenzen im Landtag, erhält die Stadt wichtigen Rückenwind für ihr „Jahrhundertprojekt“: Als Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond am 12. März '60' wird, eilt Ministerpräsident Johannes Rau mit einer wichtigen Botschaft in die Luise-Albertz-Halle: „Ich bleibe dabei, daß Oberhausen eine Neue Mitte braucht, und die Stadt wird sie bekommen.“ Das ist ein Wort. Noch im selben

Monat spricht sich auch der CDU-Landesvorsitzende Dr. Norbert Blüm für das Oberhausener Vorhaben aus. Auf der Maikundgebung stärkt der IG Metall-Ortsbevollmächtigte Willi Victor den Befürwortern der Neuen Mitte demonstrativ den Rücken: „Dcr Branchennix und die vielfältigen Anforderungen an die Arbeitnehmer/-innen mit sehr unterschiedlicher Qualifikation machen sie interessant, vor allem auch für Menschen, die jetzt keine Arbeit haben.“

Aber plötzlich gibt es auch Selbstzweifel. Der SPD-Fraktionsvorsitzende Michael Groschek erklärt, die Menschen in Oberhausen müßten das Gefühl haben, daß sich der Strukturwandel im Gleichklang mit ihnen vollziehe. Ziel müsse es sein, „die Stadt im sozialen und wirtschaftlichen Gleichgewicht zu hal-



ten.“ Der SPD-Unterbezirksvorsitzende Dieter Schanz erkennt: „Der Strukturwandel macht vielen Menschen Angst in der Stadt. Da sein Tempo noch zunehmen wird, dürfen sie die Orientierung nicht verlieren.“ Weil die Stadt ihr Gesicht sehr dynamisch verändere, seien manche in Sorge, daß man Oberhausen nicht wiedererkennen werde. Schanz an die Adresse der Neue Mitte-Kritiker: „Gerade wenn die Stadt mehr tun soll für die Armen und Schwachen, braucht sie mehr Einnahmen. Die Neue Mitte kommt, und sie kommt so verträglich, wie wir es wollen müssen.“ Groschek und Schanz betonen, man werde nicht zulassen, „daß die gewachsenen Stadtteilzentren vor die Hunde gehen“. Andererseits müßten diejenigen, die am Stamm-tisch die freie Marktwirtschaft

hochhielten, den Prozeß des Strukturwandels innovativ begleiten. So könnten die Stadtteilzentren „fit gemacht werden für den Wettbewerb“.

Auch die Kirchen melden sich zu Wort. Im November 1991 erklärt Superintendent Artur Schorzmann vor der Evangelischen Kreissynode, viele der philosophischen Grundlagen des Projektes stimmen die Kirche nachdenklich: „Nein, ein neues Herz ist das nicht. Allenfalls ein Herzschrittmacher, der ganz bestimmte Rhythmen unseres Lebens beschleunigt und andere lebensnotwendige Funktionen erheblich belastet. Hier wird unser 'way of life', den wir auch sonst praktizieren, fortgeschrieben und verstärkt. Es werden sich in diesem Projekt die Probleme unserer Konsumgesellschaft verdichten. Wir werden die Sonnen- und Schattenseiten unseres Zusammenlebens wie in einem Spiegel konzentriert erkennen. Die Geschichte unserer Stadt muß uns sensibel machen für soziale und ökologische Auswirkungen und ökonomische Entscheidungen. Die Stadt und viele ihrer Familien haben in den letzten zwei Jahrzehnten damit schmerzhaft Erfahrungen gemacht. Grund genug, zumindest äußerst wachsam zu sein.“ Moderater äußert sich Mitte September 1992 der Katholiken-Ausschuß. Wenn Oberhausen ein wirtschaftlich bedeutender Standort bleiben wolle, müsse das Projekt akzeptiert werden, aber: „Die Neue Mitte darf kein nach Geschäftsschluß menschenleerer Bezirk sein, da sie sonst zu einem Zentrum der Kriminalität werden könnte. Deshalb ist eine intensive Wohnbebauung in unmittelbarer Nähe zum Projekt zu fördern. Eine Mitte ohne Menschen kann für eine Stadt keine Zentrums-

funktion übernehmen. Unterhaltung und Konsum werden Schwerpunkte der Neuen Mitte sein. Sie können sinnvoll in den Gesamtzusammenhang des menschlichen Lebens integriert werden, dürfen aber nicht als dessen tragender Sinn gelten. Darum sollen im Kontext mit der Planung des neuen Zentrums die kulturellen Aktivitäten in Oberhausen gefördert und auf bessere Grundlagen gestellt werden. Der Mensch lebt nicht von Brot und Show allein.“

Große Koalition

Im Stadtrat macht der F.D.P.-Fraktionsvorsitzende Hans-Otto Runkler die aktuelle Standortbestimmung für die Neue Mitte aus: „Wir kommen jetzt in ein unruhigeres Fahrwasser. Damit muß ein geschickter Seemann fertig werden.“ Seit die Stadt mehr Gegenwind gegen das Milliarden Ding verspürt, rücken ihre Verantwortlichen enger zusammen; abgesehen von der Bunten Liste, existiert längst eine Große Koalition in Sachen Neue Mitte. Eine Flaute bei dem offensiven Bemühen, die Nachbarstädte im gemeinsamen Boot des regionalen Strukturwandels zu halten, kann sich Oberhausen jetzt nicht leisten.

Neuer Dampf für die Neue Mitte: Anfang Mai bescheinigen der renommierte Gutachter Dr. Hartmut Danneberg und die Nürnberger Gesellschaft für Marktforschung (GfK) der Stadt und dem Investor Edwin Healey, daß das Projekt keine negativen städtebaulichen Auswirkungen auf Oberhausen und sein Umfeld haben werde. Danneberg zeigt sich „entsetzt“, wie wenig Oberhausener derzeit in ihrer Stadt einkaufen. Der Gutachter über die Einzelhändler: „Viele haben Angst vor der Neuen Mitte, aber die müssen wir ihnen gemeinsam nehmen. Ein Da-



Die Neue Mitte im Modell – erläutert im Rathaus von Oberstadtdirektor Burkhard Drescher.

hindriften im Nichtstun wäre absurd. Es muß geklotzt werden in der Neuen Mitte. Ich kann nur eine starke Expansion der Verkaufsflächen in Oberhausen empfehlen.“ Nur so könnten „bedauerliche Defizite“ in Oberhausen abgebaut werden. Danneberg geht davon aus, daß maximal 40 Prozent des in der Neuen Mitte erwarteten Umsatzes von 674 Mio. DM aus dem Umland kommen. Wenig später macht er der SPD-Ratsfraktion auf ihrer Klausurtagung in Goslar Mut: „Oberhausen braucht ein Großstadtdenken.“ Das Lamentieren benachbarter Einzelhandelsorganisationen (einige arbeiten mittlerweile sogar unter einer Tarnadresse) sei nicht fair: „Sie sollen nur abgeben, was ihnen ohnehin nicht gehört.“

Beschert Healey Oberhausen den Verkehrskollaps? Der Einzelhandelsverband schlägt schon Ende März Alarm: „Die Neue Mitte ist sowohl als autogerechte Stadt als auch mit Modellcharakter im öffentlichen Personennahverkehr konzipiert. Für die etablierten Zentren sind demgegenüber nicht die erforderlichen Großlösungen vorgesehen. Hier baut sich für die vorhandenen Stadtstrukturen und für den dort ansässigen Einzelhandel eine Wettbewerbsverzerrung auf, die existenzgefährdend ist und des-

halb nicht hingenommen werden kann.“ Mitte August, bei der Präsentation des neuen städtischen Verkehrsentwicklungsplans, stellen Planungsdezernent Dr. Dierk Hans Hoefs und das Aachener Planungsbüro Baier solchen Befürchtungen überraschende Thesen entgegen. Ein sozial- und umweltverträglicher Stadtverkehr sei trotz der zu erwartenden „kleinen Völkerwanderung“ zur Neuen Mitte erreichbar. Laut Planung ist die Neue Mittelwerts Ziel von über 75 000 Menschen, davon kommen gut 40 000 aus Oberhausen. Selbst auf den

wichtigsten innerstädtischen Verbindungsachsen der Mülheimer- und Mellinghofer Straße werde es bis zum Jahre 2005 weniger Verkehr als heute geben. Die Gutachter setzen darauf, daß es gelingen wird, den Anteil der Fahrten zur Neuen Mitte zu über 40 Prozent auf den öffentlichen Personennahverkehr zu bringen, die Fahrten aus Oberhausen dorthin sollen zu über der Hälfte per Bus und Bahn stattfinden, eine eigene Trasse auf dem Thyssen-Gelände den Nahverkehr attraktiver machen. Die Öffentlichkeit vernimmt's mit Staunen.

Bezirksplanungsrat sagt „ja“

Die Bebauungspläne für die Neue Mitte veranlassen im Spätsommer ca. 450 Bürger/-innen zu Einwänden. Noch ist die Stadt nicht übern Berg, aber am 15. Oktober wird eine gewichtige Hürde genommen. Der Bezirksplanungsrat Düsseldorf, der unter Vorsitz von Duisburgs Oberbürgermeister Josef Krings in der Luise-Albertz-Halle tagt, stimmt mit großer Mehrheit einer Änderung des Gebietsentwicklungsplans zugunsten der Neuen

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit. . . Auf dem Thyssen-Gelände hat die Zukunft schon begonnen.“



Mitte zu. Im Rathaus reagiert man sichtlich erleichtert, Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond fällt ein Stein vom Herzen. Er hatte zu Beginn der Sitzung die Mitglieder des Bezirksplanungsrates dazu aufgerufen, ein „mutiges Zeichen zu setzen“: „Machen Sie deutlich, daß Investoren im Ruhrgebiet willkommen sind.“ Aber der Beschluß ist nicht ohne Opfer zustande gekommen: Die Stadt verpflichtet sich, „daß die derzeit an deren Standorten möglichen und/oder an anderen Standorten möglichen und/oder geplanten erheblichen Verkaufsflächenerweiterungen, die über die Obergrenze von insgesamt rund 76000 Quadratmetern hinausgehen, verhindert werden. Diese Obergrenze gilt, bis gutachterlich eine darüber hinausgehende Verkaufsflächenerweiterung im Benehmen mit den Nachbarstädten als zentrenverträglich nachgewie-

sen wird.“ Regierungspräsident Dr. Fritz Behrens macht der Stadt Mut: vor den sich abzeichnenden konjunkturellen Schwierigkeiten sei die Neue Mitte „auf absehbare Zeit die letzte Chance, an diesem Standort Zukunft zu eröffnen“.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen“, am 25. September 1992 beginnt die Zukunft im „Reich der Mitte“: auf dem Thyssen-Gelände wird der erste Schornstein gesprengt, auf 40 Mio. DM werden die Abbrucharbeiten insgesamt beziffert.

Ende Oktober 1991 hatten Meinungsforscher der Prognos AG und des Dortmunder Forsa-Instituts „alarmierende“ Defizite in der Oberhausener Bevölkerung ausgemacht:

– Zwei Drittel der Oberhausener sind mit den Einkaufs- und Freizeitmöglichkeiten in ihrer Stadt nicht

zufrieden und sehen Verbesserungsmöglichkeiten. Die Unzufriedenheit ist insbesondere bei den kaufkräftigen Haushalten hoch. Es gibt einen klaren Zusammenhang zwischen Unzufriedenheit mit der Stadt und dem Einkaufsverhalten: jene, denen Oberhausen allgemein nicht so gut gefällt und jene, die die Einkaufssituation eher negativ einschätzen, kaufen auch am häufigsten außerhalb der Stadt ein.

– Die Attraktivitätsdefizite zeigen ihre Auswirkungen auch darin, daß über ein Viertel der Befragten Oberhausener für einen Restaurant- oder Gaststättenbesuch und gar drei Fünftel für einen Einkaufs- oder Schaufensterbummel am liebsten eine andere Stadt aufsuchen. 84 Prozent aller Oberhausener Haushalte (fast 85000) kaufen zumindest hin und wieder außerhalb der Stadt ein, 47 500 Haushalte tun dies gar regelmäßig (mindestens zweimal im Monat).



Abends, in der Kneipe nebenan, beginnen sich die Menschen allmählich auf das Milliarden Ding einzustellen. Eigentlich herrschte schon Aufbruchstimmung, da kommt die Rede auf den Umbau der Stadt. Eine Schnapsidee macht die Runde: „Wir machen am Rande des Thyssen-Geländes eine alternative Pommestube auf mit dem Namen: 'Neue Schnitte'. Tausende von Bauarbeitern wollen schließlich versorgt sein. Wir kochen Erbsensuppe, schmieren Kniften und bieten McDreschers an. Und ein Rumpsteak. Medium? Nein, Stadium.“ Lange (zu lange?) hatte eine schweigende Mehrheit in der Stadt, nach dem Triple Five-Schock, die Neue Mitte-Planung nur zurückhaltend begleitet. Aber eine Hoffnung gibt mehr Kraft als zehn Erinnerungen.

ÜBER DIE "PAMPERS- KLASSE" ZUR DRESSUR

*Reitsport richtet 1993
Ruhrolympiade aus*

MICHAEL RHEINHEIMER

Wie war das doch gleich? Mit dem Glück und dem Rücken und den Pferden. Dieser Spruch hat nicht nur Jahrhunderte unbeschadet überstanden, sich zunehmender Beliebtheit erfreut, sondern trifft auch in unserer Stadt den Hufnagel auf den Kopf. Die Pferdefreunde und erst recht die Pferdefreundinnen können in der „Wiege der Ruhrindustrie“ der Faszination Reitsport Tribut zollen. Hier finden sie Koppeln und Stallungen, hier wird guter Turniersport geboten; die Stadtmeisterschaften und die Königshardter Reitertage finden auch jenseits der Grenzen Beachtung.

Das Reiterfüllhorn wurde allerdings nicht über Oberhausen ausgeschüttet. Die Anzahl von vier Vereinen, die sich dem Reit- und Fahrsport verschrieben haben, ist eher bescheiden. Doch was in den Vereinen geboten wird, ist gut und braucht keinen Vergleich zu scheuen. Die Nachwuchsarbeit ist vorbildlich, will man doch bei der

nächsten Ruhrolympiade, die 1993 in Oberhausen stattfindet, gut abschneiden und vor allen Dingen die Organisation besser in den Griff bekommen als die Vorgänger.

Und so kommt der Nachwuchsförderung schon im zarten Alter eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu. Dem tragen die Vereine Rechnung mit der Führzügelklasse, der sogenannten „Pampersklasse“, in der die Kleinsten der Kleinen bereits um Turniersiege kämpfen, sofern sie auf dem „Pferd sitzenbleiben“. Da werden die Kleinen – laufen sollten sie schon können – auf ein Pferd gesetzt und von der Mama, dem Papa oder dem großen Bruder oder der Schwester am Zügel geführt. Denn irgendwo müssen die Olympiasieger von morgen ja herkommen. Überhaupt Olympiasieger: Die gibt es bisher leider nur in unseren Nachbarstädten, aber vielleicht stellt die Stadt bald einige Sieger bei der Ruhrolympiade.

An einem fast sonnigen Wochenende im September finden die Königshardter Reitertage und gleichzeitig die Stadtmeisterschaften statt. Da ist auch „Schneeball“ zu bewundern. „Schneeball“ läuft wieder ausgezeichnet. Die siebenjährige Annika sitzt stolz im Sattel. Übrigens stolz: Hat schon jemand 'mal von einem stolzen Golfspieler, Schwimmer, Formel 1-Piloten oder Fußballer gehört. Vermutlich ist der Begriff „Stolzer Reiter oder Reiterin“ ein Unikat.

Annika hat ihr Pferd auch besonders herausgeputzt. In den Schweif sind bunte Schleifchen eingeflochten, die mit dem Schleifschmuck der jungen Reiterin harmonieren. Das bestätigt auch Esther Klein-Allermann, die Pressewartin der IGPF Sterkrade. „So sollte es aussehen“, deutet sie auf das Paar, „darauf legen die Preisrichter und -richterinnen besonderen Wert“.

Nicht so gelungen präsentiert sich ein anderes Paar. Da ist das Pferd viel zu groß geraten für den jugendlichen Reiter. 12 Führzügelklässler sind zu diesem Wettbewerb angetreten. Geführt werden die Kinder von einem erfahrenen Reiter. „Das ist allerdings auch ein Problem für uns“, meint Wilhelm Fastricht, 1. Vorsitzender der Interessengemeinschaft Ponies- und Freizeitreiter, kurz IGPF genannt, „denn der Zeitaufwand ist ziemlich groß“. So müssen die Eltern ihre Kinder am Zügel führen, für denjenigen, der vor dem Pferd immer im Kreis herummarschieren muß, nicht unbedingt eine spannende Angelegenheit. So hält sich das Interesse der Eltern in Grenzen.

Wie gut, wenn dann der ältere Bruder oder die Schwester im Verein mitreiten. Die haben beim Wettbewerb allerdings schwer zu kämp-

fen, denn auf dem Dressurplatz in Königshardt ist der Boden ziemlich schwer. Zudem muß auch noch eine halbe Runde im Trab zurückgelegt werden.

„Prinz Rouge“ alias „Max“

Und da ist noch „Prinz Rouge“. Gute Freunde dürfen ihn „Max“ nennen. „Max“ ist das meistfotografierteste Pferd in Oberhausen. „Max“ ist zudem auch noch erfolgreich. Bei den letzten sechs Turnie-

scheinbar macht ihm das überhaupt nichts aus. Im Parcours findet er sich genauso zurecht wie im bekannten Stall, so Blass. „Max“ bleibt allerdings immer in der Mitte der Bahn und ist natürlich stärker auf Hinweise des Reiters angewiesen. Von einem Bonus für ein behindertes Pferd will der Reiter nichts wissen. Manche Preisrichter bemerken gar nicht, daß Max nicht sehen kann. „Und wenn die es nicht mer-

mal. Vier Vereine mit zusammen etwa 600 Mitgliedern sind nicht gerade eine überwältigende Zahl. Doch was in den Vereinen geboten wird, ist sehenswert. Über den Breitensport hinaus nimmt die Förderung des Turniersports einen immer größeren Stellenwert ein.

Doch letztendlich ist es schwer, diesen Sport zu finanzieren, denn im Gegensatz zu Sportgeräten können die Pferde nicht einfach in den Stall gestellt oder einige Zeit nicht benutzt werden. „Die brauchen jeden Tag Pflege, Futter und Auslauf,“ weiß der Oberhausener Reitsport-Fachmann Jürgen Leufert zu berichten, „und das kostet eine Menge Geld“. Auch die Anstellung eines professionellen Reitlehrers, der auf vereinseigenen Schulpferden den Nachwuchs in die hohe Kunst des Reitens einführt, ist nicht billig.

Einen anderen Weg hat der Reit-Club Oberhausen (RCO) eingeschlagen, der die Anlage am Bauerfeld an einen privaten Pächter, den Besitzer des blinden „Max“, verpachtet hat. Der RCO hat 110 Mitglieder. Die Reitanlage am Bauerfeld verfügt über eine Reithalle und eine Außenanlage mit Spring- und Dressurplatz einschließlich Stallungen. Vereinsvorsitzender ist Reinhold Agethen.

Arbeits- und Schulpferde

Der älteste und mitgliederstärkste Verein in Oberhausen ist der Reit- und Fahrverein Sterkrade 1924, der vom Landwirt Buschmann aus Buschhausen gegründet wurde. Buschmann vertrat die Meinung, daß die jungen Landwirte nicht nur das Pferdezüchten, sondern auch das Reiten und Fahren lernen sollten. Dazu bot sich der Winter an, denn in dieser Zeit wurden die schweren Arbeitspferde nicht so stark beansprucht. Sogar zu Turnieren ritt man damals im heute noch



Pferd und Reiter voll konzentriert beim Sprung über das Hindernis.

ren, bei denen der mittlerweile elfjährige Wallach („als Hengst war der nicht zu bändigen“) gegangen ist, war er fünfmal plazierte. Seit seinem zweiten Lebensjahr ist Max im Besitz von Thomas Blass, Reitlehrer und Pächter der Reitsportanlage des RCO im Bauerfeld.

Alles nichts Besonderes für ein Pferd, wenn Max nicht unter einem besonderen Handicap zu leiden hätte: Max ist blind seit einer tückischen Virusinfektion, die er sich im Alter von sechs Jahren zuzog. Doch

ken, dann sage ich auch nichts.“

Wenden wir uns den „normalen“ Reitern in unserer Stadt zu. 1993 findet die Ruhrolympiade in Oberhausen statt, da wollen die Vereine gut abschneiden. Ein Reservoir an Reitlehrern in unserer Stadt ist durchaus vorhanden, die Möglichkeiten, dem Reitsport zu frönen, sind leider nicht unbedingt opti-

getragenen Outfit. Die Reitanlage in Sterkrade-Nord an der Kirchhellener Straße verfügt über eine große Reithalle und Außenanlagen mit Spring- und Dressurplätzen für die derzeit rund 200 Mitglieder.

Erst 1977 wurde der Reit- und Fahrverein Osterfeld gegründet. Eltern von reitsportbegeisterten Kindern hatten die Idee, für ihre Sprößlinge einen Reitplatz mit Stallungen zu bauen. Daraus entstand ein Ver-



Ob beim Springreiten oder der Dressur, bei den Stadtmeisterschaften gebts um höchste Ehren.



ein mit derzeit 85 Mitgliedern, vorwiegend Jugendlichen, aber auch einer „steten Zunahme“ von Erwachsenen, so der 1. Vorsitzende Lothar Funkhauser. Der Verein hat fünf Schulpferde und beschäftigt einen Reitlehrer. Besonderes Augenmerk legt man auf eine gründliche Ausbildung der jugendlichen Reiter und Reiterinnen. Ein besonders schöner Erfolg für den Verein war der Titel eines Stadtmeisters, den Stefanie Jansen im vergangenen Jahr erringen konnte. Sie ritt mit „Harth Lady“ ein Schulpferd. „Es ist ungewöhnlich, daß ein Schulpferd mit einer einzigen Reiterin einen solchen Erfolg erzielen



kann“, meint Lothar Funkenhauser voller Stolz. In diesem Jahr bei den Stadtmeisterschaften lief es nicht so gut für die beiden. Stefanie Jansen „schrammte“ haarscharf am Stechen vorbei.

Der Reit- und Fahrverein IGPF Sterkrade-Nord wurde 1981 als Interessengemeinschaft Ponies- und Freizeitreiter gegründet. Die Vereinsanlage am Höhenweg verfügt zwar über keine eigenen Stallungen, aber über eine eigene Reithalle, zwei Dressuraußenplätze, einen Springplatz und eine direkte Anbindung an das Reitwegenetz in Richtung Dinslaken und Hünxe. Vom Platz aus sieht man die ehemalige Haniel-Halde. „Da kann man hinaufreiten“, so der erste Vorsitzende der IGPF, Wilhelm Fastrich, „und eine wunderbare Aussicht über die Stadt genießen.“

Auch wenn die Mama noch beim Aufsitzen helfen muß, Pokale streben schon die jüngsten Reiter an.



Der Verein hat über 200 Mitglieder, 135 Erwachsene, darunter sind die Frauen mit 86 eindeutig in der Mehrzahl. Bei den Jugendlichen ist die Zahl noch eindeutiger. Elf Jungen gegenüber 51 Mädchen sagen aus, wo die Liebe zum Pferd ausgeprägter ist. Schließlich ist es auch eine große Herausforderung, denn „ein Pferd zu haben oder für ein Pferd verantwortlich zu sein, ist auch eine Charakterfrage“, meint Wilhelm Fastrich. Schon frühzeitig werden die jungen Reiterinnen und Reiter daran gewöhnt, Verantwortung zu übernehmen, Verpflichtungen zu erfüllen und solide an die tägliche Arbeit heranzugehen. Denn: Im Stall ist das Pferd der uneingeschränkte Star.

BIOTOPE IM GEWERBE GEBIET? WARUM NICHT!

*Lipperfeld hat Zusatz
„Park“ verdient*

NICOLE SCHAUERTE

Mit welchem Recht schmückt sich ein Gewerbegebiet eigentlich mit der Bezeichnung „Gewerbepark“? Wenn ein solches Industriegebiet in Oberhausen diesen Titel verdient, dann ist es innerhalb des Gewerbegebietes Oberhausen-Mitte der Gewerbepark „Im Lipperfeld“. An exponierter Stelle in der geographischen Mitte Oberhausens befindet sich seit 1984 diese Ansiedlung von Gewerbe- und Dienstleistungs-Unternehmen – im Prinzip eine „bunte Mischung“, die vom Feinschmecker-Restaurant über die Auto-Fachwerkstatt bis zur Druckerei oder Unternehmensberatung reicht. Das Faszinierende ist die Tatsache, daß hier mit drei Teichen, oder besser Biotopen, sogar ein kleines Naturschutzgebiet im Gewerbegebiet entstanden ist. Vor allem deshalb trägt das Lipperfeld den Titel „Gewerbepark“ völlig zu Recht.

Das erste Unternehmen, das 1984 den Weg auf das ehemalige Thys-

sengelände südlich der Essener Straße fand, war die Firma Messer Griesheim, die hier auf einer Fläche von rund 34.000 Quadratmetern ihr Domizil hat. Gase für verschiedene Nutzungsbereiche stehen im Mittelpunkt der Unternehmenstätigkeit. Der Standort, der auch heute noch als besonders günstig eingestuft wird, wurde damals besonders unter dem Gesichtspunkt der hervorragenden Infrastruktur ausgewählt. Die Nähe zu den verschiedenen Autobahnen, der A 42 (Em-scherschnellweg), der A 2 und der A 430, ist ein über die Jahre gleich gebliebener und nicht zu unterschätzender Standortvorteil.

Auch die Entfernung zu den Wohngebieten war für das Spezialunternehmen ein wichtiges Argument im Zusammenhang mit der Entscheidung, sich in diesem Bereich, unweit der Kreuzung Osterfelder- und Essener Straße, anzusiedeln. „Wir fühlen uns hier gut aufgehoben“, heißt es auch zum jetzigen

Zeitpunkt. Die geplante ÖPNV-Trasse, die durch den Gewerbepark bis zur Neuen Mitte Oberhausen führen soll, wird noch einige Veränderungen innerhalb des Gebietes mit sich bringen.

52 Unternehmen

Zur Zeit gibt es im Gewerbegebiet Oberhausen-Mitte 52 Unternehmen, die auf eigenem Grundstück ihr Domizil errichtet oder mit dem Bauvorhaben begonnen haben. Hinzu kommen das Projekt von Edgar Engel, der die alte Thyssenhalle gekauft hat, und das Bürogebäude zur Mülheimer Straße hin, das zur Vermietung ansteht. Da das Musikzelt „Blue Moon“ nach dem derzeitigen Stand das Grundstück an der Essener Straße räumen muß, laufen die Planungen und Vorbereitungen für die erste Umbaustufe der Engel-Halle bereits auf Hochtouren. Zunächst wird eine neue Discothek – ohne Zelt, aber mit „bewährtem Konzept“ – entstehen.

Auch die Stadt Oberhausen wird mit ihrer Teilbelegung im Technologiezentrum Umweltschutz (TZU) und dem Verwaltungsgebäude für die Eigenbetriebe der Stadt Teil des Gewerbeparks sein. Die Gesamtzahl der in diesem Gebiet zu erwartenden Arbeitsplätze liegt nach Angaben von Norbert Siegers von der (EGO) Entwicklungsgesellschaft Oberhausen bei mehr als 1600.

Folgende Firmen und Institutionen haben ihren Sitz in diesem Gewerbegebiet:

- Babcock Sonderbau GmbH
- Brenner & Co GmbH
- Elektrotechnik Buchholz GmbH
- COM Ausbildungsgesellschaft
- Harpering EDV-Systeme
- Boos Werkzeuge oHG
- Robert Kempchen KG
- Dröttboom Druck GmbH
- Arbeiter Samariter Bund
- Wieland Lufttechnik GmbH

- Innenausbau Hartenstein
- Cargo-Freizeitland
- Herno Maschinen- und Apparatebau
- VPS Versicherungen und Bausparverträge
- WAP Reinigungssysteme GmbH
- Warmalan GmbH/Hackbarth
- Schwender Elektrofachgroßhandel GmbH
- Lebenshilfe Oberhausen e.V., Werkstatt für Behinderte
- Felder GmbH
- Joachim Schulz GmbH
- Brandt Haustechnik GmbH
- Mülheimer Handel GmbH
- Autokrandienst Jaromin
- allbro druck-service GmbH
- Modellbau Wensing
- Hähnchenbraterei Roland
- Fierlings
- Campingzubehör Billy
- A & W Regeltechnik GmbH
- Kunze Rolltreppenservice
- GKC-Systeme
- Zierfischgroßhandlung Meyer
- Autolackiererei Subert
- Autohaus Pezzei
- Yachtausrüstung Müller und Hans
- Baier & Michels GmbH
- Bau-Berufsgenossenschaft
- Garten- und Landschaftsbau Winand
- Kfz-Sachverständige Penders und Janßen
- Automobil Gross
- Messer Griesheim
- Reifenservice Bäcker
- Techno-Tuning Oberhausen
- Industriefotos
- Spedition Tomczak
- Systementwicklung und Strahlentechnologie Taubert
- Leichter oHG, Dachaußenentwässerungssysteme
- ASYS Softwareentwicklung
- SLV, Schweißtechnische Lehr- und Versuchsanstalt e. V.
- Bangel GmbH und Co, Bauträger KG
- Getränkegroßhandlung Wegenaer oHG
- Technologiezentrum Umweltschutz I und II.

Auch die Natur muß in einem Gewerbegebiet nicht zu kurz kommen.

Für das Lipperfeld war 1989 ein großes Karstadt-Bauvorhaben im Gespräch. Die Pläne scheiterten, was diesem Stadtbereich im Nachhinein jedoch nicht geschadet hat.

Vor dem Hintergrund, daß der Gewerbepark Lipperfeld mittlerweile gefüllt ist und keine weiteren Neuan siedlungen mehr möglich sind, sofern nicht ein Unternehmen den Bereich verläßt, ist die Tatsache, daß der Gewerbepark „Am Kaisergarten“ (Schlackenberg) zwischen Mülheimer- und Duisburger Straße in Kürze erschlossen sein wird, besonders interessant.

Feinschmecker-Restaurant

Zu der erwähnten „bunten Mischung“ im Lipperfeld tragen nicht zuletzt auch die Werkstatt für Behinderte der Lebenshilfe, der Arbeiter Samariter Bund sowie das Feinschmecker-Restaurant „Hackbarth's“, das erst in diesem Jahr im Haus Nr. 44 eröffnete, ihren Teil bei.

Der Hamburger Koch Jörg Hackbarth wagte den Schritt in die Selbständigkeit und nach Oberhausen. „Keineswegs zufällig“, wie er



versichert. Auch er lobt die hervorragende Infrastruktur, zu der auch gehört, daß die Gäste seines Restaurants, das mittlerweile zu den 500 besten Eß-Lokalen Deutschlands zählt – glaubt man der führenden Fachzeitschrift aus diesem Bereich –, vor der Tür stets bequem einen Parkplatz finden.

Das Konzept des 27-jährigen ist auf den ersten Blick ebenso ungewöhnlich wie der Standort seines Restaurants. Er hält es mit dem Designer Wolfgang Joop, der in dem renommierten Lokal, in dem Jörg Hackbarth in Hamburg arbeitete, Stammgast war und der gesagt haben soll: „Die Kunst besteht darin, wenn man nichts mehr weglassen kann.“ Dementsprechend schlicht, aber edel im italienischen Landhausstil ist die Einrichtung des Lokals, das mittags vor allem Geschäftsleuten aus den umliegenden Firmen die Möglichkeit bietet, eine kultivierte Mittagspause zu verbringen, die höchsten lukullischen Ansprüchen genügt. Abends trifft sich hier, wer gern einmal „anders“ gut essen möchte.

Jörg Hackbarth war und ist von seinem Konzept, das bis zu der Verwirklichung von ökologischen Ideen und dem Recycling-Gedanken in nahezu allen Bereichen genau durchdacht ist, so überzeugt, daß er in puncto Standort nie Bedenken hatte. Die vergangenen Monate gaben ihm recht und die Tatsache, daß er 1996 Nachbar der Neuen Mitte Oberhausen sein wird, bezeichnet er sicher nicht zu Unrecht als „Lotteriegewinn“. „Hackbarth's Restaurant“ im Gewerbepark Lipperfeld ist einfach etwas Besonderes in diesem Bereich, und genau das will es ja auch sein.

Ungewöhnlich ist auch die Tatsache, daß es hier, wie anfangs erwähnt, drei Biotope gibt, die



mittlerweile fast schon Naturschutzgebiete im Gewerbegebiet sind. Die Landesentwicklungsgesellschaft (LEG), die das Thyssen-Grundstück (Eisenhütte Oberhausen I und II) damals zunächst gekauft hatte und es zur weiteren Verwendung aufbereiten ließ, ist eigentlich für die Anlegung der Teiche „verantwortlich“. Sie waren damals in erster Linie zum Sammeln von Regenwasser und in diesem Zusammenhang zur Dachentwässerung gedacht.

„Henkelmann-Brücke“

Heute freuen sich Monika und Hans-Peter Pezzei, in der Nähe ihres Autohauses im Lipperfeld liegen diese Biotope, wenn die Bank, die sie in der Nähe eines Teiches aufgestellt haben, von begeisterten Spaziergängern besetzt ist, die sich über die Pflanzen und Tiere, die mittlerweile dort zuhause sind,

Eines der ersten und eines der jüngsten Unternehmen im Lipperfeld: Die Firma Messer Griesheim und das Feinschmecker-Restaurant „Hackbarth's“. – Blick in den Neubau des Technologiezentrums Umweltschutz.

freuen. Monika Pezzei hat schon oft beobachtet, daß gerade ältere Bürgerinnen und Bürger diese Anlage gern zum Ziel eines Spazierganges machen. Sie kommen über die sogenannte „Henkelmann-Brücke“.

Die „Erstbepflanzung“ der Teiche, die damals von der LEG beauftragte Gartenbaubetriebe durchführten, reichte längst nicht aus, denn einerseits die natürlichen Entwicklungen und andererseits die oftmals unverständliche Zerstörungswut mancher Mitmenschen machten und machen immer noch den intensiven gärtnerisch-pflegerischen Einsatz der Pezzeis notwendig. Die haben mittlerweile die Pflege der Biotope nicht nur zu ihrem Hobby gemacht, sondern sind auch regelrechte Fachleute auf diesem Gebiet geworden. Sogar Privatleute kommen zu ihnen, um sich über die „Teich-Erfahrungen“ berichten zu lassen, bevor sie selbst einen Teich anlegen.

„Natürliche Selektion“ der Pflanzen und Tiere gibt es auch durch streunende Katzen und Hunde oder durch Kaninchen. Doch das

bereitet den Pezzeis keine Sorgen. Viel trauriger stimmt es sie, wenn „Nachtschwärmer“, die dort parken, einfach Pflanzen herausreißen und damit zerstören. Als dieses Schicksal einmal eine ansehnliche Zahl von Teichrosen ereilte, war ihr Mann ratlos, erinnert sich Monika Pezzei. Der Automobilfachmann, der auch hin und wieder mit den Leuten, die den Wert dieses Naturschutzgebietes scheinbar nicht zu schätzen wissen, diskutiert und andererseits in der Woche mindestens drei Stunden für die „Wartung der Natur“ aufwendet: „Wenn der junge Mann, dem die Rosen so gut gefielen, sie wenigstens seiner Freundin geschenkt hätte, wäre die Sache ja in Ordnung, aber sie einfach auf der Böschung liegen zu lassen...“ Nicht zur Nachahmung empfohlen ist übrigens auch die Tat eines Discothekenbesuchers, dem es offenbar zu heiß geworden war. Er ging in den Teich, um sich abzukühlen. . .

Mittlerweile gibt es neben interessanten Pflanzen auch ungewöhnliche Tiere rund um die Teiche. Im Sommer sind das zum Beispiel Libellen und andere Insekten. Jetzt soll zusätzlich ein Stapel Holz aufgestellt werden, der zum Beispiel Salamandern und anderen Kriechtieren als Wohnung dienen könnte.

Das Gewerbegebiet Oberhausen-Mitte war die erste ehemalige Thyssen-Fläche in Oberhausen, die für eine neue Nutzung umgewandelt wurde. Wenn diese Umgestaltung auf dem benachbarten Gelände der Neuen Mitte Oberhausen ebenfalls so gut funktioniert (so und doch ganz anders) und vor allem das Zusammenspiel der verschiedenen Bereiche beziehungsweise „Anwohner“ so reibungslos klappt, dann können eigentlich alle ganz zufrieden sein.



NACH DEM KUSS FOLGT DER SCHUSS

*Bogenschützen wandeln in
Robins Fußstapfen*

MARTIN BERGER

Sie treffen fast täglich, die schick-salhaften und zukunftsbestimmenden Pfeile des griechischen Liebesgottes „Amor“. Ein Volltreffer mitten ins Herz und schon ist's passiert. Der erste Kuß, die erste große Liebe, und, und, und . . . Gewiß zählt dieser „Amor“ zu den wahren Meistern, die die Kunst beherrschen, einen Pfeil sicher ins Ziel zu bringen.

Schauplatzwechsel: Von der Parkbank der Verliebten, der beliebtesten Zielscheibe des Amor', zum Nottingham-Forest, dem sagenumwobenen Wald, in dem einst Robin Hood mit Pfeil und Bogen für Gerechtigkeit sorgte und sich als Rächer der Enterbten und als Beschützer von Witwen und Waisen einen Namen machte. Auch er wußte wie kaum ein anderer mit Pfeil und Bogen umzugehen und wurde neben Wilhelm Tell, dem Schweizer aus dem Kanton Uri, der mit seiner Armbrust Äpfel von Köpfen schoß, zum vielleicht bekanntesten Schützen überhaupt.

Da soll es doch heute sogar noch Leute geben, die behaupten, man nimmt einen Bogen in die Hand, zielt, trifft und spürt den Schauer der Vergangenheit, fühlt sich verbunden zu diesem Robin Hood und seinen Gesellen oder zu den Apachen, die mit Kriegsgeschrei ihre Völker mit Pfeil und Bogen vom Rücken der Pferde gegen die aufmüpfigen Bleichgesichter verteidigen. Alles Zeiten, in denen das gebogene Holz mit Pfeil zu den wirkungsvollsten Waffen gehörte.

Im Laufe der Zeit ist aus der Waffe ein Sportgerät und schließlich eine Sportart geworden, die seit 1972 wieder zu olympischen Ehren gelangte. Dabei gab es das Bogenschießen schon als Sport, seit Pfeil und Bogen bereits als Waffe existierten. Es ist nicht nur die älteste, sondern vielleicht sogar die eleganteste Schießsportart, die heute eine gewaltige Renaissance erlebt. Das Gerät kennt jedes Kind: An den Enden eines Bogens aus Holz wird eine Kunststoffsehne (in Fachkreisen

auch Kevlar genannt) gespannt. Darauf wird der Pfeil gelegt, gespannt und losgelassen. Mit ungeheurer Kraft schießt der Pfeil durch die Luft, unaufhaltsam seinem Ziel entgegen. Wieviele zerbrochene Fensterscheiben dabei auf das Konto selbstgebastelter Flitzbögen gehen, nur die Versicherungen werden's wissen. . .

Treffer ins „Gold“

Bogenschützen haben es manchmal wirklich nicht leicht: Landläufig herrscht nämlich immer noch das „Robin-Hood-Image“ vor, frei nach dem Motto „ich schieße den Hirsch im tiefen Wald“ wird der Bogenschütze als verkappter Wilderer schief belächelt. Stimmt natürlich alles nicht. Der Alltag sieht nun einmal grauer aus, als mancher Hollywood-Streifen dies weißzumachen versucht. Robin-Hood-Gehabe oder gar Jagdgelüste sind den besten Oberhausener Bogenschützen jedenfalls ein Greuel. Ihr Sport ist harte Arbeit, wird als Ausdauersport bezeichnet und fordert wie kaum ein anderer ein Höchstmaß an Konzentration. Selbst Altmeister Goethe wußte davon und brachte es auf den Punkt: „Am Golde hängt, und zum Golde drängt doch vieles. . .“ Da machen auch die Bogenschützen keine Ausnahme. Denn diese Farbe markiert die Mitte der Zielscheibe, nicht wie vielerorts angenommen, der „Treffer ins Schwarze“. Der nämlich liegt am äußersten Rand der Zielscheibe und zählt am wenigsten.

Renommiertester Verein in Oberhausen ist der BSC Oberhausen, der sich zur reinsten Talentschmiede entwickelt hat. Ein Besuch beim Training und man bekommt es schnell, das Gefühl, so einen Bogen selbst einmal in die Hand zu nehmen und einen Pfeil auf die Reise „ins Gold zu schicken“ – wenn



Ein Treffer ins „Gold“ bringt die meisten Punkte. – Die Wettkampfausrüstung eines Bogenschützen.

man's denn trifft. Während die Schützen des BSC im Sommer ihre Pfeile auf dem Hockey-Vorplatz am Stadion Niederrhein abschießen, haben sie ihre Zielscheiben in der Wintersaison in der Willy-Jürissen-Halle aufgebaut. Zweimal in der Woche, dienstags und freitags, kommen sie zur Goebenstraße. Durch den Teilnehmereingang geht's hoch in die zweite Etage. „Bitte klopfen – Bogenschützen“ ist an der Tür zu lesen. Dahinter der ca. 50 Meter lange schlauchartige Raum, in dem „scharf“ geschossen wird.

So einfach, wie es sich mancher Zeitgenosse vielleicht vorstellt, ist der Bogensport nun auch wieder nicht. Spannen, zielen und Schuß – von wegen. Mit einem großen Aluminiumkoffer, in dem alle Utensilien verstaut sind, kommen die gestandenen BSC-Schützen wie Thorsten Höhle, Carsten Bonaforte oder Thorsten Granieczny in ihren

„Schlauch“. Spätestens beim Öffnen des Koffers ist dann auch dem Laien klar: hier müssen Experten am Werk sein. . .

Was da fein säuberlich, gut sortiert im Kasten liegt, hat mit dem selbstgeschnitzten Flitzbogen lediglich noch so viel zu tun, wie eine Seifenkiste mit einem Formel-I-Rennwagen. Rund 40 Einzelteile liegen da im Koffer, und bevor der erste Pfeil eingespannt werden kann, muß zunächst geschraubt, gedreht und gebogen werden. Eigentlich sieht er aus wie ein Baukasten, an dem jeder Hobby-Bastler seine helle Freude hätte. Aber wer ein echter Bogenschütze ist, hat diese Einzelteile innerhalb weniger



Minuten zu einem echten Sportgerät, einem Sportbogen, zusammengeschraubt. Die beiden Wurfarme (auch Bogenarme genannt) werden am Mittelstück befestigt, dann wird die Sehne aufgezogen und mit einem Druck nach unten gespannt. Die Visiereinrichtung samt des Klickers (dazu später mehr) wird montiert, die Stabilisatoren, auch Dämpfer genannt, angeschraubt.

Starke Nerven

Jetzt liegt er da, die reinste Pracht an Ästhetik, gepaart mit Eleganz und einem Hauch von Futuristischem. Geschossen wird auf eine farbige Ringscheibe (außen ein, innen zehn Zähler), wobei die Mitte der Scheibe, die „Goldene Zehn“, gerade 'mal so groß ist wie ein Bierdeckel. Die Distanzen zur Scheibe betragen bei den Herren 90, 70, 50 und 30 Meter, bei den Damen und Jugendlichen 70, 60, 50 und 30 Meter, bei Schülern 50 und 30 Meter im Freien. Gute Augen, starke Nerven, ruhige Hände und die richtige Kondition sind die wichtigsten Voraussetzungen dieses Sportes.

Nicht der Weg zur Scheibe, um den Treffer zu sichten, strengt an, sondern die gerade, voll konzentrierte Haltung beim Schießen. Die eigentliche Muskelkraft schöpft der Schütze nämlich nicht aus dem Bizeps, wie fälschlicherweise immer wieder angenommen, sondern aus der Schulter. Immerhin sind es knapp 50 Pfund, die bei jedem Schuß gezogen werden müssen. „Aus der Schulter kommt auch der sauberste Schuß“, weiß Johann Granieczny, 1. Vorsitzender, Sportwart und Trainer des BSCO in einer Person, zu berichten.

Aber zurück zum Training: der Bogen ist zusammengebaut, Arm- und Schulterschutz sind angelegt, es kann also losgeh'n: Im Köcher (das ist ein kleiner Sack, der lässig

an den Hüftknochen baumelt und bei den echten Cracks auch noch mit einem Fuchsschwanz ausgestattet ist) stecken 10 bis 15 Pfeile, die nur darauf warten, eingespannt und ins „Gold“ geschickt zu werden.

400 Stundenkilometer

Die erste Gruppe tritt an die 30-Meter-Marke und dann wird's plötzlich mucksmäuschenstill, denn Ru-

he ist das oberste Gebot bei den Schützen – wegen der Konzentration. Dann der Griff in den Köcher, und der erste Pfeil wird eingelegt. Der Klicker, eine Art Metallfeder, signalisiert dem Schützen, wann

Zweifache Deutsche Meister 1992 bei den Schülern: Patrick Konrads, Sebastian Kwiatkowski und Carsten Bonaforte (v.l.) vom BSC Oberhausen.

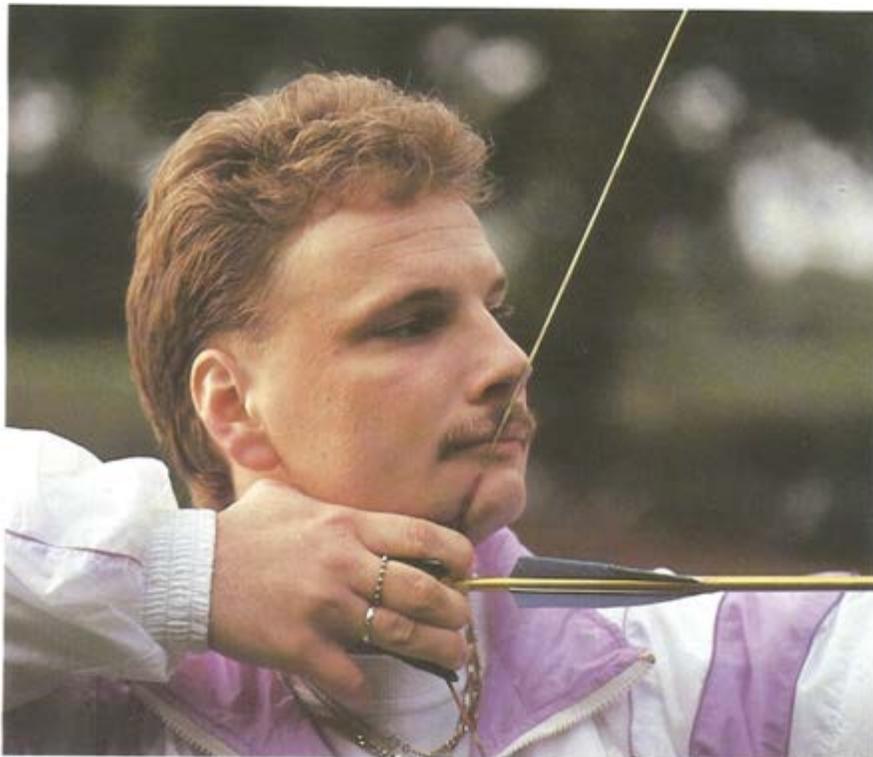




die richtige Spannkraft erreicht ist. Tief einatmen, bis zur Hälfte wieder ausatmen und Luft anhalten. Kurz vor dem Abschuss küßt der Schütze im wahrsten Sinne des Wortes die Sehne, dann macht's leise „Klick“, und mit rund 400 Stundenkilometern saust der Pfeil los. Bei größeren Entfernungen folgt zugleich der Griff zum Fernglas, um zu sehen, ob's zum „Gold“ gereicht hat. Thorsten Hölle, seit zwei Jahren Schütze in der Nationalmannschaft, hat sogar schon einige dieser Robin-Hood-Treffer gelandet, also mit einem zweiten Pfeil den ersten gespalten.

Die erfolgreichsten Schüler des BSC Oberhausen beim Training am Stadion Niederrhein.

Voll konzentriert vor dem Schuß: Thorsten Granieczny.



Mit Argusaugen beobachtet Betreuer Alfred Konrads beim Training jede Bewegung seiner Schützlinge, um gleich die kleinsten Fehler auszumerken. Ein schöner Sport, der, wenn er richtig ausgeübt wird, an Eleganz kaum zu überbieten ist, aber auch seinen Preis hat. Die nach oben (fast) offene Preisskala beginnt für einen Wettkampfbogen bei ca. 800 DM und geht hoch bis 5.000 DM, wobei die Grundausrüstung für Anfänger aber auch schon ab 300 Mark zu haben ist. Wer jetzt neugierig geworden ist und vielleicht auch 'mal das „Robin-Hood-Gefühl“ erleben möchte, kann sich mit Johann Granieczny unter Tel. 80 07 29 in Verbindung setzen.

Denn geeignet ist das Bogenschießen für alle Altersklassen: Da kann die Oma genauso die Sehne surren lassen, wie auch ihr Enkel das Goldfeld anvisiert.

SPUREN FÜHREN BIS DEN HAAG

*Geheimnisse um Burg Vondern
bis heute ungeklärt*

MICHAEL PETRYKOWSKI

Im Spätherbst, wenn Nebelschwaden aus den feuchten Wiesen rings um den Rhein-Herne-Kanal emporsteigen, wenn sich der Himmel grau und trübe gibt, dann scheint Burg Vondern noch immer von jener gespenstischen Atmosphäre umhüllt, die das uralte Gemäuer im Laufe der Jahrhunderte zu einem der letzten ungelüfteten Geheimnisse in unserer Region gemacht hat. Denn bis auf den heutigen Tag weiß niemand genau: Was ging in den einzelnen Epochen zwischen Vorburg und Herrenhaus vor sich.

Sicher, seitdem sich der Förderkreis Burg Vondern e. V. vor genau zehn Jahren der Sanierung und der Instandsetzung des Osterfelder Wahrzeichens angenommen hat, wurde eine Menge an historischen Erkenntnissen ans Licht der Neuzeit gebracht. Auch Heimatforscher und Hobby-Historiker zog die alte Wasserburg immer wieder in ihren Bann. Sie entdeckten und zogen Schlußfolgerungen. Dennoch wer-

den die einstigen Herren von Vondern, von Loe oder von Nesselrode vieles auf immer und ewig mit in ihre Gräber genommen haben. Die Vergangenheit hüllt sich in den Mantel des Schweigens. Was dem Wissensdurst der Menschen jedoch keinen Abbruch tut:

Zwei engagierte Heimatforscher unserer Stadt wollen im Laufe der kommenden Jahre zumindest etwas mehr Klarheit schaffen und die Historie der Burg – soweit möglich – chronologisch aufarbeiten. Für eine zeitliche Einordnung der heute sichtbaren Bauten, die Burg Vondern insgesamt ausmachen, fehlen bis jetzt noch immer wichtige Quellen. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß es sich hier um einen sogenannten Wehrbau handelt, der viel schwieriger einzuordnen ist als beispielsweise Kirchen oder normale Burgen.

Zwei Hauptbauphasen konnten die Experten dennoch feststellen: Die letzten Jahre der Spätgotik von

etwa 1500 bis 1540 und das Barock vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Spätgotisch ist die gesamte Vorburg mit dem walmdachbekrönten Torgebäude, dem freistehenden Treppentürmchen, zwei Flankierungstürmen, der Wehrmauer mit Wehrgängen und dem westlichen Teil der Südwand des Stalles. Aus der gleichen Epoche ist auch die Rückwand des heutigen Herrenhauses, die ursprünglich Vorderwand eines früheren Gebäudes war. Die Burg ist eindeutig nach dem Schema mittelalterlich zweiteiliger Wasseranlagen erbaut worden. Sie hat Abwehrcharakter, wirkt daher unzugänglich und abweisend. Auf der anderen Seite ist sie durch verhältnismäßig große Fensteröffnungen gekennzeichnet. Dies könnte zum Beispiel darauf hinweisen, daß die Burg an der Schwelle der Renaissance entstanden ist.

Dem Barock ist das heutige Herrenhaus zuzuordnen. Wahrscheinlich ist es in mehreren Bauabschnitten entstanden, wobei keine bestimmte Reihenfolge auszumachen ist. Aus dem 18. Jahrhundert stammt vermutlich die steinerne Brücke, die die Zugbrücke ersetzte. An der Vorburg entstand – aber auch hier haben Historiker ihre Zweifel – in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Remise.

Garteninsel

Nichts mehr übrig geblieben ist von einer im 17. oder 18. Jahrhundert geschaffenen Garteninsel. Wahrscheinlich verschwand sie bedingt durch den Bau der Zeche Vondern um das Jahr 1900. Etwa zwanzig Jahre früher wurde der Verschiebebahnhof Vondern angelegt. Seinerzeit wurde daher die alte Zufahrt über die Schloßstraße aufgegeben, ein neuer Weg entlang eines kleinen Baches, durch den



der Vonderngraben noch heute gespeist wird, angelegt.

Vergleicht man die Gebäude beider Bauphasen miteinander, so wird für Fachleute unübersehbar, daß alles, was nach der Spätgotik entstand, äußerst simpel und bescheiden wirkt. Eine mögliche Schlußfolgerung: Im Gegensatz zu den Bauherren um 1500 hatten die Besitzer später offensichtlich kein großes Interesse mehr an ihrem Landsitz. Oder es fehlten die Mittel, um die Burg wieder aufzupäppeln.

Mit wissenschaftlicher Akribie haben sich die Osterfelder Dieter Kusenberg und Hans Rebel nun daran gemacht, alles Wissenswerte, was mit Vondern im weiteren Sinne zu tun hat, in einem Archiv zu sammeln und für die Öffentlichkeit

transparent zu machen. Kusenbergs Forscherdrang trägt bereits seit dem Jahr 1970 mannigfaltige Früchte, und noch immer stößt er auf neue Hinweise, denen er nachgehen muß.

Die Spuren führen ihn gar bis nach Den Haag. Denn Johann von Loe, der im 15. Jahrhundert auf der Burg geboren wurde, war im damaligen Herzogtum Kleve ein recht bedeutender Mann. Dieses Herzogtum wiederum reichte bis in Gefilde, die erst nach dem Wiener Kongreß zu Beginn des 19. Jahrhunderts in niederländischen Besitz übergingen. Da ist noch einiges herauszuholen.

Kusenberg und sein Kollege wissen: Besonders problematisch wird es, die Zeit vor 1400 aufzuarbeiten. Fragmenthaft ist hier die Geschichte der „Aufsitzer“, also der Herren bekannt, die 1266 mit Gerhard von Vondern, ein Bruder Cäsars von Vondern, begann. Später, um 1400, bleibt uns nur die Burg-

sage: Sie erzählt von einem Wessel von der Loe, der seine Frau auf tragische Weise verloren hatte. Es geht um einen teuflischen Zauber beim Gang über die Waghalsbrücke und den tödlichen Sturz ins Wasser, und nun hat der arme Mann Angst um sein kleines Töchterchen. Zwei Männer werben später innig um das herangewachsene, hübsche Fräulein, es kommt zu harten Prüfungen, zum erneuten Todessturz von der Brücke, zu einer Begegnung mit dem grünen Ritter und schließlich zum sagenhaften Happyend, der Hochzeit zwischen zwei Verliebten. Spannend soll es auf Vondern also schon immer zugegangen sein.

Mit dem – auf Tatsachen beruhenden – Geschichtsprojekt will der Förderverein die weitgehend restaurierte Burg für Besucher noch attraktiver gestalten. Die Menschen sollen nicht durch leere Räume wandern, beschreibt Vorsitzender Dirk Grünewald das Ziel, die Ge-

*Burg Vondern im Winterschlaf.
Die eindrucksvolle Torburg
ist weitgehend restauriert.*



schichte der Burg soll plastisch, soll anschaulich präsentiert werden. Eine alte Ritterrüstung, von einem Oberhausener Burg-Freund gespendet, ziert bereits die Vorkurg. Im Laufe der Zeit sollen weitere bezeichnende Gegenstände an Ort und Stelle aufgebaut werden, um die Gründerjahre darzustellen und der Burg auf diese Weise einen geradezu musealen Charakter zu verleihen.

Die beiden Turmzimmer sollen zum Beispiel an Hand ihres Intérieurs demonstrieren, wie die Menschen um 1500 oder gar 150 Jahre später gelebt haben. Aber das Geld ist knapp, und so denkt der Förderverein nicht etwa an Originalmöbel aus jener Zeit, sondern an gelungene Imitationen.

Förderkreis

Daß sich auf Burg Vondern, die 147 von der Stadt Oberhausen von den Grafen von Nesselrode-Reichenstein erworben wurde, überhaupt etwas regt, ist dem sicher beispiellosen Einsatz des Förderkreises zu verdanken. Es war im April des Jahre 1982, als sich eine Handvoll Oberhausener Idealisten überlegte, wie man der seinerzeit trostlos darniederliegenden Burg neues Leben einhauchen könnte. Ihr Ansatz: Was die Politik allein nicht schaffen konnte, wollten engagierte Bürger in Kooperation mit Rat und Verwaltung auf die Beine stellen. Ein Nutzungskonzept wurde erarbeitet, die freien Gebäudeteile auf unbefristete Zeit von der Stadt übernommen. Das war durchaus riskant, denn die tatsächlichen Kosten waren nicht absehbar. Auch öffentliche Mittel standen nur begrenzt zur Verfügung. Einnahmen aus Vermietung gab es nicht.

Ersten Aufwind bescherte das Jahr 1985, als das Arbeitsamt, das Sozialamt, die Baufirma Grünewald und

der Architekt Hans Berger (2. Vorsitzender des Vereins) ein zweijähriges ABM-Programm für zehn Beschäftigte ins Leben riefen. Endlich konnte die Restaurierung des barocken Herrenhauses in Angriff genommen werden. Das war zugleich der Startschuß, von da an ging's bergauf mit den neuen Ideen für die Nutzung von Burg Vondern.

Inzwischen sieht die Welt der ehemaligen Ritter an der Bottroper Stadtgrenze schon wesentlich freundlicher aus. Kein Wochenende vergeht, an dem das Gemäuer nicht von irgendwelchen Vereinen oder Privatleuten für Feiern und Zusammenkünfte aller Art genutzt wird. Das bringt dem mittlerweile 280 Köpfe zählenden Förderverein gutes Geld, denn noch sind die letzten Pinselstriche an der Torburg und andere nötige Reparaturen nicht erledigt. Weitgehend abgeschlossen sind die Arbeiten am Fußwegenetz rund um die Burg. Mit dem Wassergraben will es (noch) nicht so recht klappen.

Sorgen bereitet Dirk Grünewald und seinen Mitförderern die Restaurierung des einstigen Stallgebäudes. Hier müssen bautechnische Probleme überwunden werden. Wohl ein wenig voreilig wurde das Dach abgedeckt, so daß Wehrmauer und Stallung schutzlos der Witterung ausgesetzt sind.

Architektur-Forum

Pläne für die künftige Nutzung existieren in Hülle und Fülle. Gedacht wird an eine Stätte für Ausstellungen und Konzerte oder an eine Nutzung als Architekturforum. Zeitgenössische Baumeister und Designer sollen hier der Öffentlichkeit eine Kostprobe ihrer Kreativität verabreichen, daneben könnten Workshops und die Präsentation aktueller Bauprojekte das Forum ergänzen. Aber: Erst wenn Geld aus

dem Topf des Denkmalschutzes fließt, können die mit dem Landeskonservator abgestimmten Vorhaben in die Tat umgesetzt werden. Dirk Grünewald hofft, daß die Mittel 1993 bereitgestellt werden.

Eile ist nach Ansicht der Fachleute geboten, denn die finanziellen Aufwendungen für eventuelle Folgeschäden könnten den geplanten Kostenrahmen sprengen. Wer sich ein Bild von den Fortschritten auf der Wasserburg machen will, der sollte an einer Führung mit Vorstandsmitglied Reinhard Lerch teilnehmen. An jedem dritten Sonntag eines Monats kann jeder, der sich für die Geschichte des altherwürdigen Hauses interessiert, in die Vergangenheit eintauchen. Reinhard Lerch erzählt seinen Gästen bei dieser Gelegenheit, daß die Burg früher einmal auf einer kleinen Insel gelegen hat. Diese war nur über einen schmalen Steg mit einem Handlauf – dem sogenannten Funderen – zu erreichen. Das war vor knapp 1000 Jahren. Von Funderen leitet sich auch der heutige Name Vondern ab.

Es ist und bleibt ein hartes Brot, das einmal angefangene Werk auch weiterhin voranzutreiben. Aber für Dirk Grünewald und den ständig wachsenden Kreis der eingetragenen Burg-Freunde steht außer Frage, daß das Gebäude zu gegebener Zeit zu einem Prunkstück unter den Sehenswürdigkeiten in Oberhausen heranreifen wird. Wenn alles gutgeht, so erhofft sich der 1. Vorsitzende, könnten sämtliche Restaurierungsarbeiten schon in drei Jahren endgültig abgeschlossen sein. Unweit der in Planung befindlichen „Neuen Mitte“ gelegen, dürfte dann auch das prächtige Vondersche Anwesen von einem bis dato nur zu erahnenden Besucherandrang profitieren.

ALS DER KÄMMERER HALLELUJA SANG

*Anekdoten
aus dem Rathaus*

HANS-WALTER SCHEFFLER

Auch in der „guten alten Zeit“ war manchmal guter Rat teuer – dabei hatte alles so überschaubar begonnen. Als die ersten 18 Ratsmitglieder der Gemeinde Oberhausen zu ihrer Premierensitzung am 20. März 1856 zusammentraten, war ihre einzige Aufgabe an diesem Tag die Bewilligung des Bürgermeistergehaltes: 800 Taler, 200 Taler Wohnungsgeld und 450 Taler für Dienstunkosten. Bürgermeister Friedrich Schwartz trat seinen Dienst in der 6000 Seelen zählenden Gemeinde unter denkbar schwierigen Verhältnissen an; er hatte „zunächst Tinte und Feder auf seinen Tisch zu schaffen“. Über das Verhältnis zwischen Bürgermeister und Stadtverordneten wissen Chronisten zu berichten: „Die selbstherrliche, gelegentlich auch eigenmächtige Art des Bürgermeisters führte zu manchen Zusammenstößen, namentlich wegen der Leitung der Versammlung. Es entzündeten sich an der Protokollfüh-

rung und der Veröffentlichung der Protokolle immer wieder Auseinandersetzungen, wobei das Recht offensichtlich mehr auf der Seite der Gemeinderäte lag.“ Immerhin dankten die Gemeindeverordneten 1864 dem Bürgermeister für die

*„Ich bin der Herr
im Rathaus“.*



bisherige treue Pflichterfüllung und bewilligten ihm auch für einen vierwöchigen Urlaub zur Wiederherstellung seiner Gesundheit „in einer gesünderen, vom Geräusch

*Mit Tinte
und Feder:
Bürgermeister
Schwartz*



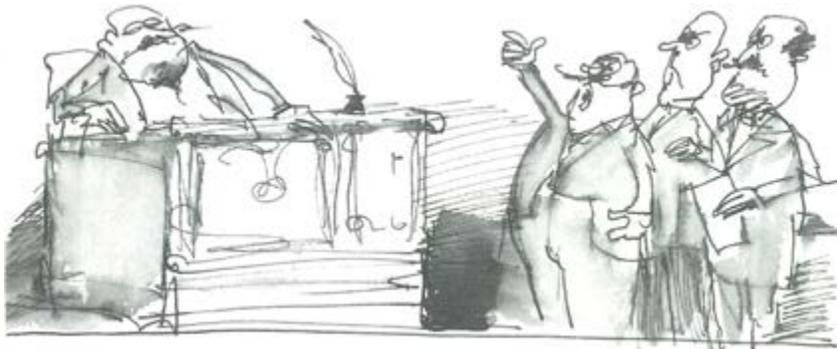
des Lebens freien Gebirgsgegend“ eine außerordentliche Zulage von 200 Talern.

Anno 1993 gehören dem Rat der Stadt 59 Mitglieder an. Rein statistisch gesehen, entfällt in Oberhausen auf 4000 Einwohner ein Ratsmandat. Der Strukturwandel der Stadt trägt auch Konflikte in ihren Rat. Auch neben „Jahrhundertprojekten“ wie der Neuen Mitte gibt es nach wie vor in der Stadt viel zu tun. Die gewählten Ratsmitglieder haben die Entwicklung zu ordnen, immer aufs Neue zu renovieren, Schwerpunkte zu setzen, Verkehrsströme zu lenken, Wohnviertel zu planen und kulturellen Aktivitäten den Boden zu bereiten. Seitdem nicht nur die Sitzungen des Rates, sondern auch die seiner Ausschüsse öffentlich stattfinden, ist es schwieriger geworden, den innergemeindlichen Willensbildungsprozeß zu verdeutlichen. Dem Bürger muß verstärkt verständlich gemacht werden, daß die von den einzelnen Fraktionen im Rat in aller Regel jeweils einheitlich vertretenen Meinungen nach oft zermürbenden und harten Diskussionen in den eigenen Reihen gebildet worden sind.

Aber was erwarten die Bürger „vor Ort“ von ihrem Stadtrat? In Gesprä-

chen mit Oberhausener Familien fand die Sozialforschungsstelle Dortmund heraus: „Vorstellungen zur Stadtpolitik werden, wenn überhaupt, zur Stadtteilentwicklung angedeutet. Wichtig sind nahegelegene Geschäfte und Chancen zum Spielen für die Kinder, ebenso das Schwimmbad und die Eckkneipe zum Skatspiel sonntagsmorgens.“ Beim tiefgreifenden Strukturwandel der Stadt entwickelte sich erstmals eine Art Oberhausen-Bewußtsein, aber: „An wen sich die Forderungen konkret rich-

gen resignativ gedämpft: 'Die Stadt kann ja auch nichts machen, hat ja kein Geld'. Gleichzeitig wird allerdings auf der anderen Seite die Stadt mit einer Fülle von konkreten, sich zum Teil widersprechenden Forderungen belegt, ohne daß im Einzelfall die Durchsetzbarkeit geklärt wäre. So soll die Stadt sauberer werden, mehr Parkplätze schaffen, das Radwegenetz ausbauen, Spielplätze schaffen, sie soll die Penner von der Straße holen, Arbeitsplätze schaffen, die Ausbreitung der Spielhallen unterbinden,



Guter Rat war teuer: Bürgermeister und Politiker waren nicht immer einig.

ten, welche Erwartungen damit verknüpft werden, das bleibt ziemlich undeutlich. Auf der einen Seite sind sich die Befragten der mangelnden politischen Gestaltungsmöglichkeiten der Stadt durchaus bewußt, insbesondere angesichts der Finanzkrise sind die Erwartun-

das Geschäfts- und Warenangebot steuern.“

Der Rat der Stadt tritt in der Regel alle sechs Wochen im großen Sitzungssaal des Rathauses zusammen, bei oft sehr umfangreichen Tagesordnungen. Von Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond ist bekannt, daß er einmal kurz vor Mitternacht mit sanfter Gewalt eine Zusammenkunft beendete, damit nicht doppeltes Sitzungsgeld gezahlt werden mußte. Der langjährige Ratsvorsitzende ist ein Garant dafür, daß Menschlichkeit, Selbstkritik und auch Galgenhumor in den Sitzungen nicht zu kurz kommen. Van den Mond zu möglichen Unmutsäußerungen von Stadtverordneten, als im Februar eine Sondersitzung des Rates für acht Uhr morgens anberaumt war: „Bald ha-



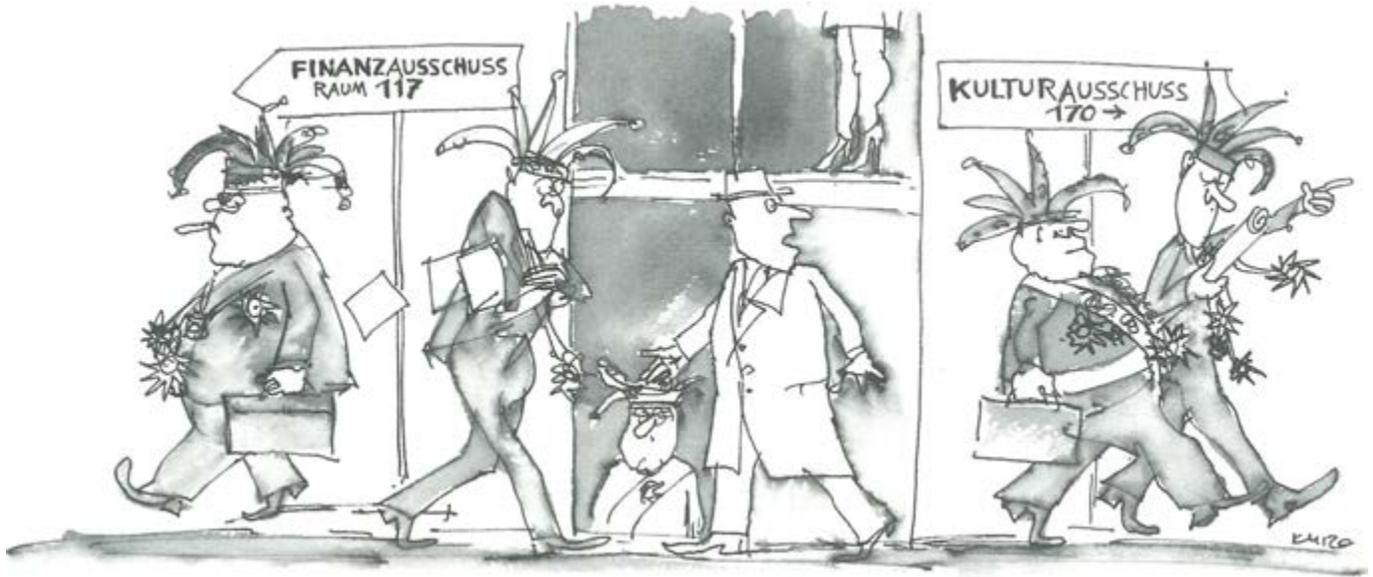
Herrlich! Diensturlaub im Gebirge.



Rauchzeichen im Rat: Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond

ben wir Sonne, dann können wir um sieben anfangen.“ Der OB einmal nach einem fünfstündigen Sitzungsmarathon: „Heute ist wieder so ein Tag. Da müßte es statt Sitzungsgeld besser Schmerzensgeld geben.“ Und als eine „Aktuelle Stunde“ kein Ende nehmen wollte: „Ich sehe keine Wortmeldungen mehr. Ich bin dankbar für jede, die nicht kommt.“

Seit Jahren war der Stadtrat krank, jetzt raucht er nicht mehr, Gott sei Dank: als im Oktober 1988 ein generelles Rauchverbot für Ratssitzungen eingeführt wurde, befand der Pfeifenraucher van den Mond: „Wir machen alle zwei Stunden eine Rauchpause. Das kommt den Bedürfnissen der schwachen Menschen, wie ich einer bin, entgegen.“ Der Pfeifenfreund Friedhelm van den Mond im Stadtrat auf die Frage, ob er zwischen Rauchern auf Kinderspielplätzen und Rauchern im städtischen Ältestenrat Parallelen



Von einer Narrensitzung zur nächsten: Beigeordnete im Streß.

sehe: „Im Ältestenrat sind keine Kinder, das mag sich manchmal nur so ansehen.“ Mit ihrem propenvollen Terminkalender haben Stadtverordnete und Beigeordnete gleichermaßen Probleme. So stöhnte der frühere Sozial- und Jugenddezernent Hugo Baum einmal bei der Prinzenkürung in der Luise-Albertz-Halle: „Gestern war ich Gast der Liricher Karnevalsgesellschaft 'Die Müllschlucker', heute morgen Gast der Herrensitzung, jetzt bin ich beim Prinzenempfang, morgen wartet die Beigeordnetenkonferenz auf mich, ich eile von einer Narrensitzung zur nächsten.“ Und der damalige Stadtdirektor Hans Seves stöhnte angesichts der Terminflut zur Vorweihnachtszeit: „Wir hetzen alle von Besinnung zu Besinnung.“

Die Stadt und das liebe Geld – 1987 meinte Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond zur Finanzlage: „Wir haben uns so an die Armut gewöhnt, daß wir Kopfschmerzen bekämen, wenn wir plötzlich viel Geld zur Verfügung

hätten.“ Dem städtischen Planungsdezernenten Dr. Dierk Hans Hoefs entfuhr der Stoßseufzer: „Ich muß manchmal Millionenaufträge unterschreiben, und das auf Lokuspapier.“ Ein besonderes Verhältnis entwickelte der langjährige CDU-Fraktionsvorsitzende Hans Wagner zu Stadtkämmerer Willi Schmitz und dessen Berufspessimismus: „Er hat uns gesagt, die Steuerreform zwingt uns völlig in die Knie. Er sitzt aber noch, also kann es nicht so schlimm sein.“ Schmitz über Wagner: „Er verlangt immer von mir, daß ich mich wie der Münchener im Himmel fühlen und frohlocken soll. Da das Haushaltsjahr 1989 aber gut abschloß, sage ich ihm zur Freude jetzt: Halleluja.“ Die Osterfelder CDU-Bezirksvertreterin Adele Blaska zu der Höhe der Kosten, die nach Verwaltungsberechnungen für Kauf und Aufstellung von Weihnachtsbäumen anfallen sollten: „Kann es sein, daß die Bäume zu diesem Preis schon mit Gold behangen sind?“

Zu den Kuriositäten der Oberhausener Ratsgeschichte gehört auch, daß als erste Steuer die Hundesteuer eingeführt wurde, schon 1862. Anno 1989 meinte der CDU-Stadtverordnete Walter Cors über die Ein-





Wie der
Münchener
im Himmel:
Der Kämmerer
im Stimmungsbuch.

führung von Hundesteuermarken: „Ich bitte die Stadtverwaltung, hier Augenmaß zu bewahren. Die Steuermarken sollten nicht größer als die Hunde sein.“ Und Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond bei einer Diskussion über die Steuerwahrheit von Hundebesitzern, nachdem die Stadtverwaltung von 6200 Hunden in Oberhausen gesprochen hatte: „6000 davon sehe



Vor lauter Hunden
siebt man keine
Steuerzahler mehr.

ich allein schon im Ruhrpark.“ Als wieder einmal das Thema der Anleinplicht für Hunde zur Beratung anstand, klärte Ordnungsdezernent Jochen Konopatzki auf: „Wenn ein Hund einmal beißt, ist bewiesen, daß er bissig ist.“

Im Januar 1988 fanden junge Hängebauerschweine im Kaisergarten reißenden Absatz, und schon tönte es aus dem städtischen Presseamt: „Wir sollten unser Tiergehege völlig auf die Hängebauzucht umstellen und damit den städtischen Haushalt sanieren.“ Für viel Diskussionsstoff sorgte Stadtkämmerer Willi Schmitz mit seiner 1990 formulierten Kritik an zu vielen Beförderungen im Rathaus: „Wenn das so weitergeht, gibt es bald nur noch Häuptlinge im Rathaus; es fehlen die Indianer.“ Wann danach die Friedenspfeife mit dem Personalrat geraucht wurde, ist nicht übermittelt.

Der Rat und die Stadtverwaltung – eine Vernunftfehde nicht ohne Spannungen. Der langjährige CDU-Fraktionsvorsitzende Hans Wagner: „Politiker müssen denken, die Verwaltung soll arbeiten. Das soll aber nicht heißen, daß die Verwaltung nicht denken soll, denn wir Politiker müssen ja auch arbeiten.“ Wagner in der Osterfelder Bezirksvertretung auf den Hinweis, die umstrittene künstlerische Gestaltung des Rhein-Herne-Kanal-Uferweges sei auch von Bundesbauminister Schneider gelobt worden: „Selbst hat er den Weg aber nie gesehen. Der wäre sonst der erste gewesen, der die Steine vom Weg geräumt hätte, die mit zu einem der Kunstwerke gehören.“ Bürgermeister Fritz Eickelen, als die Stadtverordneten bei der Wahl eines Kuratoriumsmitglieds für die Uni Duisburg nicht mehr durchblickten, und er händeringend als Sitzungs-

leiter nach Hilfe suchte: „Hier sitzen zwei Verwaltungsleute links und rechts neben mir, die mich darauf aufmerksam machen, daß ich darüber abstimmen lassen muß, wobei ich davon ausgehe, daß dies dummes Zeug ist.“ Oberstadtdirektor Burkhard Drescher im Personalausschuß auf die Frage eines BL-Sprechers, ob es für die neue Telefonanlage im Rathaus eine Betriebsvereinbarung gebe: „Der Personalrat ist damit einverstanden, daß wir telefonieren.“

Aber auch untereinander tauschen die Stadtverordneten gelegentlich kleine Seitenhiebe aus. Der SPD-Stadtverordnete Günter Kösling im Bauausschuß zur Forderung der Bunten Liste, Gelder im städtischen Beleuchtungsprogramm einzusparen, um es für die Pflege des Grüns auszugeben: „Wir machen das Licht aus, damit man nachts das Grün in Oberhausen nicht mehr sieht.“ Der F.D.P.-Stadtverordnete Heinz Lanfermann zur Kritik der Bunten Liste, die Beschäftigten des Einzelhandels seien nicht zum langen Donnerstag gehört worden: „Wir lassen nachts auch nicht die Eisenbahn stoppen, weil die Lokomotivführer dann schlafen wollen.“ Der SPD-Stadtverordnete Reinhold Zahlten im Personalausschuß auf die Frage von BL-Sprecher Tobias Michel, wofür 28 zusätzliche Stellen bei der Feuerwehr vonnöten seien: „Die brauchen wir für die Feuerchen, die die Bunte Liste überall ansteckt.“ CDU-Fraktionssprecher Hans Wagner über das Frauenförderprojekt Frieda: „Schade, Frieda ist ein so schöner Mädchennamen, aber sie macht einem so viele Probleme.“ Darauf ein Zwischenruf aus SPD-Reihen: „Das ist meistens so.“ Der F.D.P.-Fraktionsvorsitzende Hans-Otto Runkler zum umstrittenen Vor-

schlag von Künstlern, im Eingang-Arkadenbereich des Rathauses zwei große Balken anbringen zu lassen: „Da kommen dann künftig Zuhörer zu den Ratssitzungen, die bleiben draußen einfach stehen und schauen dort, ob sich da etwas bewegt.“ Darauf Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond: „Aber, aber, so viel werden Sie doch wohl nicht lügen.“ Der F.D.P.-Stadtverordnete Heinz Lanfermann, als die SPD-Fraktion ihre alljährliche Klausurtagung 1991 auf Kreta veranstaltete: „Die sollten besser zum Orakel nach Delphi fahren.“ Der SPD-Fraktionsvorsitzende Michael Groschek über Parteitage der Oberhausener SPD: „Wir kommen weder, wie die F.D.P. mit einer Telefonzelle noch, wie die CDU, mit einer Theke aus. Wenn bei uns 150 Delegierte eingeladen werden, dann kommen auch alle.“ Und schließlich ein Stoßseufzer Hans Wagners zur langjährigen Vorherrschaft der SPD in der Kommunalpolitik: „Die Leute befürchten, daß wenn die SPD nicht mehr regierte, die Busse nicht mehr fahren würden und das Licht in der Stadt ausginge.“

Manchmal ist die Stadtverwaltung auch mit sich selbst beschäftigt. Im Sommer 1992 geisterte eine Dienstanweisung mit dem Kürzel „PriNutzdiPapri“ durch die Amtsstuben. Mit städtischem Briefkopf hieß es in diesen „Richtlinien für die private Nutzung dienstlicher Papierkörbe“: „Eine Nutzung der dienstlichen Papierkörbe für privates Papiergut ist dann zulässig, wenn es sich u. a. um eine oder mehrere Zeitungen handelt, die der Mitarbeiter während der beiden ersten Stunden seiner täglichen Dienstzeit zum Zwecke der Erwachsenenbildung liest, und abgerissene Kalenderblätter, auf denen die Termine der im Rathaus

stattfindenden Geburtstags-, Beförderungs- und sonstigen Feiern der Mitarbeiter vermerkt sind. Für Verpackungsmaterial, das der Umhüllung von üblicherweise als Zwischenmahlzeit verzehrten Lebensmitteln dient, dürfen dienstliche Papierkörbe genutzt werden, solange keine Geruchsbelästigungen zu befürchten sind. Hierzu zählen insbesondere Brötchen- und Gebäcktüten, Butterbrotpapier, bis zu zwei sauber ausgelöffelte Yoghurtbecher pro Tag und Gummibärchenzellophanverpackungen, nicht jedoch Fischdosen.“ Strumpfhosen, Socken und Schnürsenkel gehören selbst dann nicht in den Papierkorb, „wenn sie zuvor überwiegend im Dienst getragen worden sind“. Bei dem Rundschreiben, versicherte das städtische Presse- und Werbeamt, handele es sich um eine Fälschung. Von dem unbekanntem Papiertiger fehlt seitdem jede Spur.

Anekdoten aus dem Rathaus, die beweisen, daß die Menschlichkeit in der Kommunalpolitik nicht auf der Strecke bleibt, auch nicht in schweren Zeiten. Landesfinanzminister Heinz Schleußer 1989 über die Zukunftserwartungen in Oberhausen: „Ein Problem ist die Unge-

duld mancher Menschen, die sich abends schlafen legen und sich morgens beim Aufstehen wundern, daß keine neue Stadt entstanden ist.“ Oberstadtdirektor Burkhard Drescher zwei Jahre später bei der Präsentation des Neue Mitte-Projektes: „Als im Jahre 1758 Freiherr von Wenge die Antony-Hütte eröffnete, hatte er 17 Jahre der harten Auseinandersetzung hinter sich. Vor allem die Nonnen aus Sterkrade wollten das Projekt verhindern, weil sie Gefahr für die Wasserqualität ihrer Teiche sahen. Auch unser Vorhaben wird nicht ohne Widerstände leben, wenngleich die Nonnen andere Kleider und andere Berufungen haben werden.“ Als eine städtische Delegation von Gesprächen mit dem englischen Investor Eddie Healey aus Sheffield zurückkehrte, meinte der Oberhausener Hotelier Wilhelm Vogel: „Ich habe Herrn Healey gefragt, ob die Neue Mitte am 11. Mai 1996 um 10 oder um 11 Uhr eröffnet werde. Er hat geantwortet, daß es bei 10 Uhr bleibe.“

*Dem Amtsschimmel
die Sporen zeigen.*



Wo SIND DIE ZEHNERSCHEIBEN?

Bodybuilding ist heute mehr als Show

THOMAS FINKEMEIER

Was haben wir gelacht, damals. Über die Jungs auf den Bühnen in den stickigen Kneipen, den verräucherten Discos, den zweifelhaften Clubs. Über die Jungs mit ihrem verkniffenen Lächeln und den ölverschmierten Muskeln, und immer gab's da Mädels im Publikum, die kreischten, und andere, die schrien: „Hol raus, Mann!“

Jetzt lachen wir nicht mehr. Wo sind die Zehnerscheiben? Immer weg, wenn man sie braucht. Zehn Kilo aufgepackt erst auf die eine Seite der Langhantel, vorsichtig, daß sie nicht das Übergewicht kriegt und vom Ständer knallt, zehn Kilo auf die andere Seite. Sich druntergelegt auf die Bank, die Hantel von unten angefaßt und hoch das Ding. Zehnmal hoch und wieder runter, schon zieht's in den Brustmuskeln.

Damals war Bodybuilding eine Show. Wer was im Kopf hatte, blieb schlapp oder spielte Tennis. Damals war Bodybuilding was für Amerikaner oder Fans italienischer

Sandalenfilme. Arnold Schwarzenegger war damals kräftiger als heute, aber sein Bankkonto war dünner. Viel dünner.

Fünferscheiben drauf auf die Hantel. Mit dem Eigengewicht der Stange wiegt das Ganze jetzt schon 50 Kilo. Zehnmal rauf, zehnmal runter. Jungejunge, das ging auch schon mal leichter.

Der Peter Hülsender hat italienische Sandalenfilme gern gesehen. Im Bali-Kino lief so etwas, im Hauptbahnhof, bevor die große Porno-Welle rüberschwappete. „Herkules“, mit Steve Reeves. Filme mit Gordon Scott. So wollte er gern mal aussehen, der Peter. Tat er aber nicht. Mit 15 war Peter ein spilleriger Teenager, nicht allzu groß und Anstreicher-Lehrling bei Babcock. Zog als Jugendlicher rum mit den Kollegen von der Styrumer Allee, und gelegentlich gab's Zoff mit denen von der Uhlandstraße. Zuhause bei den Eltern in der Blumenthalstraße stemmte er die er-

sten Gewichte. So wie Steve Reeves wird man nicht von allein.

Wieder runter mit den Fünfer- und den Zehnerscheiben, zwei Zwanziger draufgepackt. Und hoch gewuchtet. Siebenmal rauf, achtmal ... Und nochmal. Uuund – nochmal. Aufstehen, Arme kreisen lassen, damit die Schultern wieder locker werden. Nicht schlecht, was?

Eigentlich verdankt Oberhausen den Körperkult Bodybuilding der Katholischen Kirche. Herz-Jesu-Gemeinde, Ganz Offene Tür Pacellistraße: Hier stand Herkules' Wiege. Sozusagen. Als ein Kellerraum frei wurde, durfte Peter seine Hanteln dort ablegen. Das ist genau ein Vierteljahrhundert her. 25 Jahre, über 9200 Tage. Und ebensoviele Trainingseinheiten, die Peter seitdem absolviert hat.

Legen wir nochmal zehn Kilo drauf? Na klar. Arno ist so nett und stellt sich zum Aufpassen hinter die Bank, damit uns die Hantel nicht quer über der Brust liegen bleibt und wir nach Luft schnappen wie ein Karpfen an Land. Na los, hoch damit. Und hoch. Und hoch. Der linke Arm ist plötzlich aus Gummi. Drücken, drücken – na also. Arno hat ein bißchen mitgeholfen. Siebzig Kilo waren das jetzt, schon ganz schön. Auf der Bank nebenan pumpt einer die gleiche Last Eisen mit der sturen Gleichmäßigkeit eines Motorkolbens. Was soll's, nur kein Neid.

Selbstgemachte Hanteln

Was der Peter da gemacht hat, hat anderen Jungs auch gefallen in der GOT Pacellistraße. Heinz Schneider, Helmut Bergmann und Werner Hüttermann sind heute noch dabei, alles solide Fünzfziger inzwischen. Zu 17, 18 Jugendlichen waren sie damals; einen Expander gab es für sie in dem Trainingsraum, ein Ergometer-Fahrrad und einen Pun-

„Eisen pumpen“ ist für die Brustmuskulatur immer noch die beste Medizin.

chingball. Hatte alles die Gemeinde ihren starken Jungs verschafft. Und dann waren da noch die Hanteln, die Peter von den Kollegen bei Babcock hatte bauen lassen und heimlich am Pförtner vorbeigeschmuggelt hatte. Kiloschwere Hanteln aus der Gießerei in der Tasche, und dann mit durchgedrückten Rücken am Pförtner vorbei.

So schöne Schrägbänke wie jetzt hatte er damals noch nicht. Auf der Schrägbank drückt man halb sitzend, halb liegend die Hantel nach oben weg. Die Hantel läuft dabei in einem Gerüst auf zwei Schienen, damit man sich nicht selbst beschwindelt und die Übung falsch macht. Gedrückt wird mit der oberen Brustmuskulatur, und wer's nie gemacht hat, weiß gar nicht, daß er so etwas besitzt.

Viel gewußt haben die Jungs von der Pacellistraße auch nicht. Peter hat Fachzeitschriften besorgt, die „Sport-Revue“ zum Beispiel, und einmal in der Woche hat er in Essen trainiert, bei Dieter Thumulla. Der und Kurt Albinski waren unter den ersten, die in der Nachbarschaft richtige Bodybuilding-Studios hatten. Aber das Mekka, das wahre Ding, das war weit weg. Gold Gym, World Gym, Los Angeles, California, U.S.A.

Hanteln gibt es auch in kurz. Zwölfteinhalb, fünfzehn, siebzehn Kilo für jede Faust, und für den, der's packt, auch vierzig. Die Arme, in den Ellbogen gewinkelt, halten die Gewichte auf Schulterhöhe, pressen sie dann unter dem Zug der Brustmuskeln nach oben, strecken sich, lassen die Hanteln oben überm Kopf zusammenklacken. Zehnmal rauf, zehnmal runter. Zehnmal dem



eigenen Gesicht im meterhohen Wandspiegel die Zähne zeigen.

„Jeder Körper ist anders“

Peter, Lothar Schmidt und Kurt Stermann, die mitreisten, haben nichts gesehen von Amerika, von Kalifornien, von Los Angeles. Drei, vier Wochen war Peter 1977 da, und angeguckt hat er sich zweierlei. Morgens das Gold Gym. Abends das World Gym. Jeden Tag. Da hat er „die Großen“ studiert, wie er sie nennt. Lou Ferrigno, der im Fernsehen heute den „Hulk“ spielt. Roy Robinson, Ken Walter – Namen, die für Peter den Erfolg im Bodybuilding personifizieren. Joe Gold hat er gesehen, damals schon über 70 und ein Pionier im US Bodybuilding. Joe Weider, der sich mit Bodybuilding-Equipment und Kraftnahrung „ein Imperium“ aufgebaut hat, wie



Immer mehr Frauen wagen sich an die Fitness-Maschinen.



Ein austrainierter Körper trägt zum Wohlbefinden bei.

Auf gekonnte Posen wird im Wettkampf viel Wert gelegt.

Peter erzählt. Den „Großen“ hat er über die schwellenden Schultermuskeln geschaut und versucht, herauszufinden, was ihr Trainingsgeheimnis war. Es gab keines. „Jeder Körper ist anders“, wußte Peter danach. Und jeder muß selbst wissen, was er tut.

Manche der Übungen haben federleichte Namen. Der „Butterfly“ zum Beispiel, der „Schmetterling“. Im Sitzen werden Handgriffe vor der Brust zusammengepreßt, an den Griffen hängen Kabel, die Gewichte im Turm hinter dem Sitz bewegen. Gerade sitzen, Po- und Bauchmuskeln anspannen, Eisen pumpen. Sieht auch federleicht aus, das Ganze. So kann man sich täuschen.

Die Butterfly-Maschine war Peters erste Anschaffung, als er in sein eigenes Studio an der Falkensteinstraße umgezogen war. Hier wurde das Bodybuilding in Oberhausen zum erstenmal professionell, gab es zahlende Kundschaft. Von der Bank, von Vater und Schwiegerva-

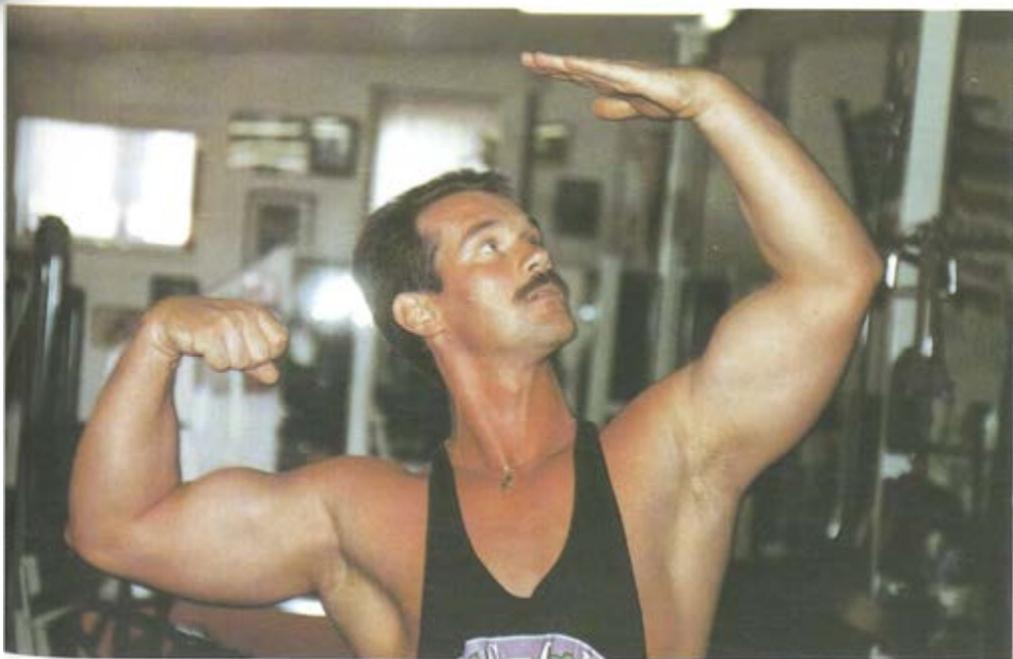
ter ließ sich Peter das Geld zusammen, denn hier taten es die selbstgeschmiedeten Hanteln nicht mehr. Gattin Monika, die Peter im Trainingsraum an der Pacellistraße kennengelernt hatte, zog mit. Auch als Peter dann den großen Schritt wagte: Weg von Babcock, wo er inzwischen Vorarbeiter geworden war, in die Selbständigkeit. Peters American Gym. „War anfangs hart“, sagt er. Zehnstudentag zwischen Disco-Musik und pulsierendem Eisen. „Mein ganzes Leben war das Studio.“ Doch es lohnte sich, die Zeiten waren danach.

Die Zeiten verlangen ein breites Kreuz. Das verschafft der Latissimus, der „sehr breite“ Rückenmuskel. Die guten alten Klimmzüge trainieren ihn am besten. Ran ans Reck, die Stange breit gefaßt, und hoch, mal das Kinn über die Stange, mal die Stange in den Nacken gezogen. Das sind so Momente, in denen wir jedes Bierchen bereuen, das zu den Pfunden um Hüfte und Bauch beige-tragen hat.

14 Kilo an einem Tag?

Kein überflüssiges Pfund hat Peter 1983 gehabt, sein bestes Jahr, als sie ihn in Bielefeld bei der Ostwestfalen-Meisterschaft zum „Internationalen Meister“ wählten. Der Preis war hoch. „Beinah‘ wäre ich damals gestorben“, meint Peter. Wochenlang vorher hatte er nur noch Fisch gegessen. Er hatte so abgenommen, daß jeder einzelne Muskel herausdefiniert war wie in einem anatomischen Lehrbuch. Damals wollten sie ihn auch für die Deutschen Meisterschaften haben. Aber Peter wollte nicht. Was er wollte, war mal wieder richtig essen. „An einem Tag habe ich 14 Kilo zugenommen“, berichtet er. Bodybuilder-Latein?

Beim Rudern haben wir Zeit, darüber nachzudenken. „Fahr nicht so





Peter Hülsender, „Vater“ des Bodybuildings in Oberhausen, ließ auch schon den Oberbürgermeister am Expander ziehen.

weit raus“, flachst einer. Keine Chance. Statt übers Wasser zu gleiten, sitzen wir fest mitten im Studio und pumpen Eisen rauf und runter. Langweilig.

Stundenlang muß man das tun, das und andere Übungen, jeden Tag, wenn man schaffen will, was Eleonore Urbanski geschafft hat. Was die Titel angeht, kann sich in Oberhausen kein Mann mit ihr messen. Bis zur Vizeweltmeisterin hat sie es gebracht. Bei den Männern war Horst Scheibenzober der beste, Mr. Germany ist er geworden. Harald Heth war in der Landesmeisterschaft der Junioren vorn, Norbert Albrecht hat am Mr. Olympia-Wettkampf teilgenommen, Ulrich Deike war dreimal Mr. Oberhausen und auch Lothar Schmidt hatte meistens in den oberen Rängen mitgemischt. Da waren die Bodybuilding-Wettkämpfe schon raus aus dem privaten Kreis der Studios und aus den kleinen Kneipensälen, lud Peter zur Stadtmeisterschaft in die Luise-Albertz-Halle ein.

Doch trotz der vielen Erfolge hatte Bodybuilding damals, Anfang, Mitte der 80er, keinen guten Ruf. Die kleinen Pillen, die aufbauför-

dernden Spritzen rückten Bodybuilding an den Rand der Halbwelt. Verschwiegene Apotheker, die Adresse, die einer kennt, der einen kennt, der kleine Deal unter Sportkameraden. Keiner sagt, daß er was nimmt, aber wenn die Muskeln in wenigen Wochen wie Ballone schwellen, spricht das für sich. Bei ihm gäbe es das nicht, sagt Peter, sagt wieder, daß jeder selbst wissen müsse, was er tut, und: „Meinst Du, Du kommst in irgendeinem anderen Sport ohne Doping an die Spitze?“

Na, kein Thema für uns, wir wollen nicht an die Spitze, wir wollen straffere Bauchmuskeln. Wieder ans Reck, lang an die Arme gehängt, und dann die Beine heben, senken, heben. Mit Gewalt und großen Gewichten ist da nichts zu machen. Nur die Wiederholungen bringen es. Wir legen uns auf die Matte, nicht zum Ausruhen, bewahre, stellen die Beine hoch, heben den Kopf an und spannen die Bauchmuskeln an, fest, immer wieder. Wenn wir merken, daß wir nur noch die Luft anhalten und den Bauch einziehen, statt ihn anzuspannen, wird's Zeit aufzuhören.

Gesellschaftsfähig

Die richtigen, die echten Bodybuilder sind ohnehin in der Minderheit. In seinem neuen Studio an der Rolandstraße hat Peter noch 15, die „Ambitionen haben“, wie er sagt, und vielleicht sieben, die es bis zur Wettkampfteilnahme schaffen. Den anderen geht es um Fitness. Fit heißt schön, schlank, erfolgreich, der Manager von heute trägt Joggingschuhe statt Wohlstandsbäuchlein. Die Halbwelt-Atmosphäre ist fast verschwunden, in vielen Studios haben chromblitzende Hydraulikmaschinen die schwarzen Eisenhanteln abgelöst, der Fitness-Kunde verlangt medizinische Eingangstests und persönlich zugeschnittene Trainingsprogramme, Callanetic-Kurse und Gymnastik, warming-up und cooling-down. Die Jungs mit den Tattoos auf Armen und Beinen trainieren neben Maschinenbaustudenten, Friseurinnen, Hausfrauen und Krankenschwestern neben Harley-Fahrern und Architekten neben Securities aus den Musik-Zelten. Für Wehwechen an Rücken und Knien empfehlen Ärzte Beincurls und Rückenstrecker-Übungen: gesellschaftsfähig, das Ganze.

Einige hundert Leute kamen an die Rolandstraße, als Peter sein Jubiläum feierte, 25 Jahre Bodybuilding in Oberhausen. „Wie eine große Familie“, hat er sich gefreut. Ein Kino-Herkules ist aus Peter Hülsender in diesem Vierteljahrhundert nicht geworden. Aber der Traum von damals hat ihn auf einen ganz eigenen Weg geführt, und Peter ist ihn gegangen.

RITTERSLEUT' VON HEHREM GLANZ

*Lothar Peters
hält die Erinnerung an das
Mittelalter lebendig*

HELMUT STOLTENBERG

Die Erzählungen von der Tafelrunde des Artus' machen Geschichte in der Phantasie der Menschen: Fasziniert sind Millionen von Dürers „Ritter, Tod und Teufel“. Edel, hilfreich und galant sollen sie gewesen sein, die Rittersleut'. Mutig und von hehrem Glanz, der Kraft und Güte umstrahlt. Goetz von Berlichingen zog zwar die derbe Art vor, aber Ritter waren sie alle, von Sir Lancelot über die Goethesche Kraft-(Ausdrucks)-Figur bis hin zum Prinzen Eisenherz. Mit Feuer und Schwert, mit Lanzen, Hellebarden und eiserner Rüstung stellten sie den Gegner oder den Drachen zum Zweikampf in der Schlacht um die schöne Geliebte, wie weiland Jung Siegfried. Wenn es denn so gewesen ist.

Welch glorreiche Zeit in der Erinnerung, welch eine Zeit der Mären muß dieses Mittelalter gewesen sein. Für einen Knaben aus Holten waren die sagenhaften Erzählungen so beeindruckend, daß er in

seinem 'Mittelalter' (als Mittvierziger) zum Plattner, Rüstungs- und Waffenschmied wurde und seinen Traum der frühen Jugend zum Hobby machte. 47 Jahre ist er heute jung, Lothar Peters, gelernter Kraftfahrzeugmechaniker und Gebrauchtwagenhändler mit kleiner Werkstatt. „Ritter Lothar“, wie man ihn in Holten freundlich nennt, mußte aus gesundheitlichen Gründen umschulen, weil ihn die ewigen Schweißarbeiten beim Karosseriebau krank machten.

„Blechverliebt“ wie er aber war, machte er damals kurzerhand sein Hobby zum Handwerk. 1981 fing Peters mit dem Hämmern, Schneiden, Bördeln und Nieten am Holtenener Markt 6 an. Seine frühere Rüstungskammer hat er heute auf ein Minimum zurückgefahren, bastelt aber noch an einer eisernen Rüstung für seinen Ritter.

Wer sein kleines Häuschen, ganz in altdeutsch eingerichtet, betritt, wird im Entrée vom „Ritter Artus“

in Lebensgröße begrüßt. Meister Peters fertigte ihn, wie überhaupt das ganze idyllische Anwesen mit Holzbank und Goldfischteich, von eigener Hand. Eisenbeschlagene Truhen, Balken und Türen zeugen von seltenem handwerklichen Können.

Der Meister geht ganz in seiner Arbeit auf, denkt er an die Zeit der Ritter. Die Rüstungen, die Waffen, die sie getragen haben, schmiedete er naturgetreu nach. Aus Büchern über Gemälde von Dürer bis Rembrandt bezieht er sein Wissen und versucht, es in die Tat „umzuschmieden“. Lothar Peters arbeitet mit Schwarzblechen in einer Stärke von 0,75 bis zwei Millimetern. Das dünnere Blech ist für das Arm- und Beinzeug, das dickere für den Brustpanzer und den Helm. Da waren die Rittersleut' verwundbar, da mußten sie sich besonders schützen. Lang, lang ist es her.

Per Flaschenzug

Als im späten Mittelalter die ersten Schußwaffen aufkamen, wurden die Rüstungen der Ritter immer schwerer, damit die Kugeln sie nicht durchschlugen. So zwischen 70 und 80 Kilogramm haben diese eisernen Kämpfer tragen müssen. Aufs Pferd kamen sie natürlich nicht allein. Bediente man sich zuerst einer Leiter oder einer kleinen Rampe, so griff man später bei den klotzigen Monturen auf den Ideenreichtum der alten Griechen zurück und hob den „Eisenmann“ per Flaschenzug in den Sattel. Da die Pferde selbst auch ganz 'in Eisen' gehen mußten, züchteten unsere Ahnen starke Kaltblüter für diese schwere Arbeit heran. Zum Ankleiden mußten sich die Rittersleut' Knappen zulegen, die ihnen stets zu Diensten waren. Auch dann, wenn der Herr auf dem Schlachtfeld vom Roß fiel. Allein war der stolze Ritter hilflos.

An all' diese Dinge der Vergangenheit denkt Meister Peters, wenn er an seinen Rüstungen arbeitet. Seien es die für das gemeine Fußvolk oder die für die Offiziere. Die Gemeinen durften damals nur schlechtes Blech tragen, das die Plattner, also Rüstungsschmiede, mit dem Hammer auf dem Amboß und in der Flamme erglüht, platt-hämmern mußten (daher, so Peters, rühre auch der Volkston: „Ich hau dich gleich platt. .“).

Nun, die Bleche, die Meister Peters bearbeitet, kommen schon ganz platt aus den Walzen von Thyssen; er muß die Rundungen und Ecken 'nur noch' in vorgefertigten Formen ausschlagen und sie dann nach Vorkörnung und Durchbohrung per Nietten verbinden. Um den Ritter in seiner Kleidung nicht allzu unbeweglich zu machen, wurden und werden gleichzeitig dicke Lederbänder zwischen den einzelnen Teilen, bei den 'Gelenken', eingietet. Angehörige der schweren Kavallerie alter Prägung waren mit diesem von Kopf bis Fuß reichenden Plattenharnisch ausgerüstet.

Farbliche Ornamente

Vierzehn Tage bis drei Wochen benötigt der Holtener, um eine schlichte Rüstung in einem Zug zu schneiden. Der Preis liegt so um die 1200 DM. Schwieriger und länger dauert es schon, wenn man sich einen gepanzerten Freund mit Ziselierungen auf Brust und Helm in die Wohnung stellen will. Dieser Rittersmann ist nicht unter 2000 DM zu haben, denn nach der Schmiearbeit müssen farbliche Ornamente oder Arabesken aufgetragen werden, die ausgeätzt erst das rich-



*Rittersmann Lothar Peters
in voller Montur.*

tige Bild einer schönen Rüstung ergeben. Im Mittelalter waren daher die Künstler sehr gefragt und gut bezahlt, die sich auf diese „bestechende Kunst“ verstanden.

Dürer zählte zu ihnen, wenn ein strahlendes, eisernes Gewand für einen Adligen oder gar für den Kaiser gestaltet werden sollte. In der Renaissance, als die Rüstung schon gar nicht mehr gefragt war, diente sie den Herrschern als prunkvolle Demonstration für Reichtum (oder auch für verborgene Armut) und Macht in ihren Ländern und als prestigebringendes Konterfei für die Ahnengalerie. Alle großen Maler dieser Zeit nahmen sich gerne dieser geldbringenden Porträts an, Rembrandt nicht ausgeschlossen.

Die Adligen, so weiß Lothar Peters zu berichten, haben sich in die Pleite gestürzt, um eine über und über mit Gold ziselierte und mit Edelsteinen beschlagene Rüstung ins Feld führen zu können. Helme wurden zu Wolfs-, Hunde- und Löwenköpfen geschmiedet, was bei dem Gegner Angst und Ehrfurcht erwecken sollte.

Die eigentliche Angst und Furcht hingegen brachten die hochgewachsenen Ritter – mit 190 cm galt man ohnehin schon als Riese, lag doch die normale Durchschnittsgröße damals um 160 cm – in ihren wuchtigen Rüstungen. Dabei führten sie in der Schlacht ein 180 cm großes Zweihandschwert ins Feld, das nur mit beiden Händen über den Kopf geschwungen werden konnte. Diese „langen Kerls“ waren die am besten bezahlten Söldner

der Könige und Fürsten. Lothar Peters muß sich heute mit kleineren Schwertern zufriedengeben. Seine Interessenten stammen aus allen Bevölkerungsschichten, denn viele möchten sich so eine eiserne Rüstung gern in ihre Wohnung holen. Theater, Fernsehen und Kino sind da nicht so originell, wenn sie

aus ihren Requisitenkammern Rüstungen holen. In dieser Scheinwelt kleiden sie ihre Kunstsoldaten lieber in Plastik – weil sie leichter sind. . .

Für den Armschutz wird dünnes Schwarzblech verarbeitet.



An eine alte Festung erinnert ein Blick in die Sammlung des Holteners.

ERINNERUNGEN AN EINE VERLORENE IDENTITÄT

*Rheinisches Industriemuseum
will 1995 seine Tore öffnen*

BERT GIESCHE

Immer wenn bei spektakulären Kunstdiebstählen aus heiligen Hallen der Kultur millionenschwere und unwiederbringliche Leinwand-Schätze verschwinden, läuft es allen Museums-Direktoren der Welt eiskalt den Rücken herunter. Nicht so bei Dr. Daniel Stemmrich, dem kommissarischen Leiter des Rheinischen Industriemuseums (RIM), dessen zentrale Verwaltung seit 1986 in unserer Stadt ansässig ist. Denn welcher Dieb käme wohl auf die Idee, beispielsweise Ausstellungs-Prunkstücke wie einen Dampfschmiedehammer aus dem Jahre 1896 zu entführen, der schlappe 5,3 Tonnen auf die Waage bringt und gerade einmal neun Meter hoch ist.

Langfinger-Sorgen braucht sich Dr. Stemmrich also nicht zu machen, aber bis zur geplanten Eröffnung der Museums-Außenstelle in der ehemaligen Zinkfabrik Altenberg – im Jahre 1995 darf das Publikum kommen, wenn alles nach

Plan läuft – wird noch so manches Hindernis aus dem Weg zu räumen sein. Doch wer die engagierten RIM-Mitarbeiter einmal bei der Arbeit erlebt hat, braucht sich keine Sorgen zu machen: Sie werden das Kind schon schaukeln, auch wenn sich immer mal wieder kleine Finanzierungslücken, ungeklärte Hoheitsrechte auf dem Altenberg-Gelände oder Tücken des Historiker-daseins auftun.

Schließlich funktioniert das RIM-Konzept in den eröffneten Außenstellen von Solingen oder Engelskirchen bereits reibungslos, es ist ebenso einfach wie lobenswert: Die Alltagskultur der Arbeiter soll bewahrt werden, der 'Tatort Fabrik' mit all seinen wirtschaftlichen, technischen und sozialen Auswirkungen konserviert werden. Nichtsdestotrotz kann man natürlich auch (wie es sich für ein Museum gehört) mit offenem Mund durch die Ausstellung laufen: eine schmackhafte Präsentation der al-

ten Schätze ist eines der RIM-Prinzipien.

Mit dem Rheinischen Industriemuseum, das insgesamt sechs weitere „Filialen“ in der Region unterhält, kann Oberhausen seine fast schon vergessene Industrie-Identität ins Gedächtnis zurückholen. Denn irgendwann in nicht allzu ferner Zukunft wird vielleicht ein wißbegieriges Kind seinen Vater bei einem vergnüglichen Einkaufs-Bummel in der „Neuen Mitte“ ungläubig fragen, ob es denn tatsächlich einmal Menschen gegeben hat, die auf diesem Gelände ihr täglich Brot mit schweißtreibender Schwerstarbeit verdient haben, die mit geschwärtzten Muskeln das glühende Eisen geformt haben. Und dann kann der Vater seinen Sprößling an die Hand nehmen, ins Industriemuseum gehen und ihm zeigen, daß Oberhausen nicht als Dienstleistungs-Metropole groß geworden ist.

Das Industrie-Museum ist als Projekt einmalig in Europa und wahrscheinlich auch in der ganzen Welt: Auch in Ländern wie England, wo die Fabriken (und später ihre Zusammenbrüche) das Leben der Menschen teilweise noch stärker berührt haben, ist noch kein ähnlich großangelegter Versuch unternommen worden. Daß die Zentrale des Museums für dieses bedeutende Projekt, das auch von vielen anderen Kommunen begehrt wurde, ausgerechnet nach Oberhausen vergeben wurde, ist sicher auch eine politische Entscheidung gewesen: Die Stadt ist bekanntlich vom Strukturwandel arg gerupft worden, ein kleines Trostpflaster könnte da sicher nicht schaden, dachte sich vielleicht der Landschaftsverband Rheinland, der das RIM trägt und finanziert. Zudem fanden sich in Oberhausen räum-



liche Voraussetzungen: Zum RIM-Hauptquartier wurde die alte und architektonisch reizvolle Direktorenvilla an der Hansastrasse erworben, die gleichzeitig als Bibliothek, Fotoarchiv und Verwaltungszentrale dient.

Vom Aufbau der Oberhausener Außenstelle dringt derzeit aus verständlichen Gründen nur wenig nach außen. So ist auch zu erklären, daß sicher nicht jeder Oberhausener von dem angehenden Schmuckstück gleich hinter dem Hauptbahnhof weiß. Doch die Mitarbeiter – derzeit 25 in OB – sind

bienenfleißig, sammeln Maschinen und Arbeitsgeräte, Dokumente und Pläne, Büro-Einrichtungen und Betriebsnächlässe, Firmenprospekte und technische Literatur, Fotos und Erinnerungen aus der ganz gewöhnlichen Arbeitswelt vergangener Tage.

Mittlerweile hat es sich auch bei den Lieferanten, sprich den Unter-

In den Hallen der ehemaligen Zinkfabrik Altenberg hinter dem Hauptbahnhof sollen künftig Ausstellungen zur Industriegeschichte gezeigt werden.

nehmern, herumgesprochen, daß es da ein Museum gibt, das über ausgemusterte Maschinen, die eigentlich gerade auf den Schrott sollten, sehr dankbar ist. In Glücksfällen gingen sogar ganze Fabriken in die Hände des Industriemuseums über: Irgendwann nach der Firmenpleite standen alle Räder still, der letzte hat das Licht ausgemacht, das war's dann. Und wenn Jahre oder Jahrzehnte später die Leute vom RIM das Licht wieder einschalten, scheint es, als wäre erst vor zehn Minuten der Strom abgedreht worden – eine Fabrik im Dornröschenschlaf, wie z. B. in der Außenstelle Euskirchen. Da fühlen sich die Entdecker sicher auch ein klein wenig wie die Archäologen, die gerade in Griechenland einen antiken Tempel ausgegraben haben (dieser Vergleich hinkt übrigens nicht ganz so sehr wie andere, da sich in den vergangenen Jahren die historische Spezial-Disziplin „Industrie-Archäologie“ herausgebildet hat).

Depot im Behrensbau

Wenn die RIM-Fahnder irgendwo ein besonders schönes Stück ausgegraben haben, kommt es erst einmal in das Zentral-Depot, das sich im weit über die Stadtgrenze hinaus bekannten Behrensbau befindet, auf der sich zur „Allee der Industriekultur“ mausernden Essener Straße. Und zu lagern gibt es eine ganze Menge, denn neben Altenberg wollen beispielsweise auch die Außenstellen in der Solinger Gensenschmiede, in der Papiermühle „Alten Dombach“ in Bergisch-Gladbach oder in der Textilfabrik Brügelmann in Ratingen mit Exponaten beliefert werden, die über den Produktionsprozeß „vor Ort“ hinaus die industrielle Entwicklung der Gegend illustrieren.

Was die Oberhausener aber natürlich am meisten interessiert, ist der

Teil der ganzen Unternehmung, den sie in wenigen Jahren selber durchstreifen können: die Fabrik Altenberg. Die Fabrik war von der nicht zuletzt wegen ihres komplizierten Firmennamens recht selten genannten „Societe anonyme des Mines et Fonderies de Zink de la Vieille Montagne“ im Jahre 1855/56 errichtet worden. Die Werksanlage entstand in einer Phase der Industrie-gründerzeit, in der Kapital aus den etwas früher „gestarteten“ Ländern Frankreich und Belgien an die Ruhr floß. Der enorme Vorrat an „schwarzem Gold“, die neugeschaffene Köln-Mindener Eisenbahnstrecke und die günstigen Anbindungen zum Rhein lockten damals viele Unternehmer an.

Ende 1981 schlossen sich dann die Altenberger Fabrik-tore für immer, die Produktion wurde in die Essener Zweigstelle verlagert. In den 130 Jahren, in denen in Altenberg malocht wurde, floßen unvermeidlicherweise auch so manch unfreundliche Substanzen in den Boden: 1987 mußte das Gelände, das der Initiativkreis Altenberg derweil mit einem soziokulturellen Zentrum zu neuem Leben erweckt hatte, erneut geschlossen werden: Es war völlig verseucht oder kontaminiert, wie man heutzutage nicht ganz so besorgniserregend sagt. Mittlerweile sind die Schwermetalle in zeit- und finanzraubender Arbeit mit einer hochkomplizierten Wiederaufbereitungsanlage abgetragen worden, einer gefahrlosen Nutzung steht nichts mehr im Wege.

Und wie diese Nutzung aussehen soll, ist schon einigermaßen klar umrissen: Neben der Dauerausstellung (zur Zinkproduktion im speziellen und zur ruhrgebiets-typischen Metallindustrie im allgemeinen) sollen im Kesselhaus Wechsel-



ausstellungen angeboten werden. Ein großes Stadtmodell wird auf einer Freifläche die Entwicklung Oberhausens anschaulich darstellen. Einen großen Teil der Besucher, so hofft das RIM, werden Schulklassen stellen, die „vor Ort“ neue alte Erkenntnisse über ihre Stadt gewinnen können. Besonders interessierte Gäste werden aber auch die ehemaligen „Altenberger“ sein, die bei der Fabrik spontan eher an endlose Schichten als an ein Museum denken. Einige von ihnen haben sich nach anfänglicher Skepsis sogar zur Spurensuche angeboten und halfen dem RIM mit wertvollen Tips, die Geschichte der Fabrik und ihre Produktionsprozesse zu erforschen. Geradezu zum „wissenschaftlichen Berater“ avancierte der Altenberg-Pförtner, der seit knapp 40 Jahren ein Auge auf den Haupteingang hat und nach Schließung der Fabrik als einziger Beschäftigter seinen alten Arbeitsplatz behalten konnte.

Außenstelle Eisenheim

Doch das Herz des Rheinischen Industriemuseums schlägt in Oberhausen nicht allein für Altenberg:

Die alte Direktorenvilla beherbergt neben der Verwaltung des Rheinischen Industriemuseums auch die Bibliothek und das Fotoarchiv.

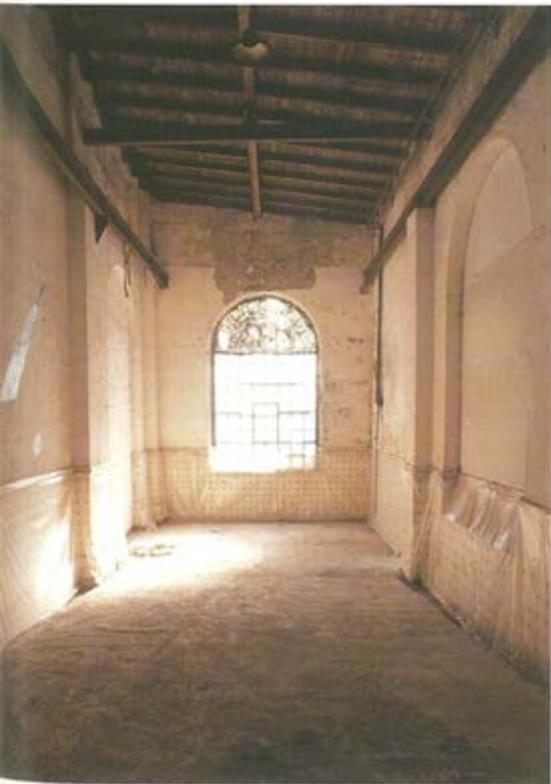
Seit 1989 gibt es bereits eine Außenstelle in Eisenheim, die einen Einblick in die Geschichte der ältesten Arbeitersiedlung des Ruhrgebiets gibt. Von hier aus kann der Besucher – von einem informativen Prospekt geleitet – zum historischen Spaziergang starten und sich in einer Stunde knapp 150 Jahre von den Eisenheimer Gründertagen über den Existenzkampf der 70er Jahre bis zur Gegenwart erwandern.

Nicht weit entfernt von Eisenheim wacht über die Stadt der Gasometer, den sogar schon Heinrich Böll beschrieben hat: Das heimliche Wahrzeichen Oberhausens hat es den RIM-Mitarbeitern besonders angetan, sie brachten sogar ein aufwendiges Poster mit dem Panorama-Foto eines „unbekannten Meisters“ heraus, der vom windigen Gasometer-Dach aus die nach dem Kriege gerade wieder zum Leben erwachende Schwerindustrie foto-



grafiert hatte. Jahrelang dämmerte das wertvolle Dokument hinter einem Getränke-Automaten in der GHH Kantine vor sich hin, bevor es zufällig wiederentdeckt und an das RIM weitergeleitet wurde. Mit dem Poster und einer dazugehörigen Gasometer-„Besteigung“ entfachte das Industriemuseum ein derartig großes Interesse in der Öffentlichkeit, daß die Lokalzeitungen wochenlang mit Geschichten und Bildern zum Gasometer bombardiert wurden; auch der unbekannte Fotograf konnte identifiziert werden. Natürlich plädiert das RIM auch für die Rettung des durch seinen enormen Finanzbedarf (nach vorsichtigen Schätzungen würde eine Komplett-Sanierung 13 Millionen DM

Von Schwermetallen befreit werden derzeit mit hohem Aufwand Böden und frühere Produktionshallen der Zinkfabrik.



verschlingen) bedrohten Riesen-Zylinders, ohne den viele Oberhausener sicher ständig die Autobahn-abfahrt verpassen würden.

Hervorragende Kritiken heimste das Rheinische Industriemuseum auch als Herausgeber des Bandes „Leben im Dunkelschlag“ ein, in dem das „wandelnde Geschichtsbuch“ Johann Grohnke liebenswürdig die Sterkrader Zechensiedlung skizziert. Neben typischen Sterkrader Themen wie „Fronleichnamskirmes“ erzählt Grohnke, wie sich die großen politischen Ereignisse auf das alltägliche Leben der kleinen Leute niedergeschlagen hat: Vom Kapp-Putsch über die Machtergreifung und den Hunger der Nachkriegszeit bis zum Zechensterben. Und da das Leben der Kumpel nicht immer nur mühselig,

sondern oft auch sehr unterhaltsam war, stellt der Autor Originale wie den „Koloniepropheten“ oder „Bohnenkaffee-Jan“ vor.

Wenn es um die Dokumentation der vom Aussterben bedrohten Arbeitsprozesse geht, greifen die RIM-Fachleute natürlich auch zu bewegten Bildern: Mit der Filmkamera waren sie dabei, als in der Sterkrader „Neue Ludwigshütte“ das Erz in Kuppelöfen erschmolzen wurde, kurz bevor die Produktion auf moderne Methoden umgestellt wurde. „Eisen muß laufen“ heißt das Ergebnis, das sich im wahrsten Sinne des Wortes sehen lassen kann. Alle diese zusätzlichen Aktivitäten des Industriemuseums könnte man natürlich als „Warmmachen“ für den großen „Tag X“ betrachten, wenn es in Altenberg richtig losgeht, wenn das Museum auch wirklich ein Museum bieten kann. Doch auch später wird das RIM außerhalb seines Sitzes in der Oberhausener Geschichte forschen, die nur wenige Generationen entfernt ist, manchmal aber schon nach Mittelalter klingt.

Und immer soll beim Industriemuseum auch die menschliche Komponente der Geschichte im Vordergrund stehen, wie es beispielsweise Milena Karabaic vor machte: Die RIM-Referentin für Öffentlichkeitsarbeit, die ungefähr noch 17 andere Aufgaben hat, stolperte eines Tages im Garten der Altenberg-Villa über eine völlig verrostete Kaffeekanne von anno Tobak, die ein Arbeiter wohl irgendwann verloren hatte. Die Kanne steht mittlerweile im Arbeitszimmer der Kunsthistorikerin und macht sich bedeutend besser als irgendein Designer-Firlefanz oder Kunstdrucke von Malern, die in ihrem Leben nie eine Fabrik von innen gesehen haben.

ERZÄHLEN VON MENSCHEN UND MÄRCHEN

*Unser Theater startet
in eine neue Zeit*

MICHAEL SCHMITZ

„Ich freue mich, euch im neuen Haus, das das alte umgebaute ist, zu begrüßen und möchte euch ein Zitat aus der Presse vorlesen: 'Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird die Stadt Oberhausen im Konzert der westdeutschen Theater in der kommenden Spielzeit ein wichtiges Instrument spielen. Die Proben sind in vollem Gange, das neue Haus selbst sieht seiner Vollendung entgegen. Bühne und Zuschauer-raum erhalten den letzten Schliff.' Dieses Zitat stammt aus der Westfälischen Rundschau vom 13. August 1949. Und ich denke, damit ist alles gesagt. Es ist doch erfreulich festzustellen, mit welcher prognostischer Schärfe die Presse die Zukunft gelegentlich vorhersagen kann.“ Mit diesen Worten begrüßte Klaus Weise Anfang September die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Oberhausener Theaters am ersten Arbeitstag nach der Sommerpause.

Es war kein Tag wie jeder andere, auch kein Anlaß wie jeder andere.

Unser Theater startete in eine neue Zeit. Strukturwandel, Kulturwandel, Theaterwandel. Lassen wir, im kurzen Abriß die Geschichte Revue passieren. 1920 wurde das Oberhausener Theater gegründet, ein Intermezzo als Drei-Städte-Theater im Verbund mit Hamborn und Gladbeck scheiterte schon nach einem Jahr. Die Ära eines eigenständigen Vollspartenbetriebes begann, und mit ihr eine wechselvolle Geschichte, immer wieder geprägt auch von Strukturüberlegungen, die Streichung der einen oder anderen Sparte zugunsten der anderen oder einen Sparte zum Inhalt hatten.

Dahinter stand, das darf nicht verschwiegen werden, das Bemühen der Kommunalpolitiker, in einer finanziell ja nun wahrlich nicht auf Rosen gebetteten Stadt die Quadratur des theatralischen Kreises zu schaffen. Brauchen wir Ballett oder Oper, Schauspiel oder Musical, Operette oder Kinder- und Jugend-

theater. Brauchen wir überhaupt ein Theater? Oder besser noch: Braucht Oberhausen überhaupt ein Theater? Müßig ist es wohl, über eine solche Frage überhaupt nachzudenken. Natürlich braucht eine Stadt mit knapp einer Viertelmillion Einwohnern ein Theater. Welches Theater? Diese Frage ist zum Beginn der Spielzeit 1992/93 kulturpolitisch beantwortet worden. Oberhausen braucht ein Sprechtheater, ein Schauspielhaus. Auch wenn die Entscheidungskriterien weitgehend weniger inhaltlicher denn finanzieller Art waren, sie kamen und kommen nicht von ungefähr.

Und der künstlerische Erfolg des Spielzeitauftaktes gab den Architekten des Schauspielhauses recht. Klaus Weise selbst inszenierte die Eröffnungspremiere, und der Intendant des neuen Sprechtheaters zeigte sich verwegen genug, mit Heinrich von Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“ den Wechsel vom Musik- zum Sprechtheater radikal zu vollziehen, eines der sperrigsten Stücke der deutschen oder preußischen Literatur eigentlich an den Anfang zu stellen. Die eher zwiegespaltene Reaktion der deutschsprachigen Rezensenten-Elite zeigte dann auch gleich den Weg in die Zukunft. Das Schauspiel will an eine große Tradition anknüpfen, an die Sechziger Jahre vor allem, an die Ära des legendären Günther Büch, jenes „enfant terrible“ in der noch jungen Nachkriegszeit des Theaters, das hier Peter Handke für das Theater entdeckte, sich den Klassikern der Theaterliteratur respektlos näherte, sie nach Strich und Faden auseinandernahm und, weil's in die Zeit paßte, Schillers „Räuber“ kurzum auch mal als Rocker-drama inszenierte.



„Prinz Friedrich von Homburg“ –
Sabine Weithöner, Matthias
Kniesbeck (oben).

„Deda, der Schneemann“ –
Martin Skoda (rechts oben).



Für Weise gewiß ein Stück Nostalgie auch, Bewältigung und Erinnerung gleichermaßen an seine Jugend, die ihn, in Mülheim aufwachsend, immer wieder auch ins Oberhausener Schauspiel gehen ließ. Eben wegen dieser großen Zeit, wegen dieses Günther Büch. Und wieder sei der Intendant des neuen Schauspiels zitiert: „Als ich gefragt wurde, ob ich mich für die Intendanz eines Schauspiels in Oberhausen interessiere, habe ich mir als erstes das Haus angeschaut, das ich seit Günther Büchs legen-

därer Dreigroschenoper-Inszenierung nicht mehr besucht hatte.“

Aber es war ja nicht nur der kleine Dicke mit dem fettigen Haar, der die Schauspielgeschichte letztlich dann doch über die Historie des Musiktheaters hebt. Da gab's schon 1949 einen jungen, gertenschlanken Mimen, der hier als Ferdinand in Schillers „Kabale und Liebe“ debütierte, der im Laufe der Jahre, natürlich nicht mehr im Ensemble, sowohl als Darsteller wie als Mensch an Gewicht gewann, der „sich ja sonst nichts gönnt“ und Günter Strack heißt. Und da agierte hier eine Carmen-Renate Köper, die ebenfalls Karriere machte, heuer am Schauspiel in Frankfurt engagiert ist. Günther Ungeheuer, der Bösewicht vom Dienst, der doch vielmehr ein großer Charakterdarsteller war, Wolfgang Reichmann, vielleicht einer der profiliertesten Menschenbildner der Nachkriegs-

zeit im deutschen Theater, Joachim Hansen, der auf der Leinwand heimliche Erfolge feierte, Diana Körner, Günther-Maria Halmer, Sigi Solbach oder Diether Krebs, die Liste der Namen derer, die für Oberhausen das Sprungbrett zu einer großen Laufbahn war, sie ließe sich beinahe endlos fortsetzen. Oder haben die gar nicht mal so „alten“ Schauspielern vergessen, daß hier gleich zweimal ein Günter Lamprecht engagiert war, der seit Jahren im Film, vor der Fernsehkamera und auf der Bühne triumphale Erfolge feiert? Ist ein Dieter Dorn, der hier in Oberhausen Regie führte und nicht erst zu den großen Schauspielgestalten unsere Zeit gehört, seit er (seit 1983) Intendant der Münchner Kammerspiele ist, keine Rechtfertigung, die Sprechtheater-Tradition in Oberhausen wieder aufleben zu lassen?

Ja, er ist es. Dennoch darf nicht verschwiegen werden. Der Abschied vom Musiktheater war ein schmerzlicher, er ist es heute noch, gerade in einer Stadt, in der der Anteil der älteren Menschen wächst, der Menschen, die „Dein ist mein ganzes Herz“ lieber hören als Berufsjugendliche Hardrockcafé-Jacken tragen. Das Publikum hier hat seine Musikerinnen und Musiker nicht nur geschätzt, es hat sie geliebt, die Sängerinnen und Sänger vor allem, allen voran Ernst Koschnitzke, der unter dem Markenzeichen „Koschi“ so etwas wie ein todsicherer Garant für den Publikumerfolg war. Ich kann mich noch an eine Antwort erinnern, die ich dem damaligen Intendanten Dr. Fritzdieter Gerhards gab, als der mich fragte, wie er denn in ganz erheblichem Umfang Kosten einsparen könne: „Fritzdieter“, riet ich ihm bei Gerstensaft und zwiebelbelagten Speckschnittchen am Flip-

perautomaten, „laß' dir in der Technik eine Puppe bauen, den Namen 'Koschi' draufpinseln, schiebe sie auf die Bühne und spiel' dazu vom Band die 'Fledermaus'. Jeden Abend hast du den Laden ausverkauft.“ Er hat nicht auf mich gehört, verwegen wäre es gleichwohl zu behaupten, daß wegen dieser „Ignoranz“ das Musiktheater geschlossen wurde.

Da gab es der Ursachen andere. Die finanzielle, sie war die eine Seite. Unter dem Damoklesschwert des Regierungspräsidenten konnte ein einige Millionen Mark im Vergleich zum Schauspiel kostenaufwendigeres Musiktheater kaum überleben. Die verdammte Pflicht zur Haushaltskonsolidierung rationalisierte das „Theater nach Noten“ einschließlich seines hochbemühten Orchesters auf die Straße. Den Penunzen allein den schwarzen Peter in die Schuhe schieben zu wollen, wäre dann allerdings doch zu ungerecht. Zunehmend war im Laufe der späten achtziger Jahre deutlich geworden, daß vor allem die jungen Politiker/innen in unserer Stadt, gerade die der sozialdemokratischen Mehrheitsfraktion, die hier ja nun einmal das Sagen hat, nicht unbedingt mit Herzblut an Oper oder Operette hingen. Sie wünschten sich ein aggressives, inhaltlich wie ästhetisch Aufsehen erregendes Theater. Das war im Rahmen der vorhandenen Gelder mit dem Musiktheater nicht zu machen. So war der Ratsbeschluß, das Musiktheater zugunsten eines Schauspiels aufzugeben, nur die politisch konsequente Entscheidung. Ob sie im Kontext einer ständig wachsenden Freizeit, einer Zunahme des Anteils der immer jünger werdenden älteren Generation an der Oberhausener Bevölkerung, auch kulturpolitisch den Fragen

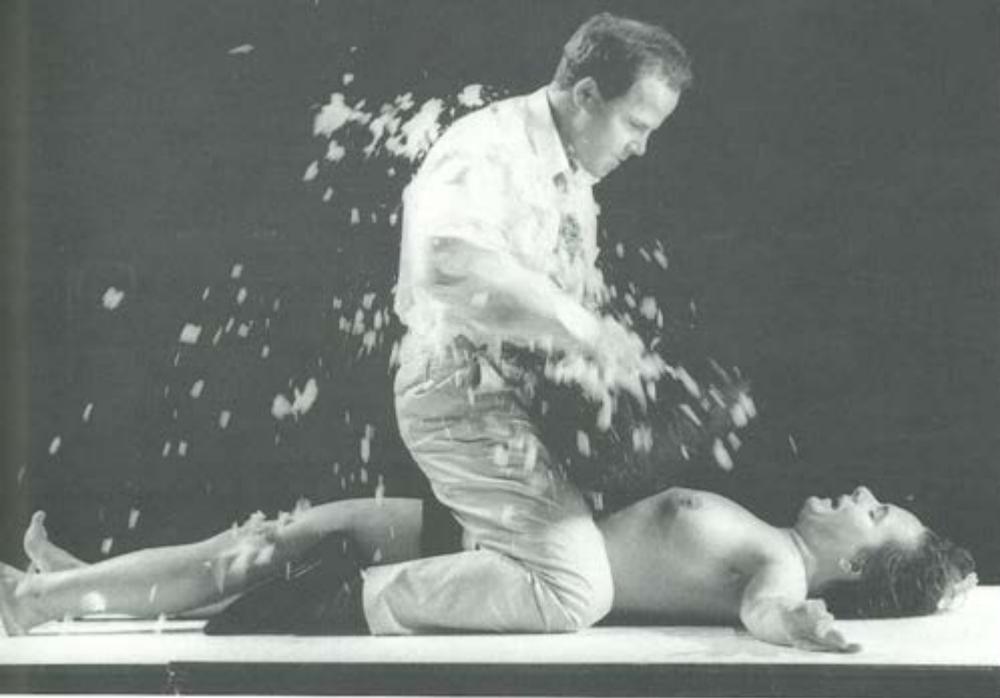
der Oberhausener Geschichte standhalten kann, wird die Zukunft zeigen.

Den Erfolg der ersten Premieren des noch jungen Schauspiels dürfen nostalgische Gedanken nicht trüben. Intendant Klaus Weise und sein weitgehend neues Team setzen auf Konflikt, auf die Auseinandersetzung mit einem aggressiven Alltag, der in den späten Sechzigern und den Siebziger Jahren schon einmal nicht nur die deutschsprachige Theaterliteratur prägte, der dann beinahe ein sattes Jahrzehnt zu ruhen schien und nun aktueller zu werden droht denn je. William Mastrosimones Erfolgsstück „Extremities“ reiht sich in die literarische Saat der Gewalt nahtlos ein. Die Oberhausener Aufführung erlebte er lebt(e) in Friderike Vielstichs Inszenierung einen großartigen Publikumserfolg. Und auch Ibsens „Gespenster“, ebenfalls eine der Anfangspremieren in Oberhausen, sind letztendlich in ihrer latenten zwischenmenschlichen Bedrohung zeitlos aktuell.

Wo die Inhalte neu formuliert werden müssen, darf das Outfit nicht zurückstehen. Etwas mehr als sechs Monate Zeit hatten Handwerker, dem Theater ein verändertes Aussehen zu verpassen, das sich die Stadt mit satter Hilfe des Landes immerhin etwa 4,2 Mio. Mark kosten ließ. Kein großes Geld, wenn ein 40 Jahre altes, technisch und (gebäude-)substantiell veraltetes Theater aufgemöbelt werden soll. In einem Kraftakt, der in dieser Stadt, was Kosten- und Zeitdisziplin angeht, seinesgleichen sucht, wurde das Meisterstück vollbracht. Pünktlich Anfang September konnte das neue Haus, das das alte umgebaut ist, vorgestellt werden, mit technischen und optischen Innovationen.

Erstere bedingen vor allem das um einen Meter verbreiterte Bühnenportal, die hydraulisch versenkbare Vorbühne im ehemaligen Orchestergraben und die „Z-Bühne“, die von dort aus Licht auf das theatralische Geschehen wirft, wo bis dahin der üppige Kronleuchter über den Köpfen des Parkett-Publikums baumelte. Die Zahl der Plätze wurde um etwa 200 auf rund 450 reduziert, das Große Haus präsentiert sich den Besucherinnen und Besuchern in warmen, miteinander korrespondierenden Lila-Tönen, postmodern aufgebrochen von der pinkfarbenen gestützten Z-Bühne. Auch der Foyer-Bereich wurde neu, kommunikativer als multikulturelles Zentrum gestaltet, zu betreten ist es künftig in erster Linie vom neuen Haupteingang, der über den Ebertplatz führend fließend von der nicht mäßig befahrenen Sedanstraße ins Theater mündet.

„Ihr Auftritt“ möchte man dem Publikum zurufen. „Auftritt“ nennt sich auch das neue Theatercafé, das im alten Kassenfoyer im hochmodernen Stil ganz klassisch verwöhnt, gesteuert von Walter Schwill, der ja schon das Theaterrestaurant „Falstaff“ allen Stolpersteinen trotzend zu einer Adresse nicht nur im Rathaus- oder Marienviertel geführt hat. Daß in und um seine Gastronomie herum Intendant Klaus Weise das neue Schauspiel nicht nur als Geschehen nach sieben, acht, neun Premieren versteht, daß er Theater als Kultur und politische Kultur rund um die Uhr will, gekoppelt mit Kino, Literatur, Bildender Kunst und was weiß ich sonst noch, gibt dem Schauspiel eine neue alte Note. Dann eben doch noch einmal Nostalgie: Schon Günther Büch wußte, daß „Don Carlos“, „Irma la Douce“ oder



„Extremities“ –
Mario Gremlich, Anna
Magdalena Fitzi.



„Gespenster“ –
Franz Xaver Zach,
Markus Dietz,
Eleonor Holder
(v.l.n.r.)

„Glaube, Liebe,
Hoffnung“ – Hans
Matthias Fuchs,
Susanne Bredehöft,
Stefan Hufschmidt
(v.l.n.r.).



Bonds „Gerettet“ allein noch kein Theater machen, daß man sein Publikum mehr ins Theater holen als im Kindergarten besuchen mußte. Und daß all dies eben auch der Subventionen bedarf, der Steuergelder halt. Dazu noch einmal Klaus Weise: „Wir bekommen öffentliche Gelder nicht, um zu beweisen, daß wir wirtschaftlicher arbeiten können als Cats und Starlight-Express, das können wir nicht, sondern

– um eine Tradition zu pflegen, die mit Sprache zu tun hat, ihrer Schönheit, ihrer Zertrümmerung und ihrer noch nie dagewesenen Neuformulierung;

– um von Menschen und Märchen zu erzählen, die im Zeitalter der schnellen Medien nicht wert sind, in Vergessenheit zu geraten, weil sie von den großen Mythen der Menschheit berichten;

– um Räume von Phantasie und Freiheit zu skizzieren, die zu benennen Menschen in engeren und funktionalisierten Lebenszusammenhängen häufig unmöglich wird oder schwerfällt;

– die Wirklichkeit, daß Hier und Jetzt, illusionslos zu beleuchten und somit auf die Möglichkeit ihrer Verbesserung zu verweisen und

– dies alles unterhaltend zu tun, nämlich im Wechsel zwischen Intelligenz und Naivität, Albernheit und Ernst, Poesie und Glosse, Röntgenbild und Verzauberung, Ratlosigkeit und Hoffnung.“

Wer will dem Oberhausener Schauspiel versagen, daß vor ihm eine große Vergangenheit liegt? „Wir spielen immer“ betitelt ein aus Oberhausen stammender Mime, einer der größten der Zeit, dessen Sohn hier ebenfalls erste Bühnensporen verdiente, seine Memoiren. Geben es die Musen, daß Will Quadflieg nicht irrt.

WENN BATMAN MIT PUMUCKEL „TURTELT“

25 Jahre Kinderkarneval
in Osterfeld

ASTRID KNÜMANN

Pappnasige Jecken konkurrieren mit schweren Matrosen und leichten Mädchen auf Oberhausener Straßen – das macht nur der Karneval möglich. Aber was tun die Kleinen, wenn die gute Laune überschwappt und die Großen ausgelassen „ihren“ Karneval feiern?

Diese Frage stellte sich anno 1939 auch Elisabeth Jansen, und sie fand eine ebenso simple wie geniale Antwort: Die engagierte Frau rief den Osterfelder Kinderkarneval ins Leben, der seither genauso zur fünften Jahreszeit in unserer Stadt gehört wie die fellbekleideten Wikinger oder die beschwingten Gardemädchen beim großen Umzug in der City.

Seinerzeit mußte Elisabeth Jansen noch Berliner Ballen und Kakao für die Lütten bei den Geschäftsleuten mühevoll „erbeteln“, heute prasseln Bälle, „Blömscher“, Kamelle und andere Leckereien gleich tonnenweise auf die Narrenschar am Wegesrand nieder.

Wer als Kinderkarnevalsprinz einst die Jecken leiten wollte, stand zunächst einmal in der Pflicht, ein Gedicht besonders gut aufsagen zu müssen, erst dann konnte der Bewerber die begehrte Krone des Prinzen ergattern. Dann aber hatte der Glückliche die Qual der Wahl und durfte sich unter den Mädchen im Saal seine Prinzessin aussuchen. „Einstellungsbedingung“ für das hohe Amt der weiblichen Regentin war allerdings, das tollste Kostüm des Nachmittags zu präsentieren.

Als Gründungsjahr des Kinderkarnevals ging das Jahr 1939 in die Annalen ein; dennoch konnte anno 1992 erst das 25jährige Bestehen dieser närrischen „Institution“ gefeiert werden: Auch das jecke Treiben der Kleinen blieb nicht ungetrübt; der Zweite Weltkrieg stoppte den Umzug der guten Laune, und erst Anfang der 60er Jahre konnte die Narretei der „Kids“ wieder mit Volldampf zu neuen närrischen Ufern aufbrechen.



Am Samstag vor dem Umzug der Großen steht der Kinderprinz im

Mittelpunkt des närrischen Treibens. In Osterfeld geht dann die „Post ab“.





Willi Metzen gilt als „Vater“ dieser zweiten Phase des Kinderkarnevals. Bescheiden ging es damals noch zu, wenn sich der närrische Zug in Bewegung setzte: Als größter Wagen im Troß fiel ein VW-Pritschenwagen auf – heute ziehen kräftige Lkw, Trecker oder Sattelschlepper die Prunkwagen.

Auch die Musik hört sich heute ganz anders an als anno dazumal: Wo einst Stadtprinz Fritz Köpper mit einem selbstgesungenen „Bi-Ba-Butzemann“ das Publikum begeisterte, erklingt heute fetziger Disco-Sound und lädt die Kinder ein, selbst aktiv zu werden.

Vieles hat sich in den vergangenen Jahren geändert. Im eigentlichen Jubiläumsjahr 1991 erstickte ein weiterer Krieg das närrische Treiben im Keim: Der Golf-Krieg stoppte die Vorbereitungen für ein rauschendes Geburtstagsfest, das nun ein Jahr später nachgeholt wurde.

In jedem Jahr lockt der Kinderkarnevalszug mehr als 80 000 Besucher aus nah und fern in unsere Stadt, und der Ideenreichtum der Nachwuchsjecken steigerte sich vor allem in den letzten Jahren: der nachtschwarze Batman, knallgrüne Turtles und der kunterbunte Pummel gehören heute zum selbstverständlichen Outfit-Repertoire der Kinderkarnevals-Kids.



PICASSO FÜR DEN EIGENEN „PALAZZO“

*Artothek im Schloß wirbt
für Interesse an Kunstwerken*

KLAUS MÜLLER

Es war halt schon immer etwas teurer, einen besonderen Geschmack zu haben. Wenn man ihn nun mal mag, den Joseph Beuys, wohin denn sonst mit der Knete, beim Zeus! Oder es muß eben ein Werk sein von Marc Chagall, da ist dann eh' jede Mark egal! Oder Heinz Mack – zack, schon wieder ist ein halbes Vermögen dahin, der helle Wahnsinn! Oder doch lieber ein Pablo Picasso – für den eigenen Palazzo? Wer sich dann noch verausgabte für 'nen HA Schult – selbst Schuld! Geduld, nur Geduld! Selbst die rosarot erkaufte Bahnfahrkarte zum Louvre nach Paris ist ihr Geld nicht wert: Machen Sie doch einfach kehrt! Ein „Ticket 2000“ zum Schloß und zurück – das ist für den Oberhausener Bildliebhaber kein „Kunststück“, zum Glück! Denn dorthin zu fahren, das lohnt den weitesten Weg – schließlich hat sie regelmäßig geöffnet, die Artothek!

Hier war es halt schon immer etwas preiswerter, einen besonderen

Geschmack zu haben. Zugegeben: Im hinteren Teil des Schloßhofes geht es gedrängter zu als im Pariser Louvre, dafür genügt aber auch eine gute Stunde, um sich einen kompletten Überblick zu verschaffen. Und für die in der Seine-Metropole zwingend notwendigen Übernachtungskosten kann man sich „vor Ort“ Beuys, Chagall, Mack, Picasso oder HA Schult nebeneinander an die heimischen vier Wände hängen. Das paßt zwar nicht zueinander, aber über Geschmack läßt sich ja bekanntlich nicht streiten.

Donnerstagnachmittag, der erste des Monats, 16 Uhr: Was für den Kulturpalast der französischen Hauptstadt die Freitreppe ist, sind für das Oberhausener Schloß ein paar zwar steile, dafür aber auch herrlich knarrende Stufen. Oben angekommen, bitte nicht nach links, wo eine einsam vor sich hinschnaufende Kaffeemaschine heißes Wasser über eine wohlriechen-

de Teemischung ergießt. Stattdessen: Scharf rechts halten! Da erwartet einen zwar kein kulinarischer Genuß, dafür aber einer der künstlerischen Art. „Ich würde mich gern' einmal etwas umschauen“, verrät der junge, im schicken Sakko gekommene, nicht erst seit der Bewältigung der Treppe durchtrainierte erscheinende Besucher. „Ja, das wollt' ich auch grad' sagen“, läßt der in Jeans und aufgeknöpftem Hemd wartende „Hausherr“ seinen Gast zum Verweilen ein.

„Gehen Sie doch einfach mal durch die einzelnen Kemenaten und versuchen Sie dabei, die Scheuklappen aufzusetzen, um ein Bild so richtig auf sich einwirken zu lassen. Und wenn Fragen auftauchen sollten – dann wenden Sie sich vertrauensvoll an mich, dafür bin ich hier!“ Das macht Mut. Gerhard Lohmann, künstlerischer Betreuer der Artothek im Schloß Oberhausen, weiß, wie schwer es ist, sich auf engstem Raum mit über 300 Exponaten der unterschiedlichsten Stilrichtungen auseinanderzusetzen. Doch dafür kommen die Besucher. Bürger wie Du und ich, die allesamt zweierlei gemeinsam haben: Eine oder mehrere weiße Flecken an den heimischen Wänden, und den Wunsch, diesen oder diese – zumindest vorübergehend – „malerisch“ zu gestalten.

Retrospektive: Es war schon immer ein besonderes Privileg der Stadt Oberhausen, Vorreiterfunktionen zu übernehmen. Und so verwundert es eigentlich kaum, daß die örtliche „Artothek“, spricht: eine Einrichtung, wo sich schlichtweg jeder Kunstwerke nach seinem persönlichen Geschmack für eine begrenzte Zeit und vergleichsweise billiges Geld ausleihen kann, die siebte in der ganzen Bundesrepublik war. 1977 erfolgte der ent-



Die Qual der Wahl in der Artothek: Dicht gedrängt hängen die verschiedensten Stilrichtungen nebeneinander. – Gerbard Losemann, künstlerischer Betreuer, stellt auch handwerkliches Geschick unter Beweis, damit nichts „aus dem Rahmen fällt“.

sprechende Ratsbeschuß, auf diese „Art“ und Weise die Bürgerinnen und Bürger für Kunstwerke zu interessieren, ihnen die Möglichkeit zu geben, sich mit bis dato tatsächlich nur von Ausstellungen her bekannten Objekten in den heimischen vier Wänden zu beschäftigen.

15.000 Leihgaben

Ob Beuys, Chagall, Mack, Picasso oder HA Schult – ob die vergleichsweise einfache niederrheinische Landschaft oder das ultramoderne Gebilde aus aneinandergereihten,

weißen Flächen, das allenfalls noch die Dicke des Staubes, die den Glasrahmen ziert, Farbe bekennen läßt: Alles sollte zu haben sein, zum Einheitspreis von 2,50 Mark pro Monat. Die Rechnung ging auf: Über 15.000 Leihgaben, die in den vergangenen 15 Jahren für maximal sechs Monate den „Besitzer“ wechselten, sprechen eine deutliche Sprache. Rund 900 Exponate bilden mittlerweile den Bestand, und sie alle sind auf DIN-A-4 groß, mit vielen Informationen über Künstler, Motiv, Stilrichtung, Maltechnik und Versicherungswert versehen Karteikarten archiviert.

Auch wenn durchschnittlich ein Drittel der Arbeiten permanent auf Achse ist: Um jedes Bild für sich wirken lassen zu können, müßten vom Louvre her bekannte Platzverhältnisse zur Verfügung stehen. Allein: Die entsprechenden Räumlichkeiten fehlen. Hier baumelt der Langowski nur wenige Zentimeter vom Chagall getrennt, und der Kurowski – ja, auch Oberhausener Künstler und Künstlerinnen sind mit von der Partie – läßt bei Gefallen des geneigten Betrachters den Picasso von nebenan glatt hängen. Für bis zu maximal drei Werke kann man sich entscheiden. Und mit ein wenig Glück sogar über die maximale Leihdauer von sechs Monaten hinaus: Handelt es sich nämlich beispielsweise um eine Jahresgabe des Kunstvereins Oberhausen, läßt sich über einen eventuellen Ankauf verhandeln. Auch Werke des künstlerischen Betreuers der Artothek und freischaffenden Malers Gerhard Losemann aus Duisburg sind zu finden. Doch „Werbung in eigener Sache“ gilt nicht – und käme ihm auch gar nicht in den Sinn. „Der persönliche Geschmack soll entscheiden. Nicht mehr und nicht weniger.“



Er hat sich entschieden: Mit zwei Bildern unterm Arm, läßt sich Sven Köbler, jener durchtrainierte junge Mann im schicken Sakko und als Oberhausener Leichtathlet in Sportlerkreisen bestens bekannt,

„Dies da hätte ich gerne für sechs Monate“! – Hat sich der Kunstliebhaber erst einmal für ein Werk entschieden, sucht Gerhard Losemann die entsprechende Karteikarte heraus. Ordnung muß sein!



als 1006. „Kunde“ der Artothek neu registrieren. Die Vorlage des Personalausweises genügt, schon wandern „seine“ Kunstwerke in einen kleinen, unscheinbaren Raum, wo zwei fleißige Helferinnen maßgerechte Stücke von einer dicken Rolle mit Wellpappe abschneiden und diese um die Rahmen wickeln, damit die Exponate beim Transport keinen Schaden erleiden.

Stilrichtungen

In der örtlichen Tageszeitung habe er von der Einrichtung im Schloß Oberhausen gelesen. Und da an den Wänden seiner Wohnung noch viel Platz sei, wäre er einfach mal vorbeigekommen. „Von der Vielfalt der Stilrichtungen und den doch recht günstigen Gebühren bin ich angenehm überrascht“, zieht er nach seinem ersten Besuch ein positives Fazit. „Für die paar Mark, die das kostet, kann das doch gar nichts sein“, hatten ihm ein paar Freunde zuvor noch mit auf den Weg gegeben. Aber: Pustekuchen! „Außerdem“, vermerkt Sven Köbler beim Hinausgehen in gespannter Erwartung, wie sich die von ihm ausgewählten Bilder wohl

„Gut verpackt ist halb gewonnen“, Brunhilde Hillen (links) und Anneliese Spellmeyer (rechts) packen die wertvollen Werke vor dem Transport in Wellpappe ein.

im heimischen Wohnzimmer machen werden, „außerdem ist es doch viel schöner, sich in regelmäßigen Abständen mit jeweils neuen Kunstwerken auseinandersetzen zu können, als auf ein gekauftes Objekt das ganze Leben schauen zu müssen!“

Ähnlich argumentiert auch Ute Mathwig: Seit zwei Jahren kommt sie alle sechs Monate bei der Artothek vorbei, um nach neuen Stücken Ausschau zu halten. „Meine Gäste merken sofort, wenn ein neues Bild in der Wohnung hängt.“ Apropos neu: So zwischen drei und sechs Werke kann Gerhard Losemann jährlich neu anschaffen. Für mehr reicht der knappe Etat leider nicht aus. Dabei hält er vor allem Ausschau nach möglichst preisgünstigen Originalen. „Die sind zwar in der Regel einen Hunderter teurer als ein Druck, gehen dafür aber auch wesentlich besser.“

Die Kemenaten der Artothek füllen sich zunehmend, der Tee wird leider kalt. Denn eine Dame, so um

die vierzig, hat noch nichts Passendes gefunden. „Etwas Naturalistisches sollte es sein“, läßt sie Losemann wissen. Der fischt zielstrebig einen Rahmen aus einem dicken, auf dem Boden aneinander gelehnt stehenden Packen von Bildern heraus, für die an den Wänden kein Platz mehr ist. „Ist das hier schon zu abstrahierend?“ Die Kundin geht ein paar Schritte zurück, schaut einmal, ein zweites Mal – und nickt ablehnend. „Nein, das ist nicht mein Fall!“ Weitersuchen. „Wär' doch gelacht, wenn wir hier nichts finden würden“, läßt Losemann den Mut nicht sinken. „Dies hier, das ist eine Art Chagall – geht etwas ins Surreale.“ Die Betrachtungs-Zeremonie wiederholt sich, doch diesmal hat's gefunkt. „Das kann man mal 'rausstellen!“ Bingo!

Wer nutzt denn eigentlich so alles das Angebot der Artothek? „Ganz unterschiedlich“, erklärt der künstlerische Betreuer. „Die Palette reicht vom Feuerwehrmann bis zum Manager.“ Und für beide Fälle hat Gerhard Losemann gleich die passende Story parat: „Der Brandbekämpfer gibt uns die Bilder nach sechs Monaten stets in von ihm selbst frisch gestrichenen Rahmen zurück.“ Und der Top-Geschäftsmann? „Der verriet uns schon bei der Ausleihe, daß er den Picasso eigentlich nur für einen Tag benötige. Sein Direktor hatte sich nämlich zum 'Hausbesuch' angemeldet, und da sollte doch wenigstens etwas Wertvolles an der Wand hängen.“

Hier, in der Artothek im Schloß Oberhausen, war es halt schon immer etwas preiswerter, sich – auf welche „Art“ und Weise auch immer – mit der Materie „Kunst“ zu befassen. Ob als Hobbyist oder als Illusionist, um zu studieren oder um zu brillieren, ob „heiß“ auf Mack – oder halt auf Zack!

IMMER GERADEAUS

*Eine Erzählung aus Robert Ciuraj's
abenteuerlichem Fliegerleben*

MICHAEL SCHMITZ

Die „Rockwell Commander“, ein Juwel der einmotorigen Zunft, hat offensichtlich einige Wochen im Hangar geschlafen. Sandmännchen war wohl viele, viele Male da, denn als der dem Lebensalter nach „ältere Herr“ sie ans sonnige Licht des Flughafens Essen/Mülheim zieht, da blinzelt sie uns aus staubbedeckten Augen an. Robert Ciuraj, soeben 75 Jahre jung geworden, rückt seinem fliegenden Liebling mit Schwamm und Wasser zu blechernem Leibe. Nein, das ist kein Waschen, kein grobschlächtiges Putzen. Nachgerade liebevoll streicht der grauhaarige Pionier der Lüfte den eleganten Vogel, der ihn schon unzählige 1000 Kilometer weit getragen hat, „über den Wolken muß die Freiheit wohl grenzenlos sein“. Seit fast 55 Jahren hat diese Ballade vom Fliegen für Robert Ciuraj Gültigkeit, vor wenigen Monaten erst hat ein Arzt seine Flugtauglichkeit nach penibler Prüfung zum soundsovielsten Male verlängert, erst einmal bis 1994.

Am 14. November 1917 wurde Robert Ciuraj geboren, in Duisburg. Gerade mal zwei Jahre alt war er, als er nach Oberhausen zog, weil seine Eltern nach Oberhausen zogen. Der Vater war Bergmann, nach dem Krieg auch Gesamtbetriebsratsvorsitzender. Hier in Oberhausen ging er zur Volks-, dann zur Mittelschule, machte die mittlere Reife und dann eine kaufmännische Lehre. Nach dem zweiten Weltkrieg findet er einen Job bei einer Münchner Stahlbaufirma, in Bayern stellt er die Weichen für eines seiner Leben, als er ebendasselbst im Chiemgau eine Frau kennenlernt, die seine Ehefrau wird, die ihm eine Tochter und einen Sohn schenken wird. Der Sohn ist Diplom-Sportlehrer, arbeitet an der Landesblindenschule in Düren, die Tochter ist Studienrätin in Köln. 16 Jahre lebt Robert Ciuraj mit seiner Frau in Rosenheim, rühmt heute noch die tollen Badeseen dort, die regelmäßig besucht werden, wenn die Ciurajs mit dem Wohnwagen unterwegs sind. 1954

kommt er zurück ins Revier, wird Handlungsbevollmächtigter der Firma Hoesch, nimmt seinen Wohnsitz in Oberhausen. 27 Jahre später setzt er sich zur Ruhe und ist das, was er seit 1938 ist, „ständig auf Achse“.

Das berufliche Leben des Robert Ciuraj läßt sich damit abhaken, das private schützt er weitgehend vor lästigen Fragen. So bleibt das dritte, das Pilotenleben. Das beginnt am 17. Mai 1938, da fliegt er das erste Mal: „Nie werde ich meinen ersten Alleinflug vergessen, der Doppeldecker hatte rote Fähnchen an den Tragflächen und ich habe aus Leibeskräften gesungen. Der Weg zum selbständigen Flugzeugführer vollzieht sich konsequent. Mit zwölf Jahren fängt der kleine Robert als Flugzeugmodellbauer an, mit 16 wird der schon größere Robert Mitglied der Jugend-Segelfluggruppe im Deutschen Luftsportverband, drei Jahre später meldet er sich freiwillig zur Deutschen Luftwaffe, läßt sich zum Flugzeugführer ausbilden. Von 1939 bis 1944 ist er als Kampfflieger im Einsatz, an der West- und an der Ostfront, auf dem Balkan und über dem Mittelmeer. Über Liverpool haben sie ihn mal zusammengeschnitten, da findet er nur noch mit Hilfe des Kompasses zurück nach Frankreich, wo er mit seiner trudelnden Maschine einen rettenden Flugplatz erreicht.

Dann wird er als ehemaliger Kampfflieger erst mal am Boden festgenagelt, reichlich zehn Jahre lang darf er den Steuerknüppel nicht mehr in die Hand nehmen. Im Juli 1955 bekommt er die Fluggenehmigung, und es dauert nicht einmal zwei Monate, da geht er wieder in die Luft, mit einem einmotorigen Sportflugzeug. Davon hat er bis heute reichlich mehr als 60 unterschiedliche Typen geflogen, ein



geld, die auch die grenzenlose Freiheit über den Wolken schätzen, aber eben nicht mit den fliegerischen Kenntnissen des Robert Ciuraj ausgestattet sind, der Karten und Unterlagen hat über alle Flughäfen der Welt, seien es nun die großen in den Metropolen New York, Paris, London oder München, seien es die kleinen in den Anden oder auf dem schwarzen Kontinent. Und so setzen sie den Traum vom Fliegen mit Hilfe des Osterfelders um, der seit zig Jahren in einer wunderschönen Wohnung, die viele wertvolle Erinnerungen schmücken, direkt am Fuße des Revierparks Vonderort lebt, mit seiner Frau aber weit mehr Nächte außer Haus verbringt, weil ja der Wohnwagen gepflegt werden muß. Daß

Am Steuerknüppel der „Rockwell Commander“, einem Exemplar der einmotorigen Extraklasse, fühlt sich Robert Ciuraj besonders wohl.



der rein zufällig am Flughafen Schwarze Heide steht, macht das Camperleben natürlich noch interessanter.

Ja natürlich, die Fliegerei habe schon etwas mit Abenteuerlust zu tun, aber nicht mit dem Nervenkitzel, den der Hasardeur verspürt: „Ich nehme alles in Anspruch, was das kalkulierbare Risiko in den Vordergrund rückt, die Draufgänger fallen irgendwann runter.“ Dieses Gefühl, daß es nun nicht mehr weitergehe, dieses Gefühl habe er noch nie gehabt, „außer im Krieg“. Sein Kampfgeschwader war überall da, „wo es brannte, uns haben sie den Arsch aufgerissen“. Ja sicher, auch privat wurde es bisweilen kitschig. 1965 mußte er mal in Guinea wegen Spritmangel eine Notlandung machen, die problemlos klappte.

paar zweimotorige kamen natürlich dazu, hat dabei wohl satt über 5000 Flugstunden absolviert, alle 29 Länder Afrikas und 14 Staaten Asiens von Syrien bis nach Thailand angefliegen, und nie hat er ein

Flugzeug sein eigen nennen können: „Das konnte ich mir als Angestellter gar nicht leisten, da hätte ich Bankeinbrüche machen müssen.“ Aber es gab und gibt Freunde, gute Freunde mit dem nötigen Klein-

Nur tobten dort gerade Befreiungskämpfe, Robert Ciuraj wurde in Handschellen gelegt und fünf Tage als „Spion“ eingebuchtet. Als er sich ein anderes Mal in Afrika verfliegt, geht er neben Schilfhütten 'runter, fragt die Neger nach dem Weg und erhält den Bescheid: „Immer geradeaus.“ Er landet auf Kamelpisten ohne Funkfeuer, „es gibt natürlich beim Fliegen Momente, wo man sehr stark gefordert wird, Gewitter und Turbulenzen, Sandstürme, wenn man da nicht körperlich fit ist, sollte man die Finger vom Steuerknüppel lassen“.

Sicherheit geht Robert Ciuraj über alles: „Den 'point of no return' rechne ich vorher aus, wer 1200 Kilometer Reichweite hat und nur 50 davon als Reserve läßt, soll sich lieber erschießen und die anderen im Flugzeug nicht gefährden.“ Der zweifache Großvater weiß, wovon er spricht, ist er doch meist der an Bord, der die fliegerische Hauptverantwortung trägt, obwohl er, darauf angesprochen, relativiert: „Die Kameraden, mit denen ich fliege, werden genauso gefordert. Wenn sie am Knüppel sitzen, kann ich getrost ein Nickerchen machen.“

Anfang 1972 startet Ciuraj zu einer Tour, die vorher noch kein einmotoriger Sportflieger gemacht hat. Am Ende werden 27000 Kilometer in einer Streckenführung stehen, die über die größte Wüste der Welt, die Sahara, und alle Urwälder Afrikas geht. Das Ereignis ist so sensationell, daß es sich die Westdeutsche Allgemeine Zeitung nicht nehmen läßt, ihren damaligen Chefreporter Heinz-Arndt Brüggemann mit in die Luft gehen zu lassen. Er beginnt seinen ersten Bericht am 26. Februar 1972 wie folgt:

„So etwas wie dem Jumbo-Jet von Aden kann uns mit Sicherheit nicht passieren. Für Entführer ist in der

Cessna 182 'D-ECRG' kein Platz. Nur vier Sitze bietet die Maschine. Einer ist mit Gepäck belegt. Vorne hinter der Doppelsteuerung halten Walter Struchtrup (36) und Robert Ciuraj (54) aus Oberhausen den Kurs. Der einzige Fluggast bin ich. Gegen zehn Uhr heute morgen werden wir von Düsseldorf-Lohausen starten. Vor uns liegen 27000 Kilometer über 19 europäische und afrikanische Länder, der längste Streckenflug, den eine deutsche Sportflugbesatzung mit einer einmotorigen Maschine bisher unternahm. Der Oberst beim Luftwaffenunterstützungskommando in Köln-Wahn lächelt versonnen: 'Das ist noch fliegen, da möchte ich schon mitmachen', meint er. Dann wischt er mit einer Handbewegung 'die sentimentalen Gedanken eines alten Fliegers' weg.“

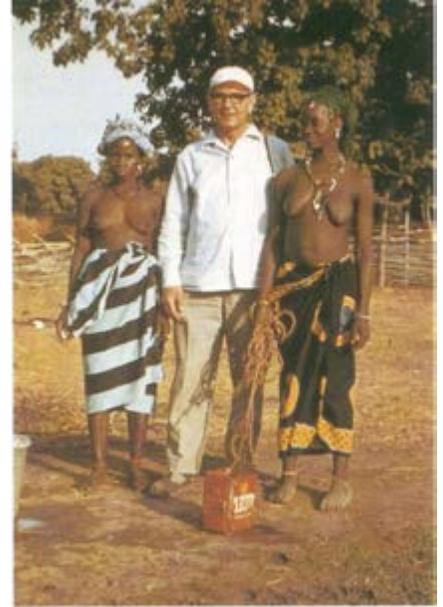
230 PS leistet der Cessna-Motor, der über der Sahara jede Stunde 200 Kilometer macht. Notverpflegung ist angesagt, anders geht's nicht. Aus Arizona hatte das Luftwaffenunterstützungskommando bei einem Routineflug Nahrung mitgebracht, die Bestandteil der speziellen Wüstenausrüstung deutscher Piloten ist, die in Arizona üben. Zum Gepäck in der kleinen Cessna gehören somit auch Antischlangenserum, Feuertabletten, Sturmholzer, Wasserdesinfektionsmittel und Antimoskitopaste. Der Oberst in Wahn wünschte nicht nur einen guten Flug: „Ich wünsche Ihnen, daß Sie das alles nicht brauchen.“

Brüggemann braucht insgesamt sechs große Folgen (neben kleineren Einheiten) für seine Reportage „Auf Flug/Safari über Afrika“. Dafür aber lernt er die Tuareg kennen und die Pygmäen, die Tierwelt Kenias, den Kilimandscharo und die alten Königsgräber. Und Ende März 1972 sind sie wieder zurück, erschöpft

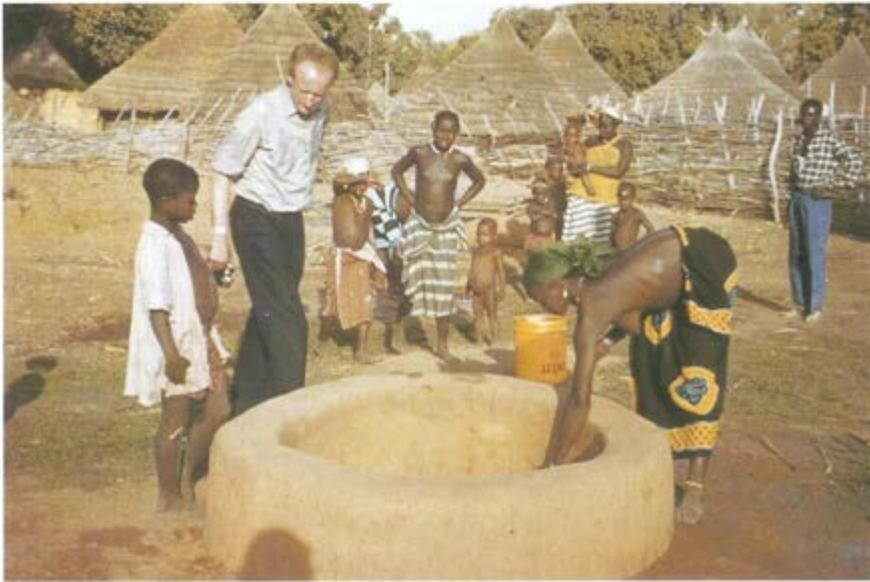
und durchgeschüttelt, zweimal nur hatten sich die Flugzeugführer über der südlichen Sahara verfliegen, ein Meisterwerk, auch wenn Ciuraj heute eher lässig abwinkt.

Kein Wunder, ähnliche Erlebnisse hat er seither häufiger. Mehr als 20 mal hat er inzwischen 'Afrika gemacht', den Sprit auch schon mal glasweise besorgen müssen, ist bei 500 Kilometern Staubnebel und null Kilometer Sichtweite geflogen, selbst bei einem Wirbelsturm, der bis in 1000 Meter Höhe eine ungeheure Wucht entwickelt, hat er allenfalls ein beklemmendes Gefühl, während der Chefpilot betet: „Robert, mach' keinen Scheiß.“

Scheiks und Kalifen kennt er, der Kontakt zu den Stammesfürsten Afrikas ist so eng, daß ihn selbst Luise Albertz, die unvergessene Oberhausener Oberbürgermeisterin, einmal nutzt. Als Robert Ciuraj 1970 wieder einmal Afrika im Visier hat, gibt sie ihm eine Grubenlampe mit auf den Weg, mit in Kupfer getriebenem Wappen „Stadt Oberhausen“. Sie schmückt seither die Schilfresidenz von Amenokal Bey Ak Akhamouk. Herr Amenokal Bey Ak Akhamouk ist 1970 König der Kel-Rela-Tuareg. Mit Schuhen darf Ciuraj den Teppich von Amenokal Ak Akhamouk nicht betreten, dafür darf er aber die Grabkammer der Königin besichtigen, ein Heiligtum der Kel-Rela-Tuareg, bei denen jeder ein Adeliger ist, und bei denen die Piloten aus Oberhausen selbstverständlich Service total genießen und reichlich Bedienstete in die Hütte abgestellt bekommen. Anderswo wird zu Ehren des soeben gelandeten Robert Ciuraj gar ein fetter Hammel geschlachtet, wie gesagt, Kostbarkeiten aus eigentlich allen afrikanischen Ländern (Afrika „macht“ er 1963 zum ersten Mal, „es gib kaum eine Oase, die ich



Mehr als 20 mal hat Robert Ciuraj seit 1963 den afrikanischen Kontinent „gemacht“.



nicht kenne“), aus vielen asiatischen und europäischen auch schmücken die Wohnung an der Nürnberger Straße. Im Arbeitszimmer gibt es Karten, Flugkarten aus der ganzen Welt, Funkkarten, Navigationskarten, Informationen über die Botschaften aller Länder. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß selbst die Lufthansa auf diesen paar Quadratmetern fündig werden könnte.

Ja, es gibt noch weitere Hobbys. Robert Ciuraj ist Naturfreund, ein fanatischer beinahe. Wandern, Rad-

fahren, Sportfischen („In Irland bin ich jahrelang auf Hecht gegangen“), der Wohnwagen wie gesagt, und Eisstockschießen. Dennoch, die Fliegerei, das gesteht er ein, „ist eine Sucht“. Mehr als eine Million Kilometer hat er gemacht, also reichlich mehr als 25 mal die Erde umrundet, vom Eismeer bis Mozambique: „Wenn Schluß ist, dann finde ich mich damit ab. Dann fliege ich als Ballast mit und mache die Navigation.“ Denn irgendwann seien die 40, 50 Jahre, die er mit seinen 75 noch habe, mal vorbei, meint

der unbändige Optimist mit der Vitalität eines Twens. Und ebenso optimistisch reagiert er auch, wenn er gefragt wird, was er denn wohl mache, wenn er in 4000 Metern Höhe keine Chance mehr hat: „Dann bete ich das Vaterunser.“ Er wird's wohl nicht lernen müssen, denn in 55 Fliegerjahren gab's für Robert Ciuraj, seit rund 35 Jahren Mitglied im Deutschen Aeroclub und im Luftsportverein Dinslaken, wo er im Vorstand zehn Jahre lang Presse- und Werberefereent war, der das vierteljährlich erscheinende Magazin „Der Steuerknüppel“ einige Zeit als verantwortlicher Redakteur betreute und von dem Überschuß Jugendförderung finanzierte, noch keine einzige Verstoßmeldung. Für 1993 wird sich das nicht ändern, auch wenn „eine größere Sache“ ansteht. Bis dahin wird Robert Ciuraj die „Rockwell Commander AC 114“ noch einige Male streicheln.

EIN KIND DER „68ER“

*Forum der Filmothek hat Faible
für bissige Themen*

CHRISTIAN ICKING

Der Junge schnippt die kokelnde Selbstgedrehte in den Rinnstein der Schwartzstraße und duckt sich hinter das Gebüsch nahe der Stadthalle. Innere Anspannung verzerrt sein Gesicht. Feucht ist seine linke Hand, die sich um die verkratzte Filmdose krampft, in der das kostbare Zelluloid ruht, das ihm nicht gehört. Der Junge weiß, wenn er auf dem Weg zum Heinrich-Heine-Gymnasium den Leuten vom Bundespresseamt in die Arme liefe, gäbe es mächtigen Ärger. . .

Doch der Junge schaffte es, unentdeckt zur „Heine-Aula“ zu kommen. Ebenso wie seine beiden Freunde aus dem Forum der Filmothek, die zur Ablenkung, mit leeren Film Dosen bewaffnet, durch die Straßen flanierten. In der einen Dose steckte ein Film von Pavel Schnabel. Titel: „Bonn hin und zurück“. Und den hätte das Bundespresseamt beschlagnahmt, wenn es ihn in die Finger bekommen hätte. Zeigte doch der Film den amtieren-

den bundesdeutschen Kanzler (verschweigen wir aus Gründen des Taktes seinen Namen) ganz anders, als der es hatte haben wollen: Das Kanzleramt hatte Schnabel beauftragt, den Regierungschef als „hip“ und jugendnah zu porträtieren. Also hatte der Regisseur Jugendliche bei einem Besuch in Bonn begleitet. Nur: Das Gegenteil des Gewünschten war dabei herausgekommen, nun sollte der Film verschwinden. Aber: Sein Macher unterwarf sich nicht der Zensur, fuhr zur Festivalzeit nach Oberhausen und bot den Kurzfilmtagen sein Werk an. Doch dessen Vorführung war der Leitung zu heiß. Und damit begann der Krimi.

Irgendwie verschwand der Film aus dem Fundus der Kurzfilmtage, gelangte, auf ähnliche Weise wie zu Beginn beschrieben, in den der Filmothek. Die hatte ganz kurzfristig eine nicht näher erklärte „besondere Veranstaltung“ ins Programm genommen und damit die

Leute derart auf die Folter gespannt, daß, wie ein Zeitzeuge sich erinnert, „die Halle knallvoll war“. Und als „Bonn hin und zurück“ lief, kam „ganz zufällig“ Pavel Schnabel hereinspaziert.

Diese Episode enthält viele Dimensionen des Selbstverständnisses der Filmothek der Jugend, seit nunmehr 23 Auflagen eines der größten Filmfestivals seiner Art in der Bundesrepublik. Stellen wir den Fokus scharf auf einige davon:

Da ist die politische Dimension. Die Filmothek ist ein Kind der 68er. Vor dem Hintergrund der Studentenrevolte, des Aufbegehrens gegen eingefahrene Strukturen und eines wachsenden Bedürfnisses Jugendlicher, an den gesellschaftlichen Prozessen teil zu haben, forderten Oberhausener Jugendliche lautstark Einlaß zu den Westdeutschen Kurzfilmtagen. Der nämlich wurde jenen verwehrt, die nicht volljährig waren. Zurück ging die Ausgrenzung auf ein Verbot des Landesjugendamtes, das auf das Gesetz zum „Schutz der Jugend in der Öffentlichkeit“ pochte, nach dem Jugendliche bis zum Volljährigkeitsalter nur freigegebene Filme sehen durften.

„Kalter Krieg“

Hinter dem Verbot steckte aber auch „die politische Auseinandersetzung darüber, ob man Jugendliche nicht vor diesem 'roten' Festival mit seinen Filmen schützen sollte, die mit dem Establishment brachen. Schließlich war das Festival während des Kalten Krieges eine der ganz, ganz wenigen Brücken zu den sozialistischen Ländern“, meint der langjährige Leiter Hans-Dietrich, genannt „Balu“, Kluge-Jindra. Von 1965 bis 1968 wurden zwar zu bestimmten Veranstaltungen der Kurzfilmtage Schulklassen zugelassen, aber auch nur dann,



wenn ihre Lehrer sie vor- und nach-
bereiteten.

So war denn auch die Entscheidung, die das Jugendamt im Herbst 1968 fällte, eine politische: im Jahr darauf ein Sonderprogramm für Jugendliche parallel zu den Kurzfilmtagen zu veranstalten. Am 23. April 1969 schlug die Geburtsstunde, die „1. Filmothek der Jugend“ begann in der Aula des Staatlichen Gymnasiums an der Mülheimer Straße, dem heutigen „Heine“. Gezeigt wurden von Mitarbeitern des Jugendamtes ausgewählte Filme. Im Foyer präsentierten sich zum erstenmal politische und gesell-

Politisch geprägt war die Filmothek der Jugend in all' den Jahren. In der Stadthalle forderten die Mitglieder des Filmothek-Forums mit Sprecher Bernhard Jesch: Barzel, „go home“.

Große Diskussions-Veranstaltungen zur Zukunft des Films gab es bei der Filmothek. Das Foto zeigt die Tagung zum Jugendfilm 1985. Jugendliche bereiten das Festival jedes Jahr aufs neue vor.

Der „Weg zum Nachbarn“ hieß für die Filmothek ebenso wie für die Kurzfilmtage: Öffnung nach Osten. So wehte vor dem Portal der Aula des Staatlichen Gymnasiums während der 3. Filmothek die sowjetische Fahne neben Hammer und Zirkel der DDR.





Die Auswahlkommission der 17. Filmtheke der Jugend, die vom 19. bis 26. April 1986 im ehemaligen Stadtkino über die Leinwand flimmerte. Mit dabei: Der heutige Leiter, Hermann Hanenberg (rechts), und sein damals amtierender Vorgänger Hans-Dietrich Kluge-Jindra (3. von rechts).

schaftliche Gruppierungen mit Ständen und Plakatwänden.

Doch kaum zwei Tage alt war die Filmschau, da drückten die politisch hochmotivierten Jugendlichen dem ersten Organisationsleiter, Peter Stöbe, Resolution auf Resolution in die Hände. Tenor: „Wir wollen mitbestimmen, was gezeigt wird“. Auch Stöbe, städtische Jugendschutz-Fachkraft, erklärte: „Wir müssen ein öffentliches Forum bilden.“ Damit war der Name und sein Programm für das 2. Festival geboren: das Filmtheke-Forum als Gremium Jugendlicher, die ein Wort mitzureden hatten.

Die 1. Filmtheke war ein voller Erfolg: 3000 Jugendliche an fünf Tagen kamen in die Aula des Staatlichen Gymnasiums. Nachmittags liefen Streifen für Teens ab zwölf,

bis zum späten Abend für Jugendliche ab 14 Jahren. Jeden Tag gab es ein anderes Thema: Dienstag „Gesellschaft und Establishment“, Mittwoch „Sex und Sexualität“, Donnerstag „Freizeit“, Freitag „Krieg und Frieden“ und Samstag „Arbeit und Schule“ sowie eine Zusammenfassung der besten Filme. Ganz oben in der Publikumsgunst, der Film der Schweizerin Suzanne Beyeler, „Umweg“.

Vollversammlung

Gleich nach dem Ende der 1. Filmtheke berief man eine Vollversammlung ein, auf der sich das Filmtheke-Forum zum erstenmal bilden sollte, um das nächste Filmfest vorzubereiten. Vollversammlungen gab es daraufhin auch in den kommenden Jahren. Auch sie waren politisch geprägt: Jugendorganisationen, Parteien und Schülervertretungen entsandten Delegierte, die das paritätisch besetzte Forum wählten. Bis zu 100 Leute saßen im „Haus der Jugend“ und diskutierten.

Eine zweite Dimension der „Bonn hin und zurück“ Episode liegt im Faible des Forums, bissige Themen anzupacken – mit Erfolg: Der Block „Sex und Sexualität“ etwa lockte 1970 nicht weniger als 700 Jugendliche an einem Tag an. Ein anderes Mal diskutierte die Filmtheke die Freigabe von Drogen wie Marihuana und LSD. Sehr zum Mißfallen der Sittenwächter, die das Landesarbeits- und Sozialministerium schickte. Oft genug nahmen diese „Jugendschutzsachverständigen“ Einfluß auf das Programm.

Einmal wollte einer dieser Jugendschützer einen Film gar aus dem Programm streichen. Doch der Pffiffigkeit der Forums-Leute war er nicht gewachsen. Bei der Sichtung zum 5. Festival 1974 wollten die Jugendlichen den Film „Götterdämmerung“ zeigen. Der Gesandte aus dem Ministerium war dagegen. Das war ein Fehler: Die jungen Filmfans plazierten die „Götterdämmerung“ ins publikumsträchtige Eröffnungsprogramm – und entschuldigten sich anschließend damit, der Film sei „versehentlich“ aus dem Archiv der Kurzfilmtage herübergekommen. Künftig hielten sich derlei Auseinandersetzungen in Grenzen.

Überhaupt, und hier liegt Dimension Nummer drei, ließ sich das Forum in keiner Zeit diktieren, was gut oder schlecht sei. Von Jugendschützern nicht und von Filmstudierten auch nicht. Zwar war die Filmtheke der Jugend ein Ableger der Kurzfilmtage, doch verstanden sich die Heranwachsenden immer auch als eine Alternative, ja manchmal sogar als ein Widerpart des „großen Festivals“. Wenn ein Film „denen da drüben“ nicht gefiel, so war er fürs Forum dennoch oder gerade deshalb interessant. Die Filmtheke



Schon nach der 2. Filmothek begannen die Vorbereitungen zum 3. Festival, das vom 30. April bis 8. Mai 1971 in der Aula des Staatlichen Gymnasiums stattfand. In der Bildmitte: Peter Stöbe, der erste Filmothek-Leiter.

thek wählte zum Beispiel die Filme „Tin Toys“ und „Balance“ aus den eingereichten Werken aus, die sich jährlich auf mehrere hundert türmen: Bei den Kurzfilmtagen fielen sie durch. Und wenig später kassierten beide Streifen „Oscars“.

Filmsichtungen

Nicht selten habe er sich während der Filmsichtungen für die Kurzfilmtage „aus den hinteren Reihen, wo die Festivalkommission sitzt, nach vorn geschlichen, wo sich die Auswahlkommission der Filmothek der Jugend mit nicht weniger Engagement als die Profis auf die Filmflut einläßt, die tage- und nächtelang auf uns eindringt“, gestand denn auch einmal Ex-Kurzfilmtagechef Wolfgang Ruf.

War das Verhältnis der Filmothek zur großen Schwester Kurzfilmtage nicht immer ungetrübt, so scheint dies heute überstanden. Das liegt nicht zuletzt an den derzeitigen Leitern, Angela Haardt bei den Kurzfilmtagen, Hermann Hanenberg bei der Filmothek. Seit beide 1990 die jeweilige Leitung übernahmen – „Barney“ Hanenberg löste „Balu“

Kluge-Jindra ab – bestimmen Kooperation und nicht unterschwellige Konfrontation das Geschäft. Es gelang ihnen, die latent immer vorhandene Angst, die Filmothek könnte unter die Fittiche der Kurzfilmtage geraten, weitgehend zu beschwichtigen.

Überstanden wurde so auch der jüngste Sturm 1992, als eine Diskussion in Politik und Stadtverwaltung, die Filmothek enger an das große Festival zu binden, für Irritationen sorgte. Klar ist nun: Die Filmothek bleibt eigenständiger, dem Jugenddezernat zugeordneter Teil der Oberhausener Kulturlandschaft. Und nachdem die Jugendlichen den lange Jahre gehegten Traum, eine neue Spielstätte beim Initiativkreis in der ehemaligen Zinkfabrik Altenberg zu finden, begraben haben, ist auch klar: Das Jugendfestival bleibt im „Heine“. Das soll langfristig so ausgestattet werden, daß es den Ansprüchen des Festivals genügt. Hatte es doch, ganz abgesehen vom Bahnhofshallen-Flair des Aula-Foyers, während der Filmtage immer wieder des Improvisationstalents der Forumsleute bedurft, technische Pannen zu beheben. Geradezu legendär die Geschichte, als beim 22. Festival der Riemenantrieb für einen Projektor riß und Ersatz nicht schnell genug zu bekommen war: Das Forum baute kurzerhand ein Kondom ein. Im „Lümmeltütenbetrieb“ lief der Projektor die gesamte Festivalzeit durch.

Notprogramm

Nicht etwa technische Mängel, sondern das Fehlen einer „Zentralfigur“ kennzeichnete das schwärzeste Jahr des Jugendfestivals: Als Stöbe Oberhausen verließ, konnte für die 5. Filmothek kein Nachfolger gefunden werden. Man brachte lediglich ein zweitägiges Notpro-

gramm auf die Beine. 1974 gab es dann doch eine 5. Filmothek, der neue „Motor“ war Holger Jacobeit.

Für die Etablierung der Filmothek war das darauffolgende Jahr wichtig: Der Stadtrat gab dem Festival eine Bestandsgarantie für die gesamte Legislaturperiode und erhöhte die Mittel. Hier „setzte eine kontinuierliche Aufwärtsentwicklung ein“ resümierte Hugo Baum, der dem Filmfestival als Stadtverordneter, Vorsitzender des Jugendwohlfahrtsausschusses und Jugenddezernent immer den Rücken gestärkt hatte.

Die Ratsentscheidung beeinflusst hatte ein Debakel: Als das 6. Festival aufgrund schwacher Finanzen keine zugkräftige Eröffnungsveranstaltung anbieten konnte, ging die Besucherzahl um ein Drittel zurück. Und auch heute noch wird ein großer Teil der jährlich rund 10.000 Köpfe zählenden Besucher-schar besonders durch musikalische „Highlights“ im Rahmenprogramm angelockt. Derlei gab's viele: Unter anderen Joy Fleming, Alexis Korner, Insterburg & Co., Karl Dall solo („Kennst Du den Ort, wo die Kellner wohnen, das ist dort, wo die Ober hausen“), „Mr. Supercharge“ Albie Donnelly und 1992 „m. walking on the water“ trugen sich in die „Promi-Liste“ ein.

Doch „Barney“ Hanenberg weiß: Immer öfter legen junge Leute, die eigentlich nur das Auftaktkonzert und anschließend die rauschende Party genießen wollen, ein paar Märker drauf und erstehen eine Dauerkarte. Die überaus große Resonanz der 23. Filmothek läßt für die 24. hoffen. Zu irgendeiner „besonderen Veranstaltung“ gleich welcher Art ist die Halle dann wieder „knallvoll“. Und das Programm läuft unter ebenso tosendem Beifall wie „Bonn hin und zurück“.

STADTBILD WIRD AUFGEWERTET

*Projekte der Internationalen
Bauausstellung Emscher Park für
mehr Lebensqualität*

RAINER SUHR

Vorbei sind die guten Zeiten von Kohle und Stahl, zurückgeblieben ist eine Landschaft voller ökologischer, ökonomischer und sozialer Narben. Wo sich einst die Emscher als beschauliches Flößchen durch menschenleere Auen schlängelte und heute eine stinkende Kloake an Industriebrachen vorbeifließt, sollen bis zur Jahrtausendwende weiträumige Parklandschaften das Bild des nördlichen Ruhrgebietes prägen.

Internationale Bauausstellung Emscher Park – kurz IBA – heißt das ehrgeizige Strukturprogramm der Landesregierung für ein Gebiet von rund 800 Quadratkilometern mit zwei Millionen Einwohnern in 17 Städten und Kreisen zwischen Duisburg und Kamen. Mehr Lebensqualität verspricht die Bauausstellung auch für und in Oberhausen. „Mit der IBA haben unsere eigenen Bemühungen auf diesem Weg kräftigen Rückenwind bekommen“, freut sich der städtische

Beigeordnete Dr. Dierk Hans Hoefs: Internationale Architektenwettbewerbe garantieren für jedes Einzelprojekt ein Höchstmaß an Planungsqualität, und die Landesregierung will ihre Umsetzung bevorzugt fördern.

Vor allem die fünf Oberhausener IBA-Projekte der ersten Dringlichkeitsstufe werden das Stadtbild in den nächsten Jahren nachhaltig aufwerten, ist sich Dr. Hoefs sicher. Im einzelnen denkt er dabei an die beiden geplanten Landschaftsparks am westlichen und östlichen Stadtrand, an die Essener Straße als „Allee der Industriekultur“, an die Aufwertung des Bahnhofsumfeldes und an „FRIEDA“, die Fraueninitiative zur Entwicklung dauerhafter Arbeitsplätze.

Grünzüge A und B

Bei der Benennung haben die IBA-Planer wenig Phantasie bewiesen. Ansonsten mangelt es ihnen aber nicht an Ideen, sieben ansatzweise bestehende und einstweilen

lieblos nach dem Alphabet benannte Grünzüge im nördlichen Emscherraum zu großen Landschaftsparks fortzuentwickeln. Schließlich sollen die Regionalen Grünzüge A bis G zwischen Duisburg und Dortmund einmal das Rückgrat der Bauausstellung bilden. Oberhausen wird in Nord-Süd-Richtung gleich von zwei dieser künftigen Landschaftsparks eingerahmt: dem Regionalen Grünzug A an der Stadtgrenze zu Duisburg und Mülheim sowie dem Regionalen Grünzug B, der angrenzende Flächen von Bottrop, Mülheim und Essen einschließt.

„In beiden Fällen wurden Arbeitsgruppen mit Vertretern der beteiligten Städte gebildet, um das Grundkonzept fortzuentwickeln“, beschreibt der Oberhausener Grünplaner Norbert Reglinski eine neue Form der interkommunalen Zusammenarbeit unter dem Dach der IBA. Die Ergebnisse waren teilweise verblüffend pragmatisch, aber bisher nahezu undenkbar. Etwa auf dem ehemaligen Jacobi-Gelände an der Stadtgrenze zu Bottrop: Die Oberhausener planten auf ihrem Stadtgebiet einen Neun-Loch-Volksgolfplatz, die Bottroper eine Bezirkssportanlage. Beide kamen jedoch mit dem Zuschnitt der „eigenen“ Flächen nicht zurecht. Indem man einander dringend benötigte Randflächen gegenseitig zur Nutzung überließ, wurden sowohl Golfplatz als auch Bezirkssportanlage nebeneinander möglich.

Zusammenarbeiten wollen die vier beteiligten Kommunen auch beim Kauf bzw. bei der ökologischen Aufwertung von Brachflächen im Bereich des Grünzuges B. Ziel der gemeinsamen Rahmenplanung ist neben der Renaturierung des Läppkes Mühlenbaches auch eine neue Rad- und Fußwegever-

IBA Emscher Park in Kürze

Am 1. Mai 1989 nahm die Internationale Bauausstellung Emscher Park (IBA) in Gelsenkirchen formell ihre Arbeit auf. Einziger Gesellschafter dieser Planungs-GmbH ist das Land Nordrhein-Westfalen. Es trägt je nach Stadt 70 bis 90 Prozent der Planungs- und Baukosten für gegenwärtig 76 Einzelprojekte, deren Investitionsaufwand insgesamt auf rund drei Milliarden Mark geschätzt wird. Ausgestattet mit einem Arbeitskapital von 35 Millionen Mark soll die IBA das bislang anspruchsvollste Strukturprogramm für die nördliche Hälfte des Reviers entwickeln, also für das Gebiet zwischen der Autobahn 430 (Ruhr-schnellweg) im Süden und der Autobahn 2 im Norden, von Duisburg im Westen bis Bergkamen im Osten.

Die einzelnen Projekte wählt der IBA-Lenkungsausschuß mit

Vertretern der Landesregierung und der beteiligten Städte sowie von Unternehmen, Gewerkschaften, Naturschutz- und Fachverbänden aus.

Auch wenn es keinen eigenen Projektetat gibt, werden die für den Emscherraum bestimmten Fördermittel der verschiedenen Ministerien unter dem Dach der IBA gebündelt; IBA-Projekte genießen höchste Förderpriorität. Dafür sollen sie auch höchsten Ansprüchen gerecht werden: angefangen beim Planungsverfahren (mit internationaler Beteiligung), über die Qualität von Architektur und neuzuschaffenden Arbeitsplätzen bis zur Auswahl der Baustoffe (ökologisch) und einer ausgeweiteten Bürgerbeteiligung.

1999 – nach zehn Jahren – soll die IBA abgeschlossen sein. Zur „Halbzeit“ ist 1994 eine Zwischenpräsentation vorgesehen.

bindung. Sie soll möglichst kreuzungsfrei vom Revierpark Vonderort bis nach Essen führen. Dazu muß eine neue Kanalbrücke gebaut werden.

Um einige Nummern kleiner fällt die Planung für den Regionalen Grünzug A vom Revierpark Mattlerbusch bis zu den Ruhrauen im Alstadener Süden aus. Als verbindender „roter Faden“ ist hier ein „grüner Pfad“ vorgesehen. Er soll als Wander- und Radweg an aufgelassenen Bahndämmen entlang von Sterkrade bis nach Duisburg-Ruhrort führen. „In Oberhausen verläuft der ‚grüne Pfad‘ auf der stillgelegten Güterbahn von der Skagerrakstraße bis zum Abzweig Grafenbusch

beziehungweise in Richtung Sterkrade entlang der Hollandlinie“, erklärt Norbert Reglinski. Während noch geprüft wird, ob und wie sich die „Neue Mitte“ anbinden läßt, ist eine Verlängerung des „grünen Pfades“ zur Landesgartenschau 1999 auf dem Gelände von Zeche und Kokerei Osterfeld bereits fest eingeplant.

Fest steht auch, daß es nicht bei den holprigen Arbeitstiteln „Regionale Grünzüge“ bleibt: Die IBA sucht jetzt im Rahmen eines Bürgerwettbewerbs nach griffigeren Namen.

Hauptbahnhof

Genau 145 Jahre nach der Einweihung der Köln-Mindener Eisen-

bahn zwischen Duisburg und Dortmund gab es Mitte Mai '92 am Oberhausener Hauptbahnhof wieder etwas zu feiern: den ersten Spatenstich zur Umgestaltung des Berliner Platzes. Bis 1994 – also pünktlich zur Zwischenpräsentation der IBA – sollen hier die Arbeiten nach Plänen der Architektengemeinschaft Hannelore Kossel, Michael Bäckmann sowie Susanne und Klaus Quick abgeschlossen sein. Beim ersten Gestaltungswettbewerb der Internationalen Bauausstellung mit hochkarätiger Konkurrenz entwickelten die vier Berliner Planer das beste Konzept, um den Bahnhof und sein Umfeld aus dem städtebaulichen Dornröschenschlaf zu wecken.

„Die Gesamtkosten belaufen sich auf 50 Millionen Mark, von denen die Stadt ein Zehntel trägt“, betont der für das Bahnhofsumfeld zuständige Oberhausener Planer Klaus-Martin Schmidt-Waldbauer die Dimension des Gesamtprojekts. Im wesentlichen geht es um folgende Detailvorhaben:

- die Umgestaltung des Berliner Platzes einschließlich des Zentralen Busbahnhofs und einer Fahrradabstellanlage mit Dachkonstruktionen aus Stahl und Glas,
- die Verlängerung des Fußgängertunnels unter den Gleisen bis zur Hansastraße, um das Rheinische Industriemuseum und das Bürgerzentrum Altenberg anzubinden,
- direkt angrenzend der Bau einer „park and ride“-Anlage für 520 Pkw, und schließlich
- der Umbau der Poststraße zwischen Berliner Platz und Friedensplatz ohne Durchgangsverkehr, so daß für Fußgänger eine Fläche vom Europahaus bis zum Hauptbahnhof entsteht.

Mitte 1994 will die Bundesbahn mit dem denkmalgerechten Um-



bau der alten Bahnhofshalle beginnen. Die Stadt drängt außerdem auf die Wiederherstellung der alten Fassade und der hohen Halle mit ihren charakteristischen Fenstern. In dem leerstehenden, ehemaligen Wasserturm für die Dampflokomotiven sollen nach den Plänen der Stadt 1996 internationale Künstler arbeiten und ausstellen.

Schon vorher soll an der offenen Platzseite ein repräsentatives Wohn- und Geschäftshaus entstehen.

„Allee der Industriekultur“

Manche Schönheiten erkennt man erst auf den zweiten Blick: etwa die industriegeschichtlich und

architektonisch gleichermaßen wertvolle Bebauung an der Essener Straße mit der ehemaligen GHH-Hauptverwaltung und dem Hauptlagerhaus des bahnbrechenden Baumeisters Peter Behrens, immerhin Pilgerstätte für Generationen von Architekturstudenten. Nicht zu vergessen auch das Werksgasthaus, wo derzeit als Resultat eines IBA-Wettbewerbs nach den Plänen des Pariser Büros Reichen & Robert das Technologiezentrum Umweltschutz entsteht.

Es markiert den ersten Abschnitt eines der ehrgeizigsten IBA-Projekte überhaupt: die Verwandlung der Essener Straße zur „Allee der In-

Das von Peter Behrens gebaute Hauptlagerhaus will künftig das Rheinische Industriemuseum nutzen.

dustriekultur“. Mit ihren Vorschlägen für behutsame Ergänzungen und sinnvolle Verknüpfungen der vorhandenen, aber noch recht ungeordneten Bebauung entschied die Oberhausener Architekten-Arbeitsgemeinschaft Funke, Sachweh und Lipkowski den IBA-Ideenwettbewerb für sich. „Örtliche Planer können also durchaus im internationalen Konzert mitsingen“, freut sich Planerin Susanne Jung, im Rathaus für die „Allee der Industriekultur“ zuständig, über die Entscheidung des Preisgerichts.



*Architektonisch außergewöhnlich:
Der Neubau des Technologie-
zentrums Umweltschutz (TZU).*

Nicht zuletzt durch ihre Ortskenntnis konnten die Oberhausener Preisträger ihre Arbeit mit originellen Details krönen: Als Masten für die Straßenbeleuchtung, so ihr Vorschlag, könnten Stahlträger vom Abriß auf dem Thyssengelände dienen und als Brücke zur Querung der Essener Straße durch den Nahverkehr Richtung „Neue Mitte“ eine alte Thyssen Kranbahn. Zur „Neuen Mitte“ sollen darüber hinaus zwei Queralleen – gegenüber der Einmündung „Im Lipperfeld“ und gleich hinter der neuen Brücke – führen. In einem Satz faßt Susanne Jung das Ziel aller Einzelmaßnahmen zusammen: „Als Allee der Industriekultur soll sich die Essener Straße nicht zu einer baumbestandenen Kulisse für das übliche Gewerbebauten-Einerlei, sondern zu einer Adresse von höchster Standortqualität entwickeln.“

Fraueninitiative

FRIEDA ist kein altmodischer Frauenname, sondern das Kürzel eines zukunftsweisenden Projekts, das von der städtischen Gleichstel-



*Blick vom Wasserturm über das
Werksgasthaus zum Gelände der
Neuen Mitte am Gasometer.*

lungsstelle entwickelt wurde: der Fraueninitiative zur Entwicklung dauerhafter Arbeitsplätze. Bei der IBA fiel das Konzept auf fruchtbaren Boden, steht es doch für den sozialen Umbau im Revier.

Unter dem Dach einer gemeinnützigen GmbH wollen die drei FRIEDA-Geschäftsführerinnen Annegret Hoffmann, Agnes Radde und Marion Rabe modellhaft die Schwierigkeiten von Frauen auf dem Arbeitsmarkt lösen. – „Schrittweise“, wie sie betonen und wie es sich für ein so komplexes Thema gehört. Zur Existenzsicherung und beruflichen Eingliederung von Frauen plant FRIEDA

- Werkstätten im gewerblich-technischen Bereich und Qualifizierungsmaßnahmen im Garten- und Landschaftsbau sowie im Maler- und Lackiererhandwerk;
- einen Service-Bereich mit Arbeitsplätzen in der Kantine, im hauswirtschaftlichen Bereich (Waschen, Nähen, Bügeln) einschließlich einer Textilwerkstatt und Dienstleistungsangeboten wie Babysitting, Mitfahrzentrale und EDV-Service;

- eine Tagesstätte für die Kinder berufstätiger Frauen
- und die Förderung von Existenzgründerinnen.

Zentraler Standort wird die ehemalige Hauptschule West an der Otilienstraße, deren Umbau mit einem Volumen von fünf Millionen Mark Ende 1992 beginnen sollte. „Dabei sollen bereits unsere Qualifizierungsmaßnahmen für Frauen am Bau einsetzen“, erklären die FRIEDA-Geschäftsführerinnen. Als Zielgruppen denken sie an Mädchen und Frauen ohne abgeschlossene Berufsausbildung, an Berufsrückkehrerinnen, an Mädchen und Frauen, die sich beruflich (neu) orientieren wollen sowie an Frauen, die nach einer Lehre in gewerblich-technischen Berufen nicht übernommen wurden. Finanziert wird FRIEDA aus verschiedenen Förderprogrammen des Landes und der EG, durch das Arbeitsamt und nicht zuletzt durch die Stadt Oberhausen.

BLICK ZURÜCK AUF 1992

HELMUT KAWOHL

Oberhausen 1992 – die Schlagzeilen des Jahres bestimmten zweifellos der Fortgang des Projektes „Neue Mitte“ und die Probleme, die der immer stärkere Zustrom von Asylbewerbern in unsere Stadt mit sich bringt. Die für Oberhausen wohl wichtigste Entscheidung traf am 15. Oktober der Bezirksplanungsrat, als der Stadt „grünes Licht“ für die Realisierung des Vorhabens auf dem ehemaligen Thyssen-Gelände gegeben wurde.

Vieles ist in Bewegung geraten. Am neuen Technologiezentrum Umweltschutz drehen sich die Kräne ebenso wie auf dem Hauptbahnhofsvorplatz. Das Theater wurde umgebaut, das neue Schauspiel eröffnet. Nicht alle Nachrichten aber stimmten freudig: 150 Jahre Bergbau-Geschichte gingen zu Ende, bei der MAN GHH läßt sich der Abbau von mehreren hundert Stellen scheinbar nicht verhindern.

Ein Jahrhundert-Ereignis werden viele nicht vergessen: Am 13. April bebte um 3.24 Uhr für 15 Sekunden auch in Oberhausen die Erde. Niemand kam zu Schaden, Gott sei Dank. Was aber geschah sonst noch 1992 in Oberhausen? Erinnern wir uns!



Der Moskauer Staatszirkus begeisterte mit seinen Dressuren



Jean Ipoustéguy stellte in der Galerie seine Skulpturen aus

JANUAR

Turbulenter Jahreswechsel für Polizei und Feuerwehr: Leiche aus Kanal geborgen · Serie von Überfällen verunsichert Alstaden · Dr. Alfred Rohe, von 1961 bis 1962 Bürgermeister in Oberhausen, stirbt im Alter von 83 Jahren · Neue Bewohner ziehen nach Erweiterung in das Louise-Schroeder-Heim · Stadt schlägt Leinenpflicht für Hunde in Fußgängerzonen vor · OB Friedhelm van den Mond und Walter Paßgang neue Eulenorden-Träger im Karneval · Bürger machen 220 Namensvorschläge für das Projekt „Neue Mitte“, Lippern könnte der neue Stadtteil heißen · „Romeo und Julia“ vorerst letzte Musiktheater-Premiere · Konkurs bedeutet „Aus“ für die kommunale Dienstleistungsgesellschaft Diversa · Moskauer Staatszirkus präsentiert Programm der Extraklasse · PDS-Chef Gregor Gysi in der Fabrik K 14 · Jugoslawische Roma-Familien müssen Oberhausen bis Ende März verlassen · Rolf Wintershoff neu im Stadtrat · Glassammlung der Galerie wird an das Kunstmuseum Düsseldorf verkauft · Dr. Otto Dickau neuer Leiter des Stadtarchivs ·

FEBRUAR

Traditionskneipe „Steinhaus im Loch“ schließt nach 87 Jahren · Skulpturen des französischen Bildhauers Jean Ipoustéguy in der Galerie · 2000 Bürger suchen neue Wohnung · Horst „Samy“ Weingärtner, Betriebsratsvorsitzender des Werkes Oberhausen der Thyssen Stahl AG, stirbt im Alter von nur 48 Jahren · GHH-Bau errichtet Gewerbepark in Buschhausen · Landesregierung prüft Standort Oberhausen für Fachhochschule · HDO High Definition Oberhausen sendet HDTV-Bilder von der Winterolympiade in Albertville · Filmtheater-Forum will keine Anbindung an die Kurzfilmtage · Ebertbad-Gastronom beantragt Konkurs · Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“ soll Schauspiel-Zeiteröffnen · Stadtbibliothek verpaßte 1991 nur knapp Traumzahl von einer Million Entleihungen · Fusion der Deutsche Babcock Energie- und Umwelttechnik AG mit Steinmüller gescheitert · NW-Verkehrsminister Kniola weiht bei den Stadtwerken rechnergesteuertes Bus-Leitsystem ein · Ehemaliger DGB-Kreisvorsitzender Rudi Jakfeld wird 80 ·



*Eine ungewöhnliche „Demo“:
1. Kinderkonferenz im Rathaus*



*Während des Streiks der ÖTV
stank der Müll zum Himmel*



*Badminton-Stars beim „Masters“
in der Luise-Albertz-Halle*

MÄRZ

180.000 Menschen beim großen Karnevalszug in der City auf den Beinen · „Feuerwerk“ von Paul Burkhard letzter Musiktheater-Abend · OTHC-Hallenhockeyspieler steigen auf · NW-Ministerpräsident Johannes Rau schenkt Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond zu dessen 60. Geburtstag Spaten für den Umbau der Stadt · Filmregisseur Wim Wenders soll Vorsitz im HDO-Beirat übernehmen · Vorplanung für Projekt „Tiefer Fallschacht“ im Schacht VI von Concordia abgeschlossen · Stahl-Ehe zwischen Beltrame/Italien und Thyssen besiegt: neues Ministahlwerk wird gebaut · Oberhausener Architekten Sieger des IBA-Ideewettbewerbes für die Essener Straße · Notarzt rettet verschütteten Bergmann in 1000 Metern Tiefe · 1. Kinderkonferenz im Rathaus fordert autofreie Sonntage · NW-Wissenschaftsministerin Anke Brunn legt Grundstein für das Institut für Umwelt- und Sicherheitstechnik (UMSICHT) · Hoechst investiert in Werk Ruhrchemie 500 Mio. DM für Bau einer neuen Essigsäure/Essigsäureanhydrid-Anlage ·

APRIL

1000 Personen müssen für Entschärfung einer englischen Fünf-Zentner Fliegerbombe in Osterfeld ihre Wohnungen verlassen · Sporthalle Süd heißt jetzt „Willy-Jürissen-Halle“ · Oberhausen präsentiert sich auf Hannover-Messe als Wirtschaftsstandort · Junges Tanzpaar holt „Bronze“ bei der Weltmeisterschaft in den Lateinamerikanischen Tänzen · Friedensdorf holt wieder Kinder aus Vietnam · Geplante Skateboardbahn am Revierpark erhitzt Gemüter von Kleingärtnern · radio NRW peilt nach nur zwei Jahren eine Million Zuhörer an · Im Osterfeuer „brutzelten“ Kühlschrank und Bahnschwelle · Nach Urabstimmung ruft ÖTV zum Streik: Müllberge wachsen – Beamter kommt zur Trauung ins Wohnzimmer · HDO sammelt Erfahrungen beim WDR in Köln · „Netzwerk Umwelttechnik“ soll vorbildliche Kooperation garantieren · 38. Internationale Kurzfilmtage in der Luise-Albertz-Halle eröffnet – Filmmemacher feiern erstmals in einem Zelt am Grillopark – Großer Preis der Stadt für britischen und für deutschen Film ·

MAI

Bienenseuche „böartige Faulbrut“ ausgebrochen · Sponsoren-Kasse leer: Mannschaft des Handball-Oberligisten SG Osterfeld fällt auseinander · Auch die Post wird bestreikt · 23. Filmothek ein Festival der Jugend · Rohrbruch an der Kreuzung Duisburger-/Buschhausener Straße sorgt für Verkehrschaos · Neue Boeing der Lufthansa trägt Namen „Oberhausen“ in die Welt · „ENO“ gegründet: Stadt und Wirtschaft ziehen jetzt bei der Wirtschaftsförderung an einem Strang · Hundehalter machen gegen Maulkorb-Erlaß mobil · Hauterkrankungen bei Mitgliedern des Theaterensembles: Wars die Taube im Ebertbad oder die Matratze vom Trödel? · Babcock verlagert 300 Arbeitsplätze von Krefeld nach Oberhausen · Finanzspritze der Stadt bewahrt Ruhrwerkstatt vor dem „Aus“ · Europäisches Badminton-Masters Finale in der Luise-Albertz-Halle · Neue Toranlage für den SchloßInnenhof · MAN GHH-Chef Hans-Dieter Meissner in Ruhestand · Knapp 1400 Flüchtlinge leben in OB · 25 Jahre städtische Malschule groß gefeiert ·



Was wird aus dem Gasometer?
Ein Vorschlag: Größte Cola-Dose der Welt

JUNI

Zehnter Drogentoter des Jahres in Wohnung auf der Buschhausener Straße gefunden · Dr. Heinz-Jörg Eckhold neuer Vorsitzender der CDU-Ratsfraktion · Pläne zur Attraktivitätssteigerung der Zentren von Alt-Oberhausen und Sterkrade vorgestellt: Marktstraße soll auf 450 Metern überdacht werden · Oskar Lafontaine besucht bundesweites Pfingstcamp der Jungsozialisten in Sterkrade · Zentralstelle für Forschungs- und Entwicklungstransfer (FET) der Universität Gesamthochschule Essen gründet Außenstelle in Oberhausen · Erhalt des Gasometers umstritten · Kunstturner siegen bei 29. Ruhrolympiade · Schausteller trotz Fußball-Europameisterschaft mit Besucherzahl auf Fronleichnamskirmes zufrieden · Diskussion um Naturalverpflegung oder Bargeld für Asylbewerber · Land finanziert mit 90 Mio. DM neue Trasse für Öffentlichen Personennahverkehr zwischen Sterkrade und Alt-Oberhausen · Spatenstich für Volksgolfanlage auf dem Gelände der ehemaligen Zeche Jacobi · Stadtwerke präsentieren fünf neue Niederflrbusse ·



Asylbewerber protestieren im Rathaus gegen Naturalverpflegung

JULI

Chemisches Untersuchungsamt warnt vor Cadmium in Tintenfischen · Modell der Neuen Mitte im Maßstab 1 : 1000 vorgestellt · Regisseur Wim Wenders begeistert Filmemacher für HDTV-Technik · Stadt sparte durch Streik der ÖTV eine Million Mark ein · Flüchtlinge protestieren im Rathaus gegen Naturalverpflegung · 25 Jahre Friedensdorf Oberhausen · Oberhausener Feuerwehrmänner helfen bei Waldbrand in Brandenburg · Neues Studienzentrum für die Fern-Universität Hagen in Styrum · Richtfest für 70 Mio. DM Projekt „Businesspark Grafenbusch“ · Spatenstich für Tiefgarage am Neumarkt · Neue Mitte-Investor Healey sponsert OTHC-Leistungstennis · Multilaterale Jugendbegegnung mit 100 Jugendlichen aus Jerusalem, Saporoshje, Middlesbrough und Oberhausen · Olympische Spiele in der Stadthalle in neuer HDTV-Übertragungstechnik · Hallenbad Sterkrade wird mit 4,5 Mio. DM umgebaut · Vier Firmen gründen Studiobetriebsgesellschaft für High Definition Oberhausen · Judokas aus Saporoshje besuchen Partnerstadt ·



Der Bergbau verabschiedet sich:
Die letzte Koble auf „Osterfeld“

AUGUST

Neues Technologiezentrum Umweltschutz im Rohbau fast fertig · Motten in Lebensmitteln sorgen für Aufregung in Alteneinrichtungen · Ferienspiele: Oberbürgermeister versucht sich im Bauchtanz · Olga Buriakina verläßt COBG-Basketball · DRK-Helfer wohlbehalten aus Kroatien zurück · Bodenschutzzentrum zieht 1993 ins alte Werksgasthaus · 81 bosnische Flüchtlinge in Aussiedlerheimen an der Waghalsstraße untergebracht · Neues Altenpflegeheim an der Helmholtz-/Ecke Saarstraße geplant · Großbrand neben der Müllverbrennungsanlage: 150.000 cbm Holzspäne in Flammen · Einbrecher rissen Ehepaar aus dem Schlaf: 9.000 DM erbeutet · OTHC-Tenniscracks erreichen die Bundesliga-Aufstiegsrunde · Kinder entdecken „ihre“ Marktstraße · 30 Jahre Gedenkhalle Schloß Oberhausen für die Opfer der NS-Diktatur · Institut für Umwelt- und Sicherheitstechnik feiert Richtfest · Handball-Abteilung des Traditionsvereins SGO aufgelöst · 150 Jahre Bergbau-Geschichte in Oberhausen zu Ende: Letzter Fördertag auf Zeche Osterfeld ·



Fete „Allee hopp“ präsentiert neue Entwicklungen auf der „Essener“



Auf der Marktstraße entstand das längste Straßenbild der Welt



Ein Rabbiner singt jiddische Lieder bei der Demo für Frieden und gegen Gewalt

SEPTEMBER

Schüler des Bogensportclubs Oberhausen holen in München Deutsche Meisterschaft · Luise-Albertz-Halle vor 30 Jahren gebaut · Wirtschaftskooperation zwischen Nagasaki/Japan und der Region Essen, Mülheim, Oberhausen vereinbart · MAN GHH kündigt Abbau von 423 Arbeitsplätzen im Bereich „Fertigung Industrietechnik“ an · Nachbarstädte lehnen Bau des Hirsch-Einkaufszentrums ab – Sterkrader Geschäftsleute beunruhigt · Unternehmer Ferdinand Rück stirbt im Alter von 85 Jahren · Music Circus Ruhr übernimmt Ebertbad-Gastronomie · 18jähriger tritt Rentner zu Tode · WestLB-Chef Friedel Neuber führt Babcock-Aufsichtsrat · Bombe unter dem Neumarkt: Sterkrader Innenstadt evakuiert · Appell des Ältestenrates: Nur ein Prozent Asylbewerber vertretbar · Superfete „Allee hopp“ auf der Essener Straße · 21jähriger Bergmann untertage tödlich verunglückt · Start der Abbrucharbeiten auf dem Neue Mittelgelände · Theaterfest rund um den Ebertplatz · „Hackbarths Restaurant“ unter den besten 500 in Deutschland

OKTOBER

Neue Ortseingangsschilder der Stadt von Künstlern gestaltet · „Standort Gasometer“: Neue Publikation des Rheinischen Industriemuseums · 15 Jahre Pro Familia-Beratungsstelle · Beim City-Fest auf der Marktstraße entsteht längstes Straßenbild der Welt · Theater eröffnet mit „Prinz von Homburg“ Schauspiel-Saison · Polizei veranstaltet „Tag des Rades“ auf dem Friedensplatz · Ehrennadel der Stadt für Hermann-Josef Wagner vom Katholischen Stadthaus · Bezirksplanungsrat gibt „grünes Licht“ für die Neue Mitte · GHH-Brücke auf der A 2/A 3 wird ausgewechselt · Gewandhaus Leipzig mit Kunst und Musik in der Stadtgalerie · 250 000 Besucher beim verkaufsoffenen Sonntag in der City · Euro-City-Züge sollen nicht mehr in Oberhausen halten · 141 Personewagen in drei Monaten gestohlen · Ab 1993 wird in Oberhausen „Duales System“ für Entsorgung von Hausmüll eingeführt · Stadt will alle Asylsuchenden künftig in vier großen Wohnsiedlungen unterbringen · Kämmerer kündigt höhere Steuern für die Bürger an ·

NOVEMBER

Kulturforum im Ebertbad diskutiert Aufgaben und Ziele kommunaler Kulturpolitik · Drei Oberhausener sterben bei Unfall auf der Autobahn bei Wiesbaden · Alfred Biolek moderiert Fest zum 30. Geburtstag der „Lebenshilfe“ · INTEG-Club für behinderte und nichtbehinderte junge Menschen besteht 20 Jahre · Lehrer sagen aus Protest gegen Sparpolitik St. Martins Umzüge an mehreren Schulen ab · Gasexplosion erschüttert Wohnhaus in Sterkrade · A-Jugendliche von GW Holten in Berlin Deutscher Judo Meister · Stadt stellt Künstlern ehemalige Schulräume als Ateliers zur Verfügung · Birgit Breuel, Präsidentin der Treuhandanstalt, referiert vor Unternehmern in der Luise-Albertz-Halle · 4000 Bürgerinnen und Bürger gedenken mit Gottesdienst und Schweigemarsch der Reichspogromnacht und verurteilen Gewalt gegen Ausländer · Bei Raubüberfall auf Sparkassen-Filiale in Buschhausen 35.000 DM erbeutet · Wirtschaftsbetriebe Oberhausen ziehen mit 1500 Beschäftigten ins Lipperfeld · „Handwerkszentrum Ruhr“ am Hauptbahnhof geplant ·

VOM FEDERKIEL ZUM PERSONLICHEN COMPUTER

*Der Wandel der Technik
in der Stadtparkasse Oberhausen*

An einem Freitag vor mehr als 125 Jahren, genau schrieb man den 6. Oktober des Jahres 1865, öffnete Christian Kleindorf nachmittags von drei bis vier Uhr seine Wohnstube im Haus Concordiastraße 30. Privatleute und Vereine sollten bei ihm ihr Geld rentbar anlegen können. Stephan Austermann war der erste Kunde, er wollte 50 Taler einzahlen. Christian Kleindorf tauchte die Feder ins Tintenfaß und verbuchte den ersten Geschäftsvorgang der heutigen Stadtparkasse Oberhausen. In prachtvoll ausgeformten Sütterlin-Buchstaben selbstverständlich. Heute säße Christian Kleindorf nicht in seiner heimeligen Wohnstube vor Faß und Feder, sondern als Kreditberater in einem hochmodernen, klimatisierten Büro am Personal-Computer. Stephan Austermann wäre angesichts seines sicheren Instinktes für eine gute Geldanlage gewiß ein erfolgreicher Geschäftsmann, der sich bei Christian Klein-

dorf Informationen aus internen und externen Datenbanken holen könnte, etwa aus denen der Westdeutschen Landesbank oder der Landesbausparkasse.

Im Zeitalter der technischen Revolution kann ein Kreditinstitut nicht verharren bei Tinte und Federkiel, schon gar nicht eines, das eben „mehr“ sein will als ein Kreditinstitut. Gleichwohl ist es schon atemberaubend, wie sich der Wandel vom Sütterlin gezeichneten Buchungsvorgang bis zum Einsatz des 4 Megabyte-Chips vollzog. Die Stationen der friedvollen Revolution sind nur in Schlaglichtern zu erhellen.

Zu Zeiten unserer Urahren bestimmten Kopfrechnen und Schönschreiben das Geldgeschäft, das zunächst noch in gebundenen Büchern festgehalten wurde. Bahnbrechend war anno 1899 die Einführung loser Blätter. Man mag dies heute belächeln, aber die erste technische Neuerung bannte viele Um-

sätze eines Kontos endlich auf lose Blätter, auch wenn diese nach wie vor manuell (schön)beschriftet werden mußten. Immerhin konnten so die Stockregister eingeführt werden, die, man höre und staune, im Zeitalter der technischen Revolution rund 70 Jahre lang beibehalten wurden. Auch die Schreibmaschine hielt Einzug in den Alltag der Stadtparkasse, wenngleich Konten immer noch manuell beschriftet werden mußten.

Bereits 1909 wurde bei den Sparkassen der Giroverkehr eingeführt,



ohne den heute das Geschäft eines Kreditinstitutes unvorstellbar wäre, schon gar nicht dann, wenn es rund 70 v.H. der Privatkunden unserer Stadt bedient. 1928 stellte die Stadtparkasse die ersten wirklich technischen Mitarbeiterinnen ein. Wie jede Innovation bedingte auch die Anschaffung von Registrierkassen grundlegende Maßnahmen. Neue Sparkassenbücher mußten ausgegeben, ein neues Kontenformat geschaffen werden. Die Architekten des damaligen Strukturwandels bewiesen viel Gespür für die Haltbarkeit ihres technischen Bausteins, die Sparkassenbücher sind in ihrer Form bis heute unverändert, lediglich ihr Antlitz hat sich verändert, „blau“ wurde ausgemustert, das bundeseinheitliche „Sparkassenrot“ setzte sich durch. Einige Bücher aber sind bis heute noch mit Verlaub blau im Verlauf.

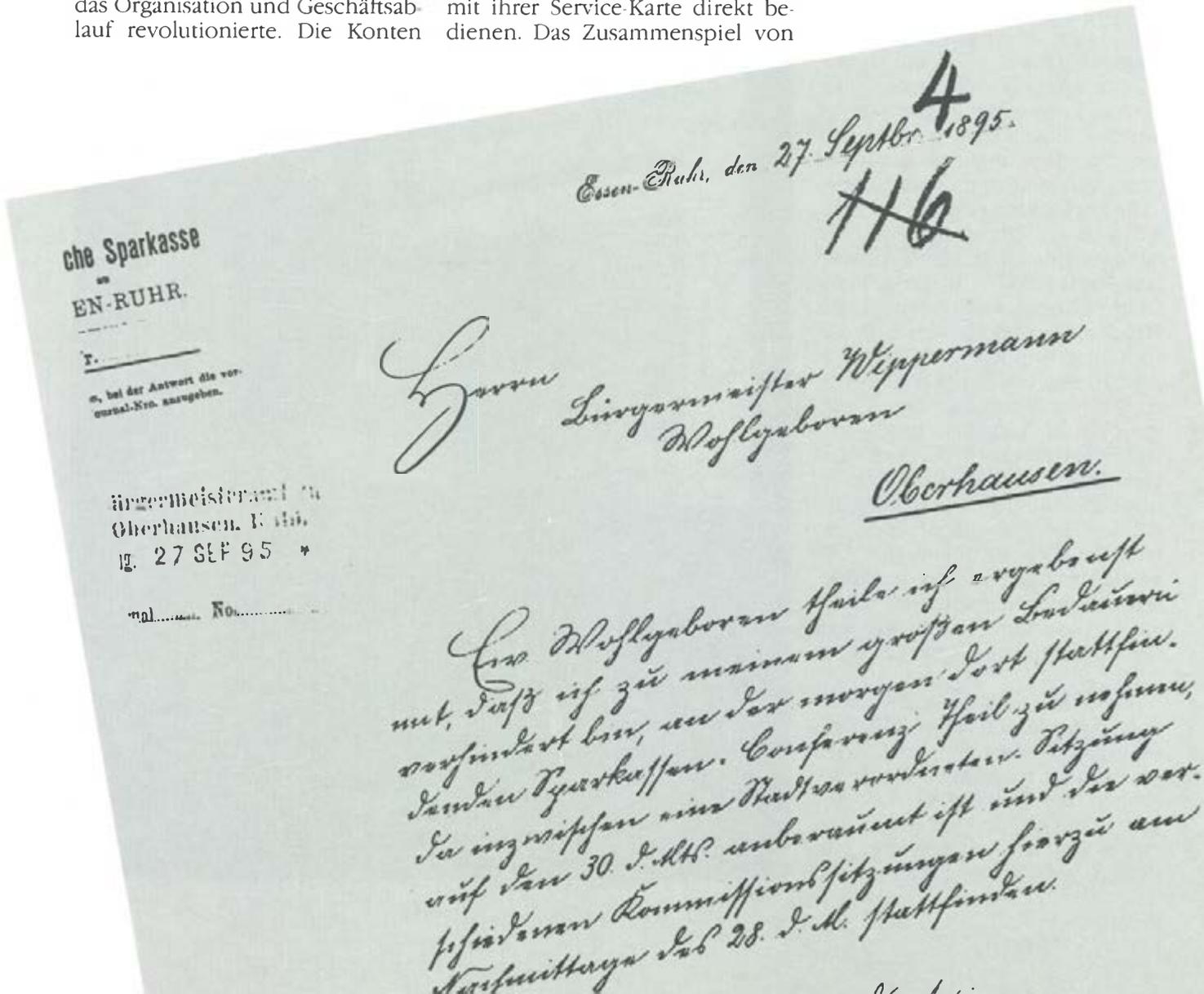
Als nicht ganz so haltbar erwiesen sich die Walzenbuchungsautomaten, die 1936 eingeführt wurden

und das Kontogegenbuch überflüssig machten. Und erstmals wurden die Briefe an die Kunden damals auch über eine Adrema adressiert. 1961 hielt die Lochkartenmaschine Einzug und mit ihnen die täglichen Buchungen auch der Privatgirosätze, die bis dato periodisch vorgenommen worden waren. Fünf Jahre später schließlich wurde der erste „Kollege Computer“ eingestellt, auch in der Stadtparkasse Oberhausen begann das Zeitalter der elektronischen Datenverarbeitung, das Organisation und Geschäftsablauf revolutionierte. Die Konten

waren praktisch allgegenwärtig geworden, automatisch wurde fortgeschrieben. Betriebsintern von Bedeutung war eine erheblich schnellere Erstellung des Jahresabschlusses.

Fortan ging es Schlag auf Schlag. 1975 wurden die ersten Terminals aufgestellt, die Datenfernverarbeitung zunächst im Spar- und ab Anfang 1976 auch im Giroverkehr ermöglichte direkte Bardisposition und Kontierung, an Kontoauszugsdruckern konnten sich die Kunden mit ihrer Service-Karte direkt bedienen. Das Zusammenspiel von

Mensch und Technik wurde kontinuierlich verfeinert, etwa durch die Einrichtung einer Datenbank, durch neue, leistungsstärkere Rechner, durch eine Verkürzung der Antwortzeiten an den Terminals. Im DATA-CLEARING-Verfahren wurden Felder und Speicherformen eines Zahlungsverkehrsaustauschsatzes für das gesamte deutsche Kreditgewerbe und die Deutsche Bundespost festgelegt, seit einigen Jahren erfolgt der elek-



tronische Zahlungsverkehr über Postleitungen, über DATA-CLEARING werden auch die Abhebungen an den Geldautomaten verrechnet.

Sparkassenkunden, die selbst kleine EDV-Anlagen oder einen Personal-Computer haben, können sich über ein Modem und eine Postwählleitung mit dem Computer der Stadtparkasse verbinden und so Daten austauschen, ein Angebot, das auf wachsendes Interesse stößt. Für die Kundenberatung stehen individuelle Programme für den Aktiv- und Passivbereich zur Verfügung, zum Abschluß eines Beratungsgesprächs wird ein ausgedrucktes Angebot übergeben. Der Vertrag kann sofort abgeschlossen werden, ebenso ist es natürlich auch möglich, mehrere Angebote exakt miteinander zu vergleichen.

Die Entwicklung der EDV schreitet in diesen Jahren mit einer zunächst nicht für möglich gehaltenen Rasanz fort. Um programmtechnisch immer auf dem neuesten Stand zu sein und bestehende Anwendungen pflegen zu können, sind 70 Prozent der EDV-Mitarbeiter der Stadtparkasse durch entsprechende Aufgaben gebunden. Daher hat sich auch die Stadtparkasse Oberhausen entschlossen, ihre gesamten EDV-Großanwendungen auf das Sparkassenrechenzentrum in Köln zu übertragen. Der große Verbund auch mit den anderen rheinischen Sparkassen macht eine rationellere Erledigung des täglichen Buchungsverkehrs möglich.

War anfangs oft befürchtet worden, daß die EDV den so liebgewonnenen persönlichen Kontakt am Schalter verdrängen würde, so zeigten die Folgejahre, daß der „menschliche“ Service durch den elektronischen Kollegen eher verbessert wurde. Die Zeitersparnis,

die die Technisierung der Routinevorgänge bedingt, kommt der persönlichen Beratung zugute. Ein Ende des technischen Fortschritts ist nicht in Sicht. Er wird immer aber auch dabei helfen, den persönlichen Kontakt, der mit Faß und Feder in der Wohnstube begann, zu verbessern.

Heute längst Selbstverständlichkeit: Die „schnelle Mark“ nach Feierabend aus dem Geldautomaten.



Der zehnte Band der Jahrbuch-Reihe „Oberhausen“ erscheint in einer Zeit, in der der Strukturwandel in dieser Ruhrgebietsstadt seine wohl spannendste Phase erreicht hat. Nach 150 Jahren verabschiedete sich der Bergbau endgültig, die Realisierung des für die Stadt so zukunftsweisenden Projektes Neue Mitte scheint dagegen auf gutem Wege.

In Oberhausen ist vieles in Bewegung. Dies dokumentiert auch der junge, dynamische Jubilar. Trotz des Wandels wurde an der Tradition festgehalten, daß Oberhausener Journalisten aus ihrer Stadt erzählen.



Plitt Druck- und Verlag, Oberhausen